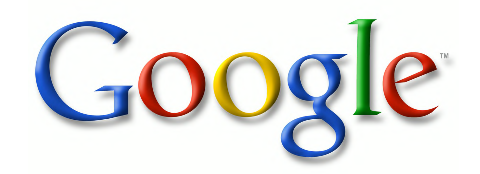
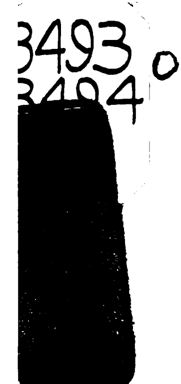


Abenteurer

von

VALERIAN TORNIUS





Abenteurer

Abenteurer

Wunderliche Lebensläufe und Charaktere

von

Valerian Tornius

Mit zehn Künstlersteinzeichnungen

von

Wilhelm Plünnecke

Leipzig 1919
Im Verlage von Klinkhardt & Biermann



Den Einband zeichnete Wilhelm Plünnecke. Den Buchdruck sowie die Buchbinderarbeit besorgte die Graphische Kunstanstalt Julius Klinkhardt in Leipzig, den Steindruck Rösch & Winter in Leipzig. 100 numerierte Exemplare wurden auf Bütten abgezogen und vom Verfasser und Künstler signiert.

Dem Zeitgeist von heute

zu eigen



Inhaltsverzeichnis



Der Papst im Unterrock

Ein Weib auf dem Stuhle Petri! Es klingt wie eine Fabel, und die meisten neueren Kirchenhistoriker, einerlei ob Katholiken oder Protestanten, vertreten auch die Ansicht, daß die Geschichte von der Päpstin Johanna eines jener vielen wunderlichen Märchen sei, die der Sensationsgier und Phantasterei des Mittelalters ihre Entstehung verdankten, aber einen einwandfreien Beweis für diese Behauptung hat bisher noch niemand zu erbringen vermocht. Die Päpstin Johanna bleibt nach wie vor ein ungelöstes Rätsel, trotz des Streites, der nun schon bald fünfhundert Jahre zwischen den Gelehrten um sie tobt, trotz der eifrigsten Versuche allzugewissenhafter Jesuiten, ihre Spuren zu verwischen und trotz des objektiven Wahrheitsdranges einiger protestantischer Forscher, ihre Existenz zu verneinen.

Man kann sagen: seit der Reformation ist die Kontroverse über den weiblichen Papst — einige Atempausen abgerechnet — nie ganz verstummt. Die Literatur, die sie in einer Unzahl von Flugschriften, Broschüren, Traktaten, grundgelahrten Dissertationen, schmähsüchtigen Apologien und umständlichen dickleibigen Folianten bislang angehäuft hat, würde zum Bestande einer stattlichen Schloßbibliothek ausreichen. Während der eine Teil der Verfasser sich auf die Suche nach Wahrscheinlichkeitsbeweisen und triftigen Argumenten für die Existenz der Päpstin abmüht — der Herr von Spanheim

zitiert allein aus dem Zeitraum vom dreizehnten bis zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts hundertundfünfzig Zeugen — und während dabei die aberwitzigsten und spitzfindigsten Deutungen zum Vorschein gelangen, setzt der andere Teil Himmel und Hölle in Bewegung, um jene kühnen Verfechter zu widerlegen und bedient sich in emsigem Wetteifer mit seinen Gegnern nicht minder lächerlicher Hilfsmittel zur Bekräftigung seiner Thesen.

Eine Dame, der so viele uneigennützige Anwälte im Laufe der Jahrhunderte erstanden sind und die mehr Biographen gefunden hat als je eine Königin älterer und neuerer Zeit, verdient es ohne Zweifel — mag sie Päpstin gewesen sein oder nicht —, daß man sich mit ihrer Persönlichkeit beschäftigt. Wenn sich überhaupt der Mythos von einem weiblichen Papst bilden konnte, so waren irgendwelche Gründe vorhanden, die das möglich erscheinen ließen; denn schließlich steckt in jeder Legende ein Körnchen Wahrheit, verbirgt sich hinter jeder Geschichtsfabel ein bestimmtes Vorkommnis. Endlich gibt gerade in diesem Falle der ungeheure Eifer, mit dem jesuitische Sachwalter bei der Herausgabe mittelalterlicher Chroniken alle auf die Päpstin hinweisenden Stellen zu tilgen oder zu fälschen suchten, doch zu manchem Bedenken Anlaß. Daß das elfte und zwölfte Jahrhundert sich über den weiblichen Papst ausschwiegen, ist nicht verwunderlich: die Kirche stand noch im Kampf um ihre Macht und jedes, ihr Ansehen gefährdende Ereignis mußte ihr darum ungelegen sein. Später, als sie erstarkt war und noch häßlichere Flecken an dem Kleide seiner Heiligkeit sichtbar wurden, brauchte sie

sich des Vorgefallenen nicht mehr zu schämen, gestattete sie sogar, daß man im Dom zu Siena in der Reihe der übrigen Stellvertreter Petri die Büste eines weiblichen Nachfolgers aufstellte. Ja, als Johannes Huß auf dem Konzil in Konstanz sich zur Bekräftigung seiner Lehre auf die Päpstin Johanna berief, um damit darzutun, daß die römische Kirche keineswegs so unbefleckt geblieben sei, wie man annähme, wagte von den anwesenden 22 Kardinälen, 49 Bischöfen und 272 Theologen keiner einen Widerspruch. Erst als die päpstliche Hierarchie durch die Reformation in ihren Grundfesten erschüttert wurde, verwandelte sich eines schönen Tages Johannes Büste im Dom zu Siena auf Befehl Clemens' VIII. in die des Papstes Zacharias, verschwanden allmählich in den Chroniken, von geschickten Händen getilt, alle Hinweise auf den weiblichen Papst.

Diese Umstände sprechen sehr zuungunsten jener, die das Dasein der Päpstin leugnen. Noch deutlicher aber reden die damaligen Zeitverhältnisse, die wie geschaffen waren, kühnen abenteuerlichen Gelüsten als Tummelplatz zu dienen. Niemals — es sei denn in der Aera Alessandro Borgias — stand das Papsttum im Zeichen einer solchen Verwilderung der Sitten wie im neunten und noch mehr im zehnten Jahrhundert. Die Unwissenheit des Klerus spottete jeder Beschreibung. Im Jahre 846 soll es, nach den Berichten eines Zeitgenossen, Priester gegeben haben, welche die Kinder „in nomine Patria, Filia et Spirita sancta“ getauft hätten. Der Erlaß eines Gesetzes, nach dem die Priester die Kenntnis des Vaterunsers nachweisen mußten, illustriert trefflich

den Bildungsgrad der Geistlichkeit. Mit dieser Ignoranz paarte sich eine schrankenlose Willkür bei der Besetzung der höheren kirchlichen Ämter. Alle traditionellen Zeremonien und Vorschriften wurden mißachtet und der Gewalt allein die Entscheidung in die Hände gelegt. So geschah es nicht selten, daß die auf den päpstlichen Stuhl kandidierenden Prälaten, von Pöbelhaufen begleitet, mit Knütteln und Steinen um den vakant gewordenen Herrscherthron kämpften. Daneben spielten, wie zur Zeit der römischen Soldatenkaiser, Käuflichkeit und Bestechlichkeit eine verhängnisvolle Rolle. Letzten Endes waren diese Erscheinungen nur die Folge dessen, daß das Papsttum sich von einer geistlichen Macht immer mehr zu einer weltlichen entfaltete, daß es darauf ausging, seine politische Einflußsphäre immer weiter auszudehnen, die Schar seiner Vasallen zu vermehren und die Einkünfte zu vergrößern; denn dadurch entfachte es den Neid der Campagnabarone, die nur ihr ganzes Sehnen und Streben auf den Besitz der Tiara zu richten begannen, und begünstigte den Aufstieg skrupelloser und verderbter Kreaturen.

Wie stets zu gewissen Zeiten, denen rücksichtslose politische Machtbegierde das Gepräge verleiht, ehrgeizige Frauen sich als maßgebende Faktoren vordrängen und unlautere Elemente zum Erreichen hochgesteckter Ziele mißbrauchen, so griff auch jetzt zu Beginn des zehnten Jahrhunderts weibliche Herrschsucht, die verworrene und unbeständige Lage der Kurie ausnutzend, in das Schicksal der päpstlichen Hierarchie ein. Frauen, ausgezeichnet durch äußere Schönheit, schlau und klug im Erfassen der

jeweiligen politischen Situation, aber von einem leidenschaftlichen, über alle Schranken der Sittlichkeit sich hinwegsetzenden Ehrgeiz beseelt, zügellos in Lebenswandel und Gesinnung, schwangen sich zu Lenkerinnen Roms empor. Den Einfluß, den die ebenso intelligente wie lasterhafte Senatorenfrau Theodora mit ihren verführerisch schönen, doch in höchstem Maße sittenlosen Töchtern Marozzia und Theodora eine Zeitlang auf den Vatikan ausübte, läßt sich vielleicht nur mit dem einer Maintenon im Frankreich des Sonnenkönigs vergleichen. „Sie gab ihre eigenen Töchter," schreibt Basonius, „der Geistlichkeit und dem Adel preis, aber sie verfügte über den päpstlichen Thron und erhob Verbrecher und Pseudopäpste auf den Heiligen Stuhl." Acht Päpste gelangten unter Mitwirkung dieses sauberen Dreibundes zur Herrschaft. Aber sie waren auch darnach. Abenteurer waren es, die der Zufall in die lüsternen Arme jener Buhlerinnen getrieben hatte und die ihres Erfolges sich nur so lange freuen durften, als die launige Gunst Amors ihnen hold blieb. Sie mußten stets gewärtig sein, ihren Sitz einem andern zu räumen, wenn die Neigung ihrer mächtigen Gönnerinnen erkaltete. Und schnell war auch immer ein williger Priester zur Stelle, der den unbequem gewordenen Liebhaber auf einen geheimen Wink beiseite schaffte. Dem Mörder winkte dann gewöhnlich für diese elende Tat „aus Liebe" als verlockender Lohn — die Tiara.

Kann es angesichts solcher Zustände, die den Frauen einen derartig einschneidenden Einfluß auf die Papstwahl zubilligten, wohl Erstaunen erregen, wenn sich ein

Weib vermaß, selbst die Rolle eines Papstes zu spielen? Man braucht gar nicht, mildernde Umstände zur Rechtfertigung dieser Annahme suchend, zu der Hypothese eines gewissen Galiffe Pictet Zuflucht zu nehmen: ihr zufolge soll Johanna die heimliche Frau Leos IV. gewesen sein, soll sie nach seinem Tode, während ein heftiger Streit um die päpstliche Nachfolge entbrannte, die Zügel der Regierung in die Hand genommen und dieselben so lange behalten haben, bis die neue Wahl erfolgt war. Die den allgemeinen Sittenverfall kennzeichnenden Verhältnisse dürften allein genügen, um das Vorhandensein einer Päpstin in den Bereich der Möglichkeit zu rücken. Daß natürlich die Volksphantasie die nackte Tatsache mit vielen legendarischen Momenten umsponnen haben mag, steht außer Zweifel. Wahrheit und Dichtung hier voneinander zu trennen, ist eine kaum lösbare Aufgabe. Man muß also, will man ein Bild der Päpstin Johanna entwerfen, alles sagenhafte Beiwerk mit berücksichtigen. Dann enthüllt sich vor einem die Gestalt einer intelligenten und schlauen Frau, die ein glühender Ehrgeiz in die Wirrnisse eines Abenteurerlebens trieb.

* *
*

Wer war die Päpstin Johanna? — Schon über ihren Namen und über ihre Heimat gehen die Ansichten auseinander. Einige nennen sie Agnes, andere Gilberta, Isabella, Margareta, Dorothea, die meisten jedoch Johanna und der Volksmund — Jutta. Wir wollen uns an den gebräuchlichsten Namen — Johanna — halten. Johanna wurde, nach einer Version in England, nach

einer anderen in Mainz, nach einer dritten in Ingelheim geboren. Wahrscheinlich war sie die Tochter eines angelsächsischen Mönches, der zu Beginn des neunten Jahrhunderts seine Heimat verlassen hatte, um an dem eifrig betriebenen Bekehrungswerk der heidnischen Sachsen teilzunehmen. Die englischen Geistlichen standen damals hinsichtlich ihres Lebenswandels in keinem sonderlich guten Ruf. Fortwährend wurden Klagen über ihr ausschweifendes Leben, ihr unzüchtiges Treiben, ihre wüsten Gelage und Prassereien laut. Sie verschwendeten nicht nur die ihnen von den Königen hinterlassenen Legate, sondern auch die für Almosen bestimmten Gelder, welche die Großen des Reiches ihnen anvertrauten. Es ist wohl leicht denkbar, daß Johannas Vater ebenfalls zu jenen Defraudanten gehört und, als ihm der Boden unter den Füßen zu heiß geworden, unter Mitnahme seiner Konkubine das Weite gesucht hatte. Auf der Wanderschaft ist er dann nach Mainz gekommen, wo seine Begleiterin einem Töchterchen das Leben schenkte.

Mochte der geflüchtete Mönch nun auch ein arger Lebemann gewesen sein, so scheint er doch seine Vaterpflichten nicht vernachlässigt zu haben. Jedenfalls ließ er Johanna eine gute Erziehung angedeihen und lehrte sie selbst die Anfangsgründe der Wissenschaften. Das Mädchen war begabt und entwickelte sich schnell zu einem gelehrten Wunderkinde. Doch das leichte Blut des Vaters rollte auch in den Adern der Tochter. Mit zwölf Jahren verliebte sie sich in einen jungen Mönch aus Fulda und verließ heimlich seinetwegen das Vaterhaus. Um in der Nähe des Geliebten zu bleiben, legte

sie Männerkleider an und trat in die Abtei von Fulda ein, wo sie als Mönch den Namen „Johannes der Engländer" annahm. Unter dem schützenden Klosterdach entfaltete sich nun ein Idyll von eigenartigem Reiz. In den freien Stunden außerhalb der Buß- und Andachtsübungen wurden gemeinsam die großen Folianten der Klosterbibliothek durchstöbert und der Hunger nach Erkenntnis und Wissen gestillt; doch wenn das Ave verklungen war, vereinigte Gott Amor die beiden Liebenden zu traulichem Stelldichein. So verrannen Wochen und Monate in ungestörtem Glück. Die Gefahr der Entdeckung, die wie ein Damoklesschwert über den Häuptern der jungen Leute schwebte, mahnte jedoch zur Besinnung und Vorsicht. Und als sie sich vor Aufpassern nicht mehr sicher wähnten, reifte in ihnen der kühne Entschluß zur Flucht. In einer dunklen Nacht wurde sie ausgeführt.

Ob Johanna sich nun, wie einige Chronisten meinen, mit ihrem Gefährten nach England gewandt und erst nach dem Tode des Geliebten die Romreise unternommen habe, oder ob sie gemeinsam mit ihm nach Athen gepilgert sei — was der Darstellung anderer wiederum entspricht —, läßt sich nicht entscheiden. Etliche behaupten außerdem, sie habe in Paris studiert und dort den Magistergrad erworben. Diese Vermutung klingt wahrscheinlicher als die, nach der Johanna ihre wissenschaftliche Ausbildung in Athen erlangt habe, weil sich Paris schon damals zu einer Pflegestätte scholastischer Gelehrsamkeit zu entfalten begann. Die Schule von Athen dagegen hatte ihre Bedeutung längst verloren.

Zwar war die Vorstellung noch immer wach, daß jeder, der es zu einer hohen Stellung bringen wollte, an der Quelle antiker Kultur seine Weisheit geschöpft haben müßte, aber in Wirklichkeit zog in jenen Jahren niemand aus dem westlichen Europa nur zu Studienzwecken nach Athen.

Johannas Ziel war Rom. Dorthin strebte die Sehnsucht aller ehrgeizigen Geister. Dorthin pilgerten auch schon im frühen Mittelalter Frauen in Mönchsgewändern, teils von Frömmigkeit, teils von Abenteuerlust getrieben. Auch Johanna lockte der Nimbus der ewigen Stadt. Aber sie machte die weite Reise ohne ihren Freund. Vielleicht war er gestorben, vielleicht hatten sie sich voneinander getrennt; jedenfalls scheidet er fortan aus den Berichten der Chronisten aus. In Rom spielte Johanna ihre männliche Rolle weiter. Sie wußte, daß sie zu Ansehen und Amt nur mit Verleugnung ihres Geschlechtes aufsteigen könnte, und sie folgte darin dem Beispiel Eugenias, der Tochter des Präfekten von Alexandrien zur Zeit des Kaisers Galienus, die viele Jahre mit Mönchen zusammengelebt und schließlich die Würde eines Abtes erlangt hatte. Niemand vermutete eine Frau in dem jugendlichen Geistlichen, der durch sein schönes Äußere und einschmeichelndes Wesen im Fluge alle Herzen eroberte. Zu diesen Vorzügen gesellte sich noch eine umfassende Gelehrsamkeit. Die Schule, die „Johannes Anglicus" nach griechischem Muster in Rom eröffnete und in der die sieben freien Künste gelehrt wurden, erfreute sich bald eines ungewöhnlichen Zuspruchs. Söhne der vornehmsten Familien, Magister, Doktoren, Fürsten

stellten sich als Hörer ein und lauschten begierig den Worten, die über die schmalen, mädchenhaften Lippen des jungen Gelehrten flossen. Man kann im Zweifel darüber sein, ob die vorgetragene Weisheit oder die unbewußt den Hörern sich mitteilende Weiblichkeit des Dozenten die größere Anziehungskraft ausströmten. Eine gewisse Koketterie scheint Johanna bei der Ausübung ihrer Lehrtätigkeit beherrscht zu haben. Sie gefiel sich in ihrem Präzeptorenamte, und es war ihr weniger an den wissenschaftlichen Ergebnissen als an dem äußeren Erfolg ihrer Akademie gelegen. Sie wollte, daß ganz Rom von ihr redete, daß man sie bewunderte und verehrte. Und diese Absicht erreichte sie auch. Ihr Ruf drang in immer weitere Kreise, nicht nur in die der Gebildeten, sondern auch unter das Volk; die Kardinäle und höheren Prälaten wurden auf sie aufmerksam, und von allen Seiten strömten ihr Worte der Anerkennung und Achtung zu.

Kein Wunder, wenn dieser allgemeine Beifall sie berauschte und ihren glühenden Ehrgeiz steigerte. Hatte sie bisher die Gunst so vieler einflußreicher Persönlichkeiten zu erringen gewußt, warum sollte sie ihre Ziele nicht noch höher stecken?

Ihre lebhafte Phantasie holt zu kühnem Fluge aus. Auf dem päpstlichen Stuhl sitzt ein Mann, der seine Vorgänger an Tatkraft und Umsicht weit überragt: der Longobarde Leo, Sohn Radoalds. Er hat die Sarazenen im Seesieg bei Ostia geschlagen, er hat die verfallenen Mauern Roms wieder aufgerichtet und die Civitas Leonina gegründet, er hat den Portus, die einst berühmte Hafen-

stadt Roms, befestigt und neu belebt, er hat herrliche Kirchen erbaut; man spricht von ihm als einem zweiten Aurelian, und die Römer vergöttern ihn. Sein Nachfolger wird gegenüber diesem Liebling des Volkes eine schwere Stellung haben. Er muß sich an Beliebtheit mit ihm messen können, er muß sich ganz auf die Schultern des Volkes stützen. Unter den Kardinälen ist niemand, der sich dessen rühmen darf. Nur einer wird von der Gunst der Menge getragen und es heißt sogar, daß Seine Heiligkeit selbst ihm gewogen sei — Johannes der Engländer, das Wunder von Rom. Er selbst aber nährt in seiner Brust den einzigen heißen Wunsch, jenem im Amte zu folgen, und alles, was er tut und spricht, geschieht allein in der Voraussicht auf dieses Ziel.

Am 17. Juli 855 — nach einer anderen Version am 1. August 854 — schließt Leo IV. die Augen. Die ganze Stadt gerät in Verwirrung. Wer soll nun Papst werden? Diese Frage beunruhigt alle Gemüter. Schon regen sich hier und dort ehrgeizige Streber, wie der von Leo abgesetzte Kardinal Anastasius, und sammeln ihre Anhänger. Erbitterte Kämpfe wie zu Zeiten Leos III. und Paschalis I. scheinen bevorzustehen. Blut wird wieder in den Gassen Roms fließen. Da schwirrt plötzlich das Gerücht durch die Stadt, die Kardinäle hätten Johannes den Engländer zum Papst gewählt, weil ihnen niemand würdiger erschienen wäre, der Christenheit vorzustehen, als dieser Meister theologischer Gelehrsamkeit und dieses Vorbild christlicher Vollkommenheit, und tausendstimmiger Jubel dröhnt dem neuen Statthalter Christi entgegen, während er in feierlichem Zuge zum Lateran

schreitet, wo er sich als Johann VIII. die Tiara auf das Haupt setzt. Das Volk billigt einmütig die Wahl.

Das Mädchen aus Mainz hat den heiß ersehnten Gipfel seines Strebens erreicht. Es bleibt ihm nichts mehr zu wünschen übrig. Das Unglaublichste, was Abenteurerphantasie zu ersinnen vermag, ist Tatsache geworden: ein Weib sitzt auf dem Stuhle Petri! Die kühnsten Wagnisse unerschrockener Glücksritter aller Zeiten schrumpfen angesichts dieses Ereignisses zu unbedeutenden Harmlosigkeiten zusammen. Die Schlauheit einer Frau hat den Triumph über sie alle davongetragen. Wird sie aber auch die Fähigkeiten haben, den bisher raffiniert gesponnenen Betrug bis zum Ende durchzuführen? Ihr anfängliches Verhalten läßt es vermuten. Sie schickt sich trefflich in ihr verantwortungsvolles Amt. Mit einer Selbstverständlichkeit ohne gleichen übernimmt sie alle kirchlichen Verrichtungen, obwohl sie weiß, daß sie Frauen vom Gesetz untersagt sind. Sie ordiniert Priester, ernennt Bischöfe und Äbte, weiht Kirchen und Altäre ein, zelebriert Messen, teilt die Sakramente aus, erfüllt mit anderen Worten alle zeremoniellen päpstlichen Obliegenheiten. Auch in die Politik greift sie mit Verständnis ein: sie mehrt die zusammengeschmolzenen Finanzen des Kirchenstaats durch ein neues Sparsamkeitssystem, schafft verschiedene Mißbräuche ab, empfängt den König von England mit seinem Sohne Alfred und macht sich den widerspenstigen Fürsten gefügig. Alles, was sie unternimmt, verrät Weitblick und Klugheit, und die Römer sind stolz auf die Weisheit ihres Papstes.

Johanna könnte nun im Vollgefühl ihres Glückes

schwelgen, aber ein leiser Kummer beginnt an ihrer Seele zu zehren. Ist es Reue über den verübten frevelhaften Betrug? Fürchtet sie etwa die Strafe des Himmels? Oder regt sich gar in ihrem Gemüt mahnend die Frömmigkeit? — Nein, Gewissensbedenken sind es nicht, die sie quälen. Darüber setzen Ehrgeiz und Eitelkeit sie hinweg. Was sie verdrießt und peinigt, ist ihre Einsamkeit. Sie hat keinen Freund, dem sie sich offenbaren darf, und ihr Herz hungert nach Liebe. Sehnsüchtig denkt sie zuweilen an das Klosteridyll zurück, das ihr Geheimnis mit einem romantischen Zauber umsponnen. O wäre der einstige Gefährte jetzt in ihrer Nähe! Ihre ganze päpstliche Herrlichkeit würde sie opfern für die Erneuerung jenes Liebestraumes. Damals war sie ein knospendes Mädchen, heute ist sie ein reifes Weib in der Blüte der Jahre, voll leidenschaftlichem Begehren. An Männern fehlt es nicht, zu denen sie sich hingezogen fühlt. Doch wenn sie der, auf den ihre Wahl fällt, verrät? Mit der Preisgabe ihres Geheimnisses würde sie sich ganz und gar der Willkür des Geliebten ausliefern, er könnte mit ihr schalten und walten nach Belieben, sie hätte keine ruhige Stunde mehr, sie müßte ständig in der Sorge leben, entlarvt und von der stolzen Höhe ihrer Macht in Schimpf und Schande gestürzt zu werden. Diese Angst hemmt Johannas Entschluß. Doch endlich übertönt die Stimme der Natur alle Erwägungen und Bedenken. Sie trifft die Wahl: ein Kammerdiener — einige behaupten ein Kardinal — wird von ihr zum Liebhaber erkoren.

Monate sind verstrichen. Johanna fühlt sich Mutter.

Das weite Papstgewand kommt ihrem Zustande trefflich zustatten: es verbirgt ihn vor den Augen der Welt. Doch wie lange? Einmal muß ja doch der Tag kommen, der ihre Mutterschaft offenbart. Aber sie scheint sich deswegen noch keine Gedanken zu machen. Ihr erfinderischer Geist rechnet bereits mit der Möglichkeit, dem abergläubischen Volk ein Wunder vorzutäuschen. Warum sollte die urteilslose Menge, die schon die aberwitzigsten Gerüchte für Wahrheit hingenommen hatte, nicht auch an die Tatsache glauben, daß ein Papst ein Kind geboren habe? Vielleicht würde man sie daraufhin sogar heilig sprechen? Die Gelegenheit zu einem Wunder ist günstig, denn überall ereignen sich seltsame Dinge: Erdbeben beunruhigen im Süden das Volk, in Frankreich soll ein Blutregen niedergegangen sein, über Rom ziehen, die Sonne verdüsternd, Heuschreckenschwärme, fallen in das Meer, werden von den Wellen ausgespült und verpesten mit ihren Kadavern die Luft, so daß Menschen und Tiere an dem eingeatmeten Gift sterben. Der Papst muß immer wieder vor den aufgeregten Massen erscheinen und durch Gebete den Zorn Gottes besänftigen. Bei einer dieser Prozessionen nun geschieht das überraschende Ereignis: auf dem Wege zwischen Sankt Peter und dem Lateran wird Johanna von den Wehen überrascht und schenkt einem Kinde das Leben. Aber das Volk fällt nicht auf die Knie und preist nicht seinen geliebten Papst als Wundertäter, sondern es schleift ihn hinaus vor die Tore Roms und steinigt ihn samt seinem Kinde.

* * *



An jener Stelle, wo die Päpstin Johanna niedergekommen und wo sie — nach anderen Berichten — auch unmittelbar nach der Geburt gestorben sein soll, befand sich jahrhundertelang ein Stein, den man allgemein für ihr Grabmal hielt. In diesem Stein war eine mysteriöse Inschrift eingemeißelt, die auf die mannigfaltigste Weise von den späteren Chronisten gedeutet wurde. Stephan de Bourbon, der älteste Zeuge, las:

Parce Pater Patrum papissae prodere partum[1]).

Andere wiederum meinten, es hieße:

Papa Pater Patrum papissae pandito partum[2]).

Endlich fand sich auch noch die Erklärung:

Papa Pater Patrum peperit papissa papellum[3]).

Ob die Inschrift nun wirklich mit der kecken Abenteurerin in irgendeinem Zusammenhang stand, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Döllinger, der am heftigsten gegen die Glaubwürdigkeit der Geschichte von der Päpstin Johanna eifert, behauptet, es habe sich um einen Stein gehandelt, der von einem Mithraspriester dort gesetzt worden sei. Jedenfalls zerbrachen sich die Geistlichen und Gelehrten jahrhundertelang über die rätselhafte Inschrift den Kopf, während das Volk an seiner ursprünglichen Annahme, daß unter dem Stein die Päpstin begraben liege, hartnäckig festhielt, ebenso wie es der Überzeugung war, daß eine in Rom aufgefundene antike

[1]) Schone, Vater der Väter, die Päpstin, die ein Kind zur Welt brachte.

[2]) O Papst, Vater der Väter, bereite die Päpstin zur Geburt.

[3]) Der Papst, Vater der Väter, hat wie eine Päpstin einen kleinen Papst geboren.

Statue, die eine heidnische Göttin mit einem Kinde darstellte, auf niemand anders als auf die Genannte sich bezöge.

Endlich sah das Volk noch in einem dritten Gegenstande die Bestätigung dessen, was es glaubte. In dem Oratorium St. Sylvesters neben dem Lateran standen zwei alte durchbrochene Sessel aus hellrotem Porphyr, die vermutlich einst ein römisches Bad geschmückt hatten. Auf einem dieser durchlöcherten Sessel pflegte der neu eingeweihte und gekrönte Papst die Schlüssel der Kirche zu empfangen, auf dem anderen sie zurückzugeben. Es sollte damit angedeutet werden, daß er von seiner Macht Besitz ergriffen habe. Diese Sitte, die im Jahre 1099 unter Paschalis II. aufgekommen zu sein scheint, wurde nun vom Volk als eine Geschlechtsprüfung aufgefaßt. Es glaubte, man wolle öffentlich feststellen, ob der erwählte Papst auch wirklich ein Mann sei, damit die Kirche nicht nochmals das Opfer eines schändlichen Betruges würde. Auch Alessandro Borgia mußte sich einer solchen Prüfung unterziehen. Erst Leo X. schaffte sie ab, wie man sagt, aus Anlaß der vielen boshaften Epigramme, die diese Sitte verspotteten.

Jene drei Gegenstände und nicht zuletzt der eingebürgerte Brauch, bei Prozessionen zwischen St. Peter und Lateran eine bestimmte Straße zu meiden, in welcher — der Überlieferung nach — die Entbindung Johannas vor sich gegangen sein soll, haben zu der Befestigung und Verbreitung der Sage das meiste beigetragen. Mochten auch später Zweifler auftreten und die Existenz der Päpstin anfechten, das Volk ließ sich da-

durch nicht beirren. Die Vorstellung von einem Weibe, das durch List und Betrug sich die Tiara erschlichen, hatte so tief in seinem Empfinden Wurzel gefaßt, daß die Theologen durch nüchterne Argumente sie nicht mehr zu zerstören vermochten. Und nicht allein in Italien, sondern auch in Frankreich und Deutschland lebte sie weiter. Ja sogar die Dichter gaben ihr Gestalt. Martin le Franc, Probst zu Lausanne, besang Johanna in einem großen schwülstigen Gedicht, und der Mühlhäuser Geistliche Theoderich Schernberg behandelte sie in einem Drama, das zu den ältesten unserer Literatur gehört: dem Spiel von der Päpstin Jutta. Obschon sich der Vorfall allmählich im Laufe der Zeit zu einer Fabel verdichtet hat, so bleibt das Ganze doch ein ungeklärtes Rätsel, dessen Lösung man sich am ehesten nähert, wenn man die Geschichte von der Päpstin Johanna als Satire auf das liederliche Weiberregiment verschiedener Kirchenoberhäupter des zehnten und elften Jahrhunderts deutet.

Fahrende Ritter.

Das Mittelalter war die goldene Zeit der Abenteurerromantik. Jahrhundertelang befand sich die gesamte okzidentale Welt in einer beständigen Unruhe. Die heimatliche Scholle hatte noch keine Gewalt über ihre Bewohner; der Reiz, den die Seßhaftigkeit bietet, war noch nicht bekannt. In den Gemütern lebte eine Sehnsucht nach unbekannten verlockenden Fernen, die zu Wanderschaft und Tatendrang herausforderte. Ihr vermochte niemand zu widerstehen, vom Fürsten bis zum letzten Vasall.

Während die Klöster als friedliche Inseln beschaulicher Einkehr und unermüdlichen Mönchsfleißes überall sich erhoben, waren sie rings fast beständig von Kämpfen umtobt. In die stille Zelle des Klosterbruders dröhnte, sobald der Frühling sich eingestellt hatte, fortwährender Waffenlärm sich befehdender Nachbarn. Bald ging es um irgendeinen Waldstreifen, den ein leidenschaftlicher Nimrod als Jagdgebiet beanspruchte, bald um einen Bauernhof oder das Hab und Gut eines reisenden Kaufmanns, der einem raubgierigen Ritter in die Hände gefallen war, bald um einen Knecht, den man dem anderen abspenstig gemacht hatte, bald auch nur um eine beleidigende Äußerung. An einer Ursache zum Streite fehlte es nie, ebensowenig an der Lust zum Kampfe. Der Streit

bildete den Grundton des Lebens. Ohne ihn schien das Dasein unerträglich. Wie sang doch Bertran de Born?

„Friede tut mir leid,
Ich bin für den Streit;
Sonst kein Glaubenssatz
Findet bei mir Platz.“

Ja, wenn er sich in seinen Gedichten an der Frühlingssehnsucht berauschte, so dachte er dabei etwa nicht an das sprießende Grün der verjüngten Erde, sondern an den Kampf, der auf den blumigen Auen sich abspielen werde. Und doch sollte aus der Masse dieser rauflustigen und beutegierigen Herren, die sich untereinander unausgesetzt befehdeten und von denen jeder einzelne einen Abenteurer in sich verkörperte, eine Gesellschaftsordnung hervorgehen, die in vielen Dingen des Taktes, der Umgangsformen und des internationalen Brauchs Gesetze schuf, die bis heute noch vorbildliche Geltung haben — das Rittertum. Unter einem Ritter verstand man freilich anfangs meist einen landlosen Edelmann, der sich das Kriegshandwerk zum Lebensberuf erwählt hatte und der im Dienste eines hohen Herren bald hier, bald dort Waffentaten verrichtete. Später entwickelte er sich jedoch zu einem bestimmten vorherrschenden Typus und damit gleichzeitig zum Träger adligen Standesbewußtseins.

Ehe jene Höhe mittelalterlicher Kultur, die sich im Rittertum während seiner reifsten Blüte verkörperte, erreicht wurde, mußte erst der romantische Sehnsuchtsdrang nach der dämmrigen Ferne in dem Kreuzzugsgedanken seinen stärksten Ausdruck gefunden haben. Es ist falsch,

wenn man diese gewaltige Bewegung, die fast zwei Jahrhunderte ganz Europa in Atem hielt, lediglich als eine religiöse betrachtet. Die Kirche gab zwar den Anstoß, aber sehr bald traten die religiösen Beweggründe hinter rein weltlichen zurück. Gewiß befanden sich unter den Scharen der Kreuzfahrer auch solche, die hinauszogen, um Gott zu dienen oder um des Erlösers willen zu leiden; weitaus größer jedoch war die Zahl derer, welche die beschwerliche Reise teils zum Zeitvertreib, teils aus Ehrgeiz unternahmen, sei es um die Welt zu sehen, sei es um der Geliebten einen Gefallen zu erweisen, sei es um der eigenen Armseligkeit daheim zu entgehen. Andere wiederum lockten die Gefahren, die Verhältnisse zu schönen Frauen und die märchenhaften Schätze des Morgenlandes, von denen die Heimgekehrten Wunderdinge erzählten.

Schon lange vor den Kreuzzügen hatte der Orient eine magnetische Anziehungskraft auf das Abendland ausgeübt. Allerlei bedenkliche Elemente und Verbrecher, die in der bürgerlichen Gesellschaft keine Heimstätte mehr besaßen, hatten sich dorthin gewandt, um sich neue Existenzen zu gründen. Als gewinnsüchtige Herbergsväter und betrügerische Händler waren sie das Unheil aller frommen Pilger, die nach Palästina wanderten. Unermüdlich strömten deren Scharen jahraus, jahrein über den Bosporus dem heiligen Lande zu. Tausende von ihnen starben unterwegs an Seuchen, tausende gerieten in Gefangenschaft von Straßenräubern und Sarazenen, und nur wenige fanden den Weg nach der Heimat zurück. Aber alle Berichte von erlittener Mühsal vermoch-

ten nicht die Lust zur Wanderschaft zu ersticken, und im nächsten Jahre machten sich wieder neue Pilgerzüge auf die Reise. Auch den Kaufmann trieb ein berechtigtes Verlangen in jene Gegenden, kamen doch von dort alle Kostbarkeiten und Schätze, nach denen die Damen des Abendlandes begehrliche Blicke richteten. Seide aus Tyrus, Atlas aus Alexandrien, Damast aus Damaskus, „Baldachin" aus Bagdad, Musselin aus Mosul am Tigris, herrliche Edelsteine und schwere Goldketten, seidene Polster, buntgemusterte Teppiche aus Smyrna, Truhen und Sessel aus Ebenholz mit Elfenbein und Perlmuttereinlagen, Services aus getriebenem Edelmetall, kurzum alle Arten von Utensilien des Luxus. Dazu entwarfen die Händler Schilderungen von der Pracht und Üppigkeit des südlichen Lebens, daß sich bei den nordischen Völkern die Vorstellung festsetzte, jenes gelobte Land könnte wohl nur das Paradies selbst sein.

Und was der Kaufmann verschwieg, das ergänzte des fahrenden Sängers üppige Phantasie. Die Spielleute oder fahrenden Sänger gehörten zum Troß des südwärts ziehenden Kreuzfahrers. Ihre Sangesfreudigkeit half über die Mühsal der langen beschwerlichen Reise hinweg. Im Lager nach beendeter Schlacht oder beim Trinkgelage mußten sie die Harfen ertönen lassen und zum Ruhme der Helden oder zum Preise der Minne ihre Stimme erheben. Sie waren Augenzeugen der Kämpfe zwischen Christen und Sarazenen, sie wußten Bescheid über jede kühne, entschlossene Tat, sie kannten auch die Liebeserfahrungen der Ritter und die Geschichte mancher Entführung, eine unerschöpfliche Fülle von Begeben-

heiten häufte sich in ihrem Gedächtnis an, die ihnen den Stoff zu ihren Liedern gab, wenn sie später in der Heimat, von Burg zu Burg wandernd, Proben ihrer Kunst ablegten.

Wer hörte den fahrenden Sänger nicht gern? Auf den stillen Rittersitzen war er stets ein willkommener Gast: denn er brachte Kunde von Frau Welt in die Einsamkeit. Er war gewissermaßen die Zeitung, die über alle Tagesneuigkeiten berichtete. Und trat er abends in rotseidenem Gewand, die Harfe im Arm, in den großen Saal, dann strömten sämtliche Bewohner der Burg zusammen, um seinen Worten zu lauschen. Und je lieblicher er sang, je mehr der Inhalt seiner Verse die Zuhörer fesselte, desto köstlicherer Lohn winkte ihm. Er erzählte von dem König Rother, der auszieht, um die schöne Kaisertochter von Byzanz zu werben und der von seinen im Kerker schmachtenden Getreuen erkannt wird, als er, hinter einem Wandteppich verborgen, eine alte Weise spielt; er erzählt von Herzog Ernsts gefahrvoller Reise nach dem heiligen Lande und von der Brautfahrt des jungen Königs Orendel, der außer der jungen Königin Bride von Jerusalem den heiligen Rock Christi gewinnt; und in alle seine Erzählungen flicht er die wundersamsten Geschehnisse und Abenteuer ein. Da wimmelt es von kühnen Waffentaten, Entführungen zarter Jungfrauen, Kämpfen mit Drachen und Riesen und allerlei Zauberspuk. Merkwürdige Menschen und Tiere tauchen auf: Zyklopen, Anthropophagen, Männer, die nur einen Fuß haben, mit dem sie sich wie mit einem Schirm gegen die Sonnenstrahlen schützen, Leute mit Kranichköpfen und

=hälsen, Waldnymphen, deren Gesänge Sorgen und Kümmernisse verscheuchen, langohrige Geschöpfe, deren Ohren bis auf die Erde hängen, Fabelungeheuer mit unzähligen Köpfen, Füßen und Schwänzen. Auch sonst noch seltsame märchenhafte Dinge zaubert seine Dichterphantasie hervor: lebende Inseln, wahrsagende Bäume, Quellen, die tote Fische lebendig machen, Jungbrunnen, in denen man beim Baden die Jugend wiedererhält, Bäume, von deren würzigem Duft die Menschen leben. Mit den stärksten Übertreibungen und unglaublichsten Erfindungen schmückt er seine Erzählung aus. Ihn kümmern weder Wirklichkeit noch Wahrscheinlichkeit. Er will nur spannende Unterhaltung bieten. Dazwischen schmückt er sie mit derben Späßen, die den Frauen das Blut in die Wangen treiben, und er versäumt auch nicht, des Spielmanns Anteil an Verschlagenheit und Klugheit bei all diesen Kreuz- und Querfahrten lebhaft zu schildern und den Lohn, den er allerwärts findet, gebührend hervorzuheben. Es soll ein Wink für die Zuhörer sein. O er kennt sein Publikum gut! Ist er mit seiner Erzählung zu Ende und hat er seine Sache zur Zufriedenheit erledigt, wird mit Beifall nicht gekargt. Mancher Ritter löst sein Gewand von den Schultern und wirft es ihm zu und manche Dame überreicht ihm ein wertvolles Geschenk.

Was macht diese Spielmannsdichtung so beliebt in Ritterkreisen? Es ist nichts anderes als der abenteuerliche Geist, der sie erfüllt. Alle Epen des Mittelalters sind von ihm durchtränkt, in allen von ihnen spiegelt sich die Pracht des Morgenlandes, drückt sich die Freude

am Unerhörten und Gewagten aus, verbrämt die Phantasie die nackte Tatsache mit märchenhaftem Beiwerk, irrt der Held ohne innere Notwendigkeit durch die Welt, Gefahren um des Ruhmes und der Frauen willen bestehend, verläuft das Leben, selten von einem tieferen Sinn getragen, meist als ein Spiel mit verwegenen Einfällen und Launen. Von den Kreuzzügen und ihrer Abenteuerlust erhalten diese Dichtungen allesamt ihre Nahrung. Sogar jene Stoffe, die man aus dem Altertum übernimmt, werden ganz auf das Abenteuerliche zugeschnitten. Vergils „Äneide", einer der beliebtesten Romane des Rittertums, hat in der mittelalterlichen Fassung nichts mehr von dem starken heroischen Pathos und tiefen nationalen Geist, die dem Original eigen sind. Heinrich von Veldeckes Umdichtung, die sich wiederum an die französische „Aeneis" anlehnt, ist nichts als der mit bunten Reiseerlebnissen, Schlachtenbildern, Zweikämpfen, Tjosten und allem Drum und Dran mittelalterlichen höfischen Prunkes ausgestattete Roman eines Flüchtlings, der nach mancherlei Irrfahrten an dem Hof einer gastfreien Königin Zuflucht findet, ein kurzes Liebesglück mit ihr genießt, sie treulos verläßt, dann in Latium landet und sich ein Reich und eine Königstochter erkämpft. Die gleiche Verunstaltung eines antiken Helden begegnet uns in den Alexanderdichtungen. Der große Mazedonierkönig, der den kühnen Heereszug nach dem Fabellande des Orients unternahm, war recht eine Gestalt nach dem Geschmack des ritterlichen Zeitalters. Der Alexanderzug versinnbildlicht gewissermaßen die Sehnsucht jener Hunderttausende, die ihr Ziel im Morgenlande

suchten. Aber wenn ihnen auch Alexander als das Muster ritterlicher „Largesse“ erschien, so sahen sie in ihm doch mehr den genialen Abenteurer als den gewaltigen Vollstrecker einer Weltmission — der Verschmelzung von Orient und Okzident. Der Jungbrunnen des Fabellandes Indien, aus dem — in symbolischer Übertragung auf Alexanders Absichten — eine Verjüngung Europas hervorgehen sollte, blieb für die Kreuzfahrer und alle nach der geheimnisvollen lockenden Ferne hinausstrebenden Geister nur ein romantischer Begriff, der die Krönung eines ritterlichen Abenteurerdaseins verkörperte.

* * *

Zwei besonders das Rittertum kennzeichnende Eigenschaften wurden durch die Kreuzzüge begünstigt und ausgebildet: Abenteuerlust und Minne. Wie die erstere allmählich auf Grund eigener Erfahrungen und fremder Erzählungen und nicht zuletzt durch die Literatur — abenteuerliche Reisen nach dem Morgenlande gehörten zu den notwendigsten Bestandteilen eines jeden Heldengedichtes — in das Gemüt des Ritters Eingang findet und schließlich seine Anschauung ganz beherrscht, ist bereits angedeutet worden. Ebenso entscheidenden Einfluß übte auf ihn die Minne aus; denn sie verlieh ihm erst seine eigentümliche Wesensart, sie bildete ihn, begeisterte ihn zu unerhörten Taten, stellte ihm die schwierigsten Aufgaben, erfüllte sein Leben mit Lust und Leid, gab ihm Inhalt und Farbe. Sie wurde die Triebkraft aller seiner Handlungen. Von Frankreich, wo sich unter den Provenzalen das Verhältnis des Ritters zur Dame am frühesten in jene

unterwürfige Form des Kavaliertums verwandelte, die wir als Minnedienst zu bezeichnen pflegen, griff die neue Mode auf dem Umweg über den Orient auch nach dem übrigen Europa über. Im Morgenlande lernten die deutschen Ritter ihre provenzalischen Standesgenossen mit ihren Troubadours kennen, hörten sie von ihnen eine Fülle von galanten Liebesabenteuern und erfuhren sie zugleich die Kunst, wie man durch Rittertat und Liebeslied die Zuneigung seiner Angebeteten gewinnen könne. Es lag etwas ungemein Verlockendes in dieser Form des Frauendienstes: er stachelte den Ehrgeiz des Einzelnen an, er steigerte die Abenteuerlust, er gab dem unsteten Hin- und Herirren Sinn und Zweck, und er verhieß dem vagierenden Ritter vor allem köstlichen Lohn. Wer konnte wohl leichten Herzens diesem Anreiz widerstehen? Und so kehrte mancher Kreuzfahrer, der die jungfräuliche Gottesmutter zu seinem Leitstern erwählt hatte, mit ganz anderer Gesinnung aus der Fremde heim und diente fortan nicht mehr der himmlischen, sondern der irdischen Liebe.

Aus diesem bedingungslos ergebenen Sklaven der Minne entwickelte sich nun häufig der Typus des fahrenden Ritters, den man als den eigentlichen Abenteurer des Mittelalters bezeichnen kann. Nichts wurde dem Ritter so übel verdacht, als ein untätiges Leben zu führen, froh der errungenen Erfolge der Ruhe zu pflegen oder — wie der Fachausdruck damals lautete — „sich zu verliegen". Welcher Spott und welche Demütigungen werden auf das Haupt der jungen Enite gehäuft, weil sie die Ursache davon ist, daß ihr Gatte Erec von dem Glück

der Flitterwochen sich ganz in sein häusliches Leben einspinnen läßt und durch Tatenlosigkeit seinen glänzenden Namen in Verruf bringt! „Verliegen ist der Ehre Tod, Ehre fordert Leibes Not." Von dieser Devise darf ein wahrer Held niemals lassen. So schreibt es der Ritterspiegel vor.

Die Idealgestalten des fahrenden Ritters sind die Ritter von der Tafelrunde des guten Königs Artus, der selbst als die Verkörperung weltlicher Ritterlichkeit als ein zweiter Alexander dem Mittelalter gilt. Sie hießen Gawân, Iwein, Erec, Lanzelot und Perceval. Diese Herren haben ständig Abenteuer im Sinn und wenn einer von ihnen, wie z. B. Erec, „sich verliegt", dann holt er, nachdem er aus seiner Lethargie erwacht ist, doppelt und dreifach das Versäumte nach und übertrifft die übrigen an Schwierigkeiten und Zahl seiner Leistungen. Wer bei der Tafelrunde mehr Erlebnisse und interessantere Einzelheiten zu berichten hat, der genießt den Vorzug vor den anderen. Ruhmsucht und Renommisterei bleiben also letzten Endes die Triebkräfte aller Heldentaten der Artusritter. An einer Gelegenheit sich auszuzeichnen, fehlt es nie. Wenn sie einzeln oder zu mehreren hinausziehen in die „abenteuerlichen Wälder" mit ihren Fabeltieren, wilden Riesen und schönen Zauberinnen, bietet sich ihnen auf Schritt und Tritt eine „âventiure" dar. Hier beschwert sich ein Weib über einen Riesen, daß er ihr den Freund geraubt und ihr selbst Gewalt angetan habe, dort wünscht eine Dame den Wunderhirsch mit weißen Füßen zu sehen, der irgendwo im Waldesdickicht haust und von einem Löwen bewacht wird.



Frauenlaunen sind es zumeist, die den Rittern solche beschwerliche Wagnisse aufbürden. Denn mit dem Auftrag allein ist es nicht getan; unterwegs schafft der Zufall noch eine unendliche Reihe von Hindernissen, die es zu überwinden gilt; da hat man den rechten Pfad verloren und gerät in undurchdringliche, mit seltsamen Ungeheuern bevölkerte Wildnis; da führt einen ein günstiges Geschick gerade in dem Augenblick an eine Stelle, wo ein fremder Ritter eben eine reisende junge Dame überfallen, ihr Gefolge getötet hat und im Begriff steht, die Schöne fortzuschleppen; dies sehen und dem frechen Räuber nachsetzen, die holde Beute abjagen und in Sicherheit bringen, rückt alle anderen Pflichten in den Hintergrund; da kommt man in eine Herberge, wo ein sonderbarer Wirt seinen Gästen unausführbare Befehle erteilt, auf deren Nichtbefolgung die Todesstrafe steht; da wählt man absichtlich am Scheideweg den beschwerlicheren Pfad, weil dort hunderterlei unerwartete Gefahren auf einen lauern, oder man nimmt, wie Erec, eine schöne Frau als Lockvogel für Raubritter und Riesen mit, um beständig durch neue Taten seinen Ruhm zu mehren.

Zumeist ist es auch nur ein gewöhnlicher Zweikampf, in dem das ganze Abenteuer besteht. Das Wort „âventiure“ bedeutet ja in seinem ursprünglichen Sinne nichts anderes als Zweikampf. Als der Ritter Kalogriant in Hartmanns „Iwein“ einen wild und schrecklich aussehenden Mann antrifft, der eine Herde von seltsamen Tieren weidet, fordert er ihn zu einem Abenteuer heraus. „Abenteuer?“ fragt der Hüne erstaunt, „was ist das?“ Worauf Kalogriant ihm folgenden Bescheid gibt:

„Nun siehe, wie ich gewaffnet bin.
Ich heiße ein Ritter und habe im Sinn —
deswegen ich auf die Suche reite —
zu finden jemand, der mit mir streite,
und der bewaffnet ist wie ich.
Gepriesen wird er, erschlägt er mich.
Sieg' ich dagegen über ihn,
so nennt man mich den Helden kühn.
Ich steig' im Werte meiner Würde."

Ein solcher Zweikampf verlief dann gewöhnlich folgendermaßen: Ehe er begann, untersuchten die Gegner Riemen und Sattelzeug ihrer Pferde. Darauf schwangen sie sich in den Sattel, nahmen in einer gewissen Entfernung voneinander Aufstellung, brachten die Schilder in eine kunstgerechte und gleichzeitig zum Schutze dienende Lage, senkten die Lanzen und galoppierten aufeinander los. Die Lanzen splitterten, die Schilder dröhnten, die Rosse bäumten sich. Zerbrach ein Speer, so griff man nach einem anderen und das solange, bis der Vorrat erschöpft war. Nun wurde der Kampf mit dem Schwerte weitergeführt, ja unter Umständen auch erst im Ringkampf entschieden. Dem Unterlegenen setzte der Sieger, nachdem er ihm den Helm abgerissen, den Dolch an die Kehle. Es lag nun an jenem, entweder sich für besiegt zu erklären oder zu sterben.

Zweikampf und Turnier waren das Lebenselement der fahrenden Ritter. Mit ihnen bestritten sie ihren Unterhalt. Vielfach gehörten die „Fahrenden" ja dem landlosen Adel an, waren arm und darum gezwungen, als

Soldkrieger für die Fürsten Dienste zu tun oder auf gewinnbringende Abenteuer auszugehen, wenn sie nicht, was häufig geschah, zu Straßenräubern herabsinken wollten. Traf Botschaft ein, daß die Sarazenen irgendetwas gegen die Christen im Schilde führten, meldeten sie sich gleich zur Stelle und durchirrten das heilige Land auf der Suche nach merkwürdigen Erlebnissen; führte ein Feudalherr Krieg, so eilten sie ebenfalls herbei, und bei jedem Strauß, den sie im Feindesland mit einem Reisigen ausfochten, glaubten sie zum mindesten Iwein oder Lanzelot zu sein. War weder Kreuzzug noch Fehde angesagt, dann zogen sie im Lande herum und spähten nach Gelegenheit, in irgendeinen Streitfall einzugreifen. Dabei ereignete es sich nicht selten, daß der fahrende Ritter zum Schiedsrichter wurde. Der zufällig erscheinende Gast mußte den Urteilsspruch in einer strittigen Frage fällen, und man nahm seine Entscheidung für gültig. Auf diese Weise hat mancher verwickelte Rechtsstreit zwischen kleineren Feudalgebietern seine Lösung gefunden.

Man kann unter den fahrenden Rittern verschiedene Arten unterscheiden. Die eine, am wenigsten erfreuliche und zur Satire am meisten herausfordernde Gattung, waren die unvermeidlichen Lanzenrenner. Sie betrachteten das Tjostieren und Turnieren als einen Sport und erschienen — etwa wie heutzutage die renommierten Jockeis bei den Pferderennen — überall dort, wo rauschende Festlichkeiten mit der Abhaltung von Turnieren verbunden waren. Sie spekulierten dabei auf Preise und Geschenke, die sie jedoch nach Empfang gleich wieder versetzen muß-

ten, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Einen solchen fahrenden Ritter haben wir uns in dem Schwaben Georg von Ebingen vorzustellen, der als ein tüchtiger, im Waffenhandwerk wohl geübter Fechter von 1452 bis 1458 Deutschland, Frankreich, England, Burgund, Spanien, Portugal und Palästina durchzog, allenthalben turnierte, wo er offene Schranken fand, und schließlich beladen mit Kleinodien und Geschenken von Königen und Fürsten auf seiner väterlichen Burg glücklich wieder landete.

Zu einer anderen Gruppe fahrender Ritter gehörten jene, die aufs gerade Wohl in der Welt herumstreiften und mit Vorliebe solche Punkte aufsuchten, wo sie bestimmt darauf rechnen konnten, einen Partner anzutreffen. Sie wollten nur ihre Tapferkeit zeigen, Ehre und Ruhm erwerben. Auf den materiellen Verdienst kam es ihnen weniger an. Sie waren ausgesprochene Romantiker. Als ein eigenartiger Vertreter dieser sonderbaren Käuze erscheint der Thüringer Waldmann von Sattelstädt. Dieser zog mit einer geschmückten Jungfrau, die auf einem Zelter saß und Sperber und Hund bei sich hatte, von Eisenach bis Merseburg und wieder zurück, und forderte jeden Ritter heraus, sich ihm unterwegs zum Zweikampf zu stellen. Wer ihm widerstehen würde, sollte die Jungfrau, den Zelter, den Sperber, den Hund und einen Harnisch zum Lohn empfangen. Im entgegengesetzten Falle verlangte er von dem Besiegten je ein gülden Ringlein für sich und die Dame. Obwohl mancher tapfere Ritter dieser Einladung Folge leistete, blieb Waldmann doch stets Sieger. Und als er wieder in Eisenach mit

seiner Begleiterin anlangte, hatte er so viele goldene Ringe gewonnen, daß er alle Hofjungfrauen beschenken konnte.

Endlich gab es noch eine dritte Gruppe. Das waren jene fahrenden Ritter, die sich das Turnieren und Tjostieren zur Lebensaufgabe machten, aber nicht um des schnöden Mammons oder um des persönlichen Ehrgeizes willen, sondern um die Bewunderung und die Gunst der Geliebten zu erringen. Sie hatten es am schwersten, und durch ihr Dasein zog sich die bunteste Kette von Abenteuern; denn die Damen, denen sie ihren Dienst weihten, stellten hohe Ansprüche an die Ergebenheit ihrer Vasallen und schenkten ihre Neigung nur als Lohn für höchste Ausdauer und Pflichterfüllung. Manche schenkten sie auch nie und mißbrauchten die Vasallentreue ihres Kavaliers bis zum äußersten. Die grenzenlose Geduld und unermüdliche Dienstbeflissenheit, mit denen sich diese Märtyrer der Minne, trotz aller Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen und Werbungen, immer wieder in neue Gefahren und Abenteuer stürzen, wirken einesteils rührend, andernteils jedoch lächerlich. Es hat ihrer unter den französischen Troubadours und deutschen Minnesängern eine ganze Anzahl gegeben. Aber die tragikomischste Gestalt unter ihnen ist der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein.

* *
*

In einem umständlich und breit ausgesponnenen Gedicht, unter dem Titel „Frauendienst“, hat Ulrich von Lichtenstein aus der Steiermark, im Jahre 1255 sein abenteuerliches Leben niedergelegt. Es ist einer der

ersten biographischen Romane, die wir besitzen. Nicht alles, was der landfahrende Minnesänger berichtet, mag sich so zugetragen haben, wie er es schildert. Aber es bleibt der Eindruck bestehen, daß die romantische Phantasie jener Zeit mit der nüchternen Darstellung der Wirklichkeit eine wunderliche Ehe eingegangen ist, in der letztere zweifellos die überwiegende Rolle spielt.

Lichtensteins Leben ist, man kann es getrost sagen, fast von der Wiege bis zum Grabe dem Ewig-Weiblichen gewidmet. Als kleines Kind hörte er erzählen, daß niemand recht froh und glücklich werden könne, der nicht eine edle Frau lieber hätte, denn sich selbst, und dieser Weisheit letzter Satz prägt sich ihm ein und wird zum Leitstern seines Denkens und Handelns.

„So Leib wie Geist, dazu das Leben,
all dies will ich den Frauen geben
und dienen wie ich bestens kann.
Und wachse ich empor zum Mann,
so soll an ihrem Dienst mir liegen;
darin verderben oder siegen."

Als Zwölfjähriger hält er Umschau nach den schönen, keuschen und reinen Frauen des Landes. Und siehe da, der Zufall will es, daß ihn sein Vater gerade zu jener Dame in den Dienst gibt, von der er schon so viel Rühmliches vernommen hat. Bei ihr soll er, wie es der Ritterkodex vorschreibt, höfische Zucht und Sitte lernen. Er wird ihr Page. Mit abgöttisch, schwärmerischer Verehrung ist er ihr zugetan: er bricht Blumen und bringt sie ihr hin, er vergeht vor Wonne, wenn sie etwas be-

rührt, das er vorher in Händen hatte, er netzt die Lippen mit dem Wasser, das über ihre weißen Hände floß, ja, er trägt es heimlich fort — und trinkt es aus. Ulrichs Pagenzeit geht zu Ende. Er kommt auf die Burg Mödling, um sich die ritterlichen Künste zu eigen zu machen, und er kommt nach Wien, wo er den Ritterschlag erhält, aber seine Gedanken weilen ständig bei der angebeteten Frau. Nur einmal beim Turnier wird ihm ihr Anblick vergönnt. Durch seine Nichte erfährt er, daß sie sich nach ihm erkundigt habe. Darauf sendet er ihr sein erstes Lied:

„Weibes Güte niemand mag
voll Leben an ein Ende gar,
Mein Herze blüht an manchem Tag,
sie machet mich der Sorgen bar,
wenn ich sie seh' gekleidet stahn
und also schöne vor mir gahn
als wie ein Engel wohlgetan."

Aber die hohe Frau will nichts von seinem Minnedienst wissen. Da geht er hin und läßt sich die Hasenscharte operieren, weil sie dieselbe an seinem Gesicht übel vermerkt hatte. Doch auch diese Tat fruchtet nichts. Er erreicht nur das Gegenteil damit, denn als er bei einem Tagesritt sie galant aus dem Sattel heben will, macht sie sich in Gegenwart des Gefolges lustig über ihn. Betrübt reitet er von dannen. Aber er kehrt noch einmal zurück und findet nun endlich den Mut zum Bekenntnis seiner Liebe. Da herrscht sie ihn an:

„Schweiget, ihr seid zu sehr noch Kind
und für so hohe Dinge blind."

In seiner Verzweiflung wendet sich Ulrich nach Friesach, um im Kampf Trost zu suchen. Er versticht an einem Tag im Turnier dreißig Speere, am nächsten Morgen wieder dreizehn. Damit nicht genug: verkleidet kämpft er weiter, wirft sich dann abermals in seine eigene Rüstung und erscheint noch siebenmal bis zur anbrechenden Nacht in den Schranken.

Von nun an führt Lichtenstein das Leben eines fahrenden Ritters. Bei jedem Lanzenbrechen ist er zu finden, und seine Speere treffen gut. Er reitet durch ganz Kärnten, er durchzieht Steiermark, Krain, Istrien, er kommt nach Triest, ja sogar nach Rom: überall bietet sich ihm Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Nicht immer erfreut er sich Fortunas Huld. Einmal in Bozen verliert er fast die Hand. Das andere Mal schlägt er sich selbst einen Finger ab. Aber das kümmert ihn wenig. Während er verwundet darniederliegt, dichtet er seine Strophen an die Geliebte. Fortwährend müssen Boten zu ihr eilen und ihr Grüße in Versen von ihm bringen. Bald ist's ein Maienlied, bald eine Tanzweise, bald ein fremdländischer Leich. Und einmal sendet er ihr sogar ein Büchlein, gebunden in grünen Samt mit goldenen Beschlägen und darin zum Gedenkzeichen den abgelösten Finger. Man sollte meinen, jetzt würde sich die spröde Schöne erweichen lassen. Keineswegs. Sie behält wohl den Finger zum Andenken, ebenso wie sie die Gedichte zu sich nimmt, aber dem Dichter erteilt sie durch den Boten die Antwort:

„Sag ihm, dem einfält'gen Mann,
daß er mir diene nicht im Wahn,

der einem Könige wär' zu viel —
Nie war ein Mann so hoch geboren,
der nicht den Zorn heraufbeschworen,
hätt' so er sich an mich gewandt,
ich staune, daß den Mut er fand!"

Da alles nichts hilft, entschließt sich der Lichtensteiner zu etwas ganz Außergewöhnlichem, Unerhörtem, Noch-nicht-Dagewesenem. Als Frau Venus verkleidet will er von Venedig bis nach Böhmen reiten und zu Ehren seiner Erwählten kämpfen. Alle Ritter, die zu Lamparten (Lombardei) und Friaul, zu Kärnten und zu Steier, zu Österreich und zu Böhmen gesessen sind, werden durch einen offenen Brief aufgefordert, mit der Göttin der Minne Speere zu verstechen; welcher Ritter nun, wider sie kämpfend, einen Speer zerbricht, dem gibt sie zum Lohn ein güldnes Ringlein; das soll der glückliche Besitzer senden der Frau, die ihm die liebste ist, denn das Ringlein hat Zaubermacht und zwingt zu minnen den, der es gesandt. Wer jedoch Frau Venus niedersticht, „der soll an vier Enden in die Welt neigen, einem Weibe zu Ehren." Dreißig Tage wartet Ulrich, damit seine Botschaft überall bekannt würde. Am einunddreißigsten, dem Sankt Georgstage des Jahres 1227, bricht er auf zu seiner abenteuerlichen Reise.

In einem seltsamen Aufzug und mit einem ungeheuren Gefolge zieht er aus. Fünf Mann reiten an der Spitze, darunter Marschall und Koch, es folgen zwei Posaunenbläser mit einem Schwanenritter-Banner, dahinter Saumpferde und Rosse mit silberweißen Sätteln von

Fußleuten und Knappen geführt, ein Flötenbläser, der einen feierlich-ernsten Marsch spielt, Knechte, die zusammengebundene Speere tragen; weißgekleidete Mägde zu Pferde und zwei Fiedler, die eine fröhliche Weise fiedeln. Den Beschluß des Zuges bildet Ulrich selbst. Er trägt ein weißes, eng anliegendes Damengewand und einen weißen Hut mit Perlen bestickt. Ein kostbarer goldener Gürtel umschließt die Hüften, und unter dem Hut kriechen ein paar große braune Zöpfe hervor, die dem Pferd bis auf den Rücken reichen.

Begreiflicherweise erregt Ulrich in seiner eigentümlichen Verkleidung überall, wohin er kommt, das größte Erstaunen. Besonders die Frauen sind außer Rand und Band. Sie strömen in Scharen herbei, begrüßen ihn mit den Worten: „Gotts Willkommen, Königin Venus," halten ihm den Saum des Mantels, begehren, von ihm geküßt zu werden, schmücken sich und überbieten einander an Kostbarkeit der Kleidung, streuen Rosen ihm in den Weg, überschütten ihn mit Geschenken, stecken ihm heimlich Briefe zu, die leidenschaftliche Liebesgeständnisse und schwärmerische Huldigungen enthalten.

Morgens beginnt Ulrich sein Tagewerk mit einem Gang in die Messe. Tagsüber klirren die Speere. Beständig treffen aus den verschiedensten Gegenden neue Ritter ein, um sich im Kampf mit der Göttin der Minne zu messen. Und abends setzt sich Frau Venus ans Fenster und schaut den Waffenspielen zu, die zu ihren Ehren veranstaltet werden. Und wenn sie weiter zieht, schließt sich ihr eine ganze Schar von Rittern zur Begleitung an. So nähert Ulrich sich dem Endziel seiner wunderbaren

Reise. Bei Eisgrub im Mährenland findet der letzte Minnekampf statt. Achtundzwanzig Tage währte die Venusfahrt, und in dieser Zeit hatte Ulrich dreihundertsieben Speere verstochen und zweihundertneunundsiebzig Ringe verteilt.

Kann jetzt ein Zweifel bestehen, daß nach so viel Mühsal und vollbrachten Taten die Frau, um derentwillen alles dies geschehen, sich noch abweisend verhält? Gibt nicht das Ringlein, das sie zehn Jahre lang am Finger trug und durch Botenhand als Zeichen ihrer Huld während der Fahrt Ulrich überreichen hieß, dem glücklichen Empfänger Gewähr, daß seine Qual ein Ende hat? O bittre Enttäuschung! Der Bote, der Ulrich das erlösende Wort bringen soll, meldet ihm die niederschmetternde Kunde, seine Angebetete begehre das Ringlein zurück, sie hasse den Ritter, dem sie es gegeben, weil sie vernommen habe, daß er einer anderen diene. Da bricht der tapfere Lichtensteiner zusammen und weint wie ein Kind, und ein Blutstrom ergießt sich aus seiner Brust.

Zum Tode betrübt reitet Ulrich heim auf seine väterliche Burg. In diese traurige Einsamkeit fällt ein Sonnenstrahl. Der vielgehaßte und vielgeliebte Bote erscheint und lädt im Namen der Auserkorenen den verzweifelten Ritter zu einem Stelldichein. Die Stunde ist genau bestimmt: am nächsten Sonntag früh vor Essenszeit will sie seiner bei einem Steinhaufen vor der Burg harren; im Kleide eines Aussätzigen soll er ihr nahen. Die Zeit drängt. Nur größte Eile kann den von Hoffnungsfreude erfüllten Liebhaber noch rechtzeitig zur Stelle bringen. Und Ulrich schwingt sich aufs Roß und reitet und reitet

sechsunddreißig Meilen an einem Tage und reitet zwei Pferde tot. Aber er trifft zur festgesetzten Stunde ein, zieht Bettlerkleider an, mischt sich unter die Aussätzigen und wartet. Doch — o Elend — statt der Angebeteten naht sich die Magd, reicht ihm Wein und Speise und vertröstet ihn auf den Abend. Ulrich wartet geduldig inmitten der Siechen und Bettler, und die Haare sträuben sich ihm von dem Unflat und Übel, die er gewahrt. Abends wird ihm der Bescheid, bis zum nächsten Mittag zu warten. Ulrich verbringt die Nacht in strömendem Regen auf freiem Felde, zitternd vor Frost. Abermals wird er vertröstet bis zum Anbruch der Nacht. Da endlich schlägt ihm die Stunde der heißersehnten Erfüllung. Doch noch manches Ungemach stellt sich ihm in den Weg, ehe er vor die Geliebte treten kann. So muß sich der im Burggraben kauernde Ritter einer unfreiwilligen Dusche aussetzen, deren Ursache der Burgvogt ist, der oben auf der Zinne ein natürliches Bedürfnis erledigt, während er die Runde macht. Und als das aus Leinentüchern gewundene Seil heruntergelassen wird, um Ulrich hochzuziehen, erweist sich sein Körpergewicht zu schwer für die beiden Frauen, die ihn heraufbefördern sollen. Erst mit Hilfe seines Gesellen, der, weil er leichter ist, den Vortritt erhält, gelingt das Wagnis.

Nun steht Ulrich vor dem Ziel seiner Wünsche. Man hüllt ihn in ein prächtiges Gewand und führt ihn zu der Edlen. Sie empfängt ihn kostbar gekleidet, auf einem Bette sitzend, von acht Frauen umgeben, im strahlenden Lichterglanz ihrer Kemenate. Aber es ist ein kühler Empfang. Sie sagt ihm nur, daß ihn jegliches Weib um seiner

Taten ehren müsse, und zum Zeichen dafür habe sie ihn in ihr Gemach kommen lassen, was noch keinem Ritter je geschah. Mehr dürfe er nicht verlangen. Dem armen Ulrich will das Herz schier bersten. Kein anderes Zeichen der Huld, kein Strumpfband ihrer Liebeslust, nicht einmal die Gewährung eines Kusses! Hilflos schweifen seine Blicke im Kreise herum. Da erbarmt sich seine Nichte des Verzweifelnden und legt ein gutes Wort bei der Herrin für ihn ein. Die Stolze gibt nach. Ein Kuß soll ihm gestattet sein; doch zuvor soll er in die Schlinge des Seiles treten, das zum Fenster heraushängt; und um seine Zweifel zu beheben, als wolle sie auch diesmal ihn täuschen, darf er an ihrer Hand sich halten. Ulrich tritt in die Schlinge. Die Hohe, Reine beugt sich über ihn und flüstert ihm Schmeichelworte zu. Doch als sie sein Kinn faßt und sagt: „Freund, nun küsse mich!" da läßt er in der Aufregung ihre Hand los und stürzt ab. Daß er sich nicht das Genick bricht, muß man als Wunder buchen.

Ulrichs Entschluß, sich im Schloßgraben zu ertränken, vereitelt sein Geselle. Betrübt sucht er seine väterliche Burg auf. Dort empfängt er Kunde von der Angebeteten. Sie verheißt ihm ihre Minne, wenn er eine Fahrt über das Meer mache. Turnierend und Minnelieder dichtend verbringt er Lenz und Sommer und rüstet sich zur Meerfahrt. Als er sich anschickt, sie anzutreten, kommt abermals Botschaft von ihr: sie erläßt ihm diese Fahrt. Es scheint, als ob jetzt endlich, nach dreizehnjährigen vergeblichen Mühen, der ersehnte Lohn ihm zuteil werden soll. Da ereignet sich ein Zwischenfall — wir wissen nicht

was es wahr, denn Ulrich schweigt darüber — aber es muß etwas Unerhörtes gewesen sein; denn er erhebt ihretwegen Anklage gegen das ganze weibliche Geschlecht und sagt ihr seinen Dienst auf.

Ein Mann jedoch wie der Lichtensteiner kann ohne Minnedienst nicht leben. Bald findet er auch eine andere und die ist lieblich und gut und seiner Sangeskunst wohlgeneigt. Ihr singt er fortan seine Weisen, während er als König Artus schöne Ritterschaft treibt und wie in früheren Tagen von einem Turnier zum anderen durch die Lande reitet.

* *
*

Er ist eine seltsame Gestalt, dieser steirische fahrende Ritter. Man möchte ihn nicht für voll nehmen, ihn für einen Narren, zum mindesten für einen verschrobenen Menschen halten, der sein ganzes Leben einem Phantom nachjagt, selbst wenn die Hälfte nur von dem, was er erzählt, der Wahrheit entspräche. Doch es steckt mehr Wahrheit und wirkliches Erleben in seiner Dichtung, als man glaubt. Nicht nur die Namen, die er uns nennt, die ganze Zeitstimmung in seinem Gedicht ist echt. Das Rittertum hatte den Höhepunkt seiner Entwicklung bereits überschritten. Alle jene Eigenschaften, die aus ihm herausgebildet worden waren — Kavaliersehre, Abenteuerlust, Frauendienst — zeigten sich in jener äußersten Entfaltung, die auf die Spitze getrieben, stets zu Übertreibung und Exaltation neigt. Die Keime des Verfalls traten schon offen zu Tage.

In dem Lichtensteiner verkörperten sich noch einmal alle ritterlichen Tugenden in vorbildlicher Weise: er ist offen

und haßt die Lüge; die Ehre stellt er über alles; er zeichnet sich durch Ausdauer, Geduld und Tapferkeit aus; er sucht den Zweikampf mit der Leidenschaft eines Artusritters; er erhebt den Minnedienst zu seinem Lebensberuf; unter seinem Gebot verrichtet er die kühnsten Taten, kein Opfer, keine Demütigung seinetwegen ist ihm zu groß, und ihm zuliebe duldet er wie ein Märtyrer; aber wenn er auch noch so sehr leidet, nie läßt er Rachegefühle gegen die Urheberin seiner Qualen in seiner Brust aufkeimen; immer bleibt ihm der ritterliche Grundsatz heilig: Verschwiegenheit.

„Doch mußt du in dem Herzen dein
für alle Zeit verschlossen sein."

Wie kommt es, daß trotz dieser angeführten Vorzüge Ulrich auf uns lächerlich wirkt? Weil er im Grunde seines Wesens ein pedantischer und hausbackener Geist ist, weil er alles, was er unternimmt, mit einer Geduld, wie sie eben nur ein Pedant haben kann, bis zum äußersten durchführt und übertreibt, weil er das Spielerische des Daseins so ernst auffaßt, weil er alle gewagten Situationen, Gefahren, Enttäuschungen mit Vorbedacht sucht, weil er letzten Endes sich selbst zum Narren macht. Und darin zeigt er sich eben als ein Kind des anbrechenden Verfallzeitalters, als ein Vorläufer jener abenteuerlichen Standesgenossen, deren Typus im Don Quixote eine verewigte Gestalt erhalten hat.

Don Quixote und Simplizissimus.

„Was ist denn das, ein fahrender Ritter?“ fragt das hübsche Wirtstöchterlein aus der Schenke, die der edle Don Quixote für ein Kastell hält, neugierig den biederen Schildknappen Sancho Pansa, und erhält von ihm die Antwort: „Höre, Schwester, ich will dir's sagen; ein fahrender Ritter ist, mit zwei Worten, ein Ding, das bald geprügelt wird, bald Kaiser ist. Heute ist er das elendeste und ärmste Geschöpf unter der Sonne, und morgen hat er zwei oder drei Königskronen, die er seinem Schildknappen schenken kann.“ Eine treffliche Erklärung, ganz dem gesunden Bauernverstande ihres Urhebers entsprechend! Freilich betrachtet der brave Nützlichkeitsphilosoph von der Ackerkrume das abenteuerliche Herumvagabundieren mit etwas anderen Augen als der Ritter von der traurigen Gestalt. Sein Urteil stützt sich nicht auf die weisen Lehren, die ihm sein Herr und Gebieter gibt, sondern auf die nackten Tatsachen und Erfahrungen, die er selber macht. Für jenen ist das fahrende Rittertum eine Wissenschaft, die alle Wissenschaften der Welt in sich vereinigt und die nur durch ein gründliches Studium sich erlernen läßt. Er predigt: Wer die Wissenschaft des fahrenden Rittertums ausübt, muß ein „Rechtsgelehrter sein und die Gesetze des ausgleichenden Rechtes genau kennen, um jedem, was ihm gehört, geben zu können. Er muß Theologe sein, um über den christlichen Glauben, zu dem er sich bekennt, so oft es ver-

langt wird, klare und bündige Antwort geben zu können. Er muß Arzt sein und vor allem Botaniker, um mitten in den Wüsten und Einöden die Kräuter, die eine heilende Kraft haben, auffinden zu können, denn der fahrende Ritter kann nicht nach jedem Kampfe jemand suchen, der ihn verbindet. Er muß Astronom sein, um an dem Gestirn zu erkennen, wie spät es in der Nacht ist, unter welchen Himmelsstrichen und sogar in welchem Weltteil er sich befindet. Er muß Mathematik verstehen, denn jeden Augenblick bedarf er ihrer", und da es sich von selbst versteht, daß er mit allen christlichen und Kardinaltugenden geschmückt sein muß, soll er „keusch sein in seinen Gedanken, anständig in seinen Worten, freigebig in seinen Werken, tapfer in seinen Taten, duldsam in Mühseligkeiten, mitleidig mit den Bedrängten und endlich ein strenger Verfechter der Wahrheit, sollte ihn die Verteidigung derselben auch das Leben kosten". Don Quixote glaubt diese schwierige Wissenschaft in sich aufgenommen zu haben, und darum verläßt er seine Heimat, verpfändet seine Habe, entsagt aller Bequemlichkeit, wirft sich Fortuna in die Arme und zieht, keiner Mühsal achtend, hier strauchelnd, dort fallend, dann sich wieder aufrichtend, bald Witwen unterstützend, bald Jungfrauen beschirmend, bald Bedrängte erlösend, bald mit Ungeheuern ringend, rastlos durch die Lande, um die schlafen gegangene fahrende Ritterschaft, den Ruhm der Ritter von der Tafelrunde, der Zwölfe von Frankreich und anderer Helden nicht nur zu erneuern, sondern ihn durch unerhörte Taten und Waffenwunder zu verdunkeln. In

der Einbildung vollbringt er alle diese kühnen Wagnisse, erreicht er, daß seine „zahlreichen christlichen Heldentaten“ fast in allen Ländern der Erde gedruckt — freilich ihm zum Spott, den er nicht erkennt — von Hand zu Hand gehen. Sancho Pansa jedoch, der nur die Wirklichkeit sieht, spürt nichts von dieser Gloriole. Er spürt nur die Prügelsuppen, das Prellen, den Steinhagel, die Faustpüffe, die zerschundenen Glieder, die Beulen, die er redlich als treuer Knappe mit seinem Weggenossen teilt, und zieht besorgt der Weisheit letzten Schluß: „Unser Abenteuersuchen wird uns am Ende, wenn's um und um kommt, noch so tief ins Unglück reiten, daß wir nicht mehr wissen, was unser rechtes Bein ist.“

Don Quixote ist der reinste Typus des fanatischen Abenteurerpedanten. Ein Fanatiker, weil er das Abenteuer an sich als Lebenselement empfindet und mit einer ungezügelten Versessenheit hinter allem herläuft, was irgendwie den Stempel des Abenteuerlichen trägt; ein Pedant, weil er sich mit der zähen Gewissenhaftigkeit eines Stubengelehrten in seinen Beruf verbohrt. Eine wirre Kette von erstaunlichen Begebenheiten und Wagnissen, die, mögen sie unter den mannigfaltigsten Voraussetzungen und Umständen zustande kommen, doch nur immer um der Gunst und des Lächelns einer auserwählten Dame willen gesucht und verrichtet werden — darin scheint sich ihm das Wesen des Rittertums zu offenbaren. Er ist in dieser Hinsicht die auf die Spitze getriebene und darum zu einer Karikatur ausgeartete Konsequenz jener fahrenden Rittergestalten, die in der

Wirklichkeit im Ulrich von Lichtenstein, in der Dichtung der berühmte Amadis de Gaula und das große Gefolge der internationalen Amadise und Palmerine vertreten.

Man schaue sich diese sonderbaren von der Phantasie ersonnenen Helden, die den Zeitgenossen des Cervantes die Köpfe verdrehten, etwas näher an. Da sehen wir zuerst den Ahnherrn des erhabenen Reckengeschlechts: Amadis, den natürlichen Sohn des Königs Perion von Gaula (Wales) und der bretagnischen Prinzessin Elisena. Es schwindelt einem, wenn man von seinen Heldentaten liest. Keine Schwierigkeit ist ihm zu groß, kein Hindernis gibt es, das er nicht überwindet. Ob er im Kampf mit hundert oder tausend Rittern steht, er geht letzten Endes doch als Sieger hervor; ob sich ihm Riesen, Zauberer oder Ungeheuer in den Weg stellen, er reißt sie alle zu Boden; ob er Flotten vernichtet oder Königreiche befreit, er triumphiert immer, der Halbgott. Nur in einem Punkte bleibt er verwundbar und menschlich: in der Liebe. Hier schmachtet er und leidet er, wie jeder andere Sterbliche; hier kann er sogar zum Melancholiker werden, wie Schillers Ritter Toggenburg. Der tapfere Abenteurer findet eine würdige Nachkommenschaft, die seinen Ruhm bis ins hundertste Glied weiterträgt. Florisando, sein Neffe, wetteifert in Tatendurst und Waffenglanz mit seinem großen Oheim. Florisels Sohn, Don Rogel de Grecia steht ihm ebenfalls kaum nach. Hundert andere Florisels und Amadise wandeln stolz in ihren Spuren, nur zuweilen von den Leistungen der wackeren Sprößlinge Palmerins de Oliva, des zweiten berühmten Ahnherrn fahrender Rittergenies, in den Schatten gestellt.

Und so häuft sich Heldenruhm auf Heldenruhm, daß uns Nachgeborene beim Anstaunen solcher Leistungsfähigkeit zermürbender Kleinmut ob unserer Nichtigkeit befällt und wir beschämt die Augen niederschlagen. Abenteuer bilden die Beweggründe dieser gepriesenen Herrlichkeit, Abenteuer durchfluten das Dasein jener herumirrenden Ritter in unaufhörlicher Bewegung — dafür sorgt der verfolgende Zauberer, der sich jedem von ihnen an die Fersen heftet und immer neue Verwickelungen mit Riesen, Zwergen, Drachen, Meerungeheuern oder verzauberten Schlössern schafft —, Abenteuer sind das A und O des Sehnens und Strebens aller der vielgestaltigen Ritter „vom brennenden Schwerte", „vom Einhorn", „vom Phönix", „vom Greifen" und endlich auch des letzten edlen Sprosses aus Amadis Geschlecht, des „Ritters von der traurigen Gestalt".

Diese unbändige, verzehrende, unheilvolle Sehnsucht und der Wunsch, die Ahnengalerie der Amadise mit einer neuen unsterblichen Gestalt zu bereichern, treibt den armen Gutsbesitzer aus der Mancha zum Leidwesen seiner Haushälterin und Nichte von Haus und Hof. Mit einer verrosteten Pickelhaube, die später durch „Mambrins" erbeuteten Helm — das Seifenbecken des Dorfbarbiers — ersetzt wird, auf dem langgestreckten Haupte, eine alte Tartsche in der knochigen Hand, reitet er, den mageren, ausgehungerten Leib des Streitrosses „Rosinante" zwischen den langen, dürren, bis zur Erde schleifenden Beinen, gefolgt von Sancho Pansas auf eines Grautiers Rücken kauernden Kugelgestalt, in die Welt der auf ihn harrenden Großtaten hinein. Und wie

einst der von ihm vergötterte Ahnherr vollbringt er eine heroische Leistung nach der andern. In Glück und Ungemach, immer zieht er Vergleiche; immer erinnert er sich, bald zum Trost für widerfahrene Unbill, bald als Ansporn zu auserlesener Tapferkeit, der Geschehnisse, die seinen ruhmgekrönten Vorfahren an Ort und Stelle begegnet sein mögen. So im Geist ganz und gar in der Vergangenheit lebend, verwandelt seine Einbildungskraft die nüchternsten Tatsachen und lächerlichsten Vorkommnisse in die fabelhaftesten Begebenheiten. Bauerndirnen werden zu hochgeborenen Damen, zerfallene Spelunken wachsen zu Kastellen mit Türmen und Zinnen empor, Schankwirte erhalten die Würde von Schloßhauptleuten, Dorfpfarrer die von Erzbischöfen, eine häßliche Kuhmagd avanciert zu einem asturischen Edelfräulein — ihr Hanfhemd wird mit farbenreichem Musselin, ihr pferdemähnenartiges, struppiges Haar mit Fäden arabischen Goldes, ihr nach Zwiebel und Knoblauch riechender Atem mit ambrosischem Duft verglichen —, von Schafherden aufgewirbelte Staubwolken gelten als Kennzeichen tobender Schlachten, Windmühlen stellen sich als Riesenungeheuer drohend in den Weg und eine Wassermühle wird für eine Feste angesehen, in der irgendein bedrängter Ritter oder eine gefangene Prinzessin der Befreiung harrt.

Nur selten geht Don Quixote so sieghaft und unversehrt aus seinen Abenteuern hervor wie etwa aus dem Zweikampf mit dem Spiegelritter, den er mit der Lanze vom Pferde wirft, oder wie aus der Begegnung mit dem Löwenkäfig, dessen wilder Insasse es vorzieht, seinem



herausfordernden Gegner — wahrscheinlich seiner Magerkeit halber — das Hinterteil zuzukehren, anstatt durch das geöffnete Gitter über ihn herzufallen, oder wie aus der „schrecklichen“ Höhle des Montesinos. Meist bringt ihm seine Tollkühnheit den Verlust einiger Zähne, ein paar Beulen, Rippenbrüche, zum mindesten eine tüchtige Tracht Prügel ein. Kann er mit einer Geldbuße für angerichteten Schaden davonkommen, ist es schon eine besonders glückliche Lösung. Am bedauernswürdigsten erscheint er immer, wenn seine edelsten Absichten solchen heimtückischen Lohn finden. Immer bereit, nach echter fahrender Ritter Art, Bedrängten beizuspringen, sie von ihren Peinigern zu erlösen, muß er mehr als einmal um solcher vornehmen Gesinnung willen seine eigene Haut zum Markte tragen. So ergeht es ihm bei der Begegnung mit den rüpelhaften Yanguesern, als er — für die Gelüste seines Rosinante nach den galizischen Stuten, die jene mit sich führen, volles Verständnis zeigend — dem bedrohten und von den Pferdetreibern arg zugerichteten Gaule zu Hilfe eilt. So wickeln sich die Abenteuer mit den Seidenverkäufern, den Schafhirten, den Galeerensklaven, den Büßern und allen, denen Don Quixote als Retter in der Not zu erscheinen glaubt, in ihrem letzten Stadium ab. Aber er tröstet sich damit, daß der stolze Amadis sich in ähnlichen Lagen befunden und meist größere Beschimpfungen als er ausgestanden habe. „Und überhaupt mußt du wissen, Sancho,“ philosophiert er nach einer solchen peinlichen Niederlage, „daß Wunden und Schläge, beigebracht mit Instrumenten, die dem Gegner nur von ungefähr in

die Hände gekommen, gar nicht schimpflich sind; wie in den Duellgesetzen klar geschrieben steht. Dies sage ich dir zum Troste, damit du nicht etwa glaubst, wir wären durch die empfangenen Prügel beschimpft worden, denn so viel ich mich erinnere, waren die Waffen der Leute, die uns so zugerichtet haben, nichts als Knüttel und Pfähle, und kein einziger hatte Degen, Schwert und Dolch."

Und noch ein anderer Trost beruhigt ihn, wenn irgendein Abenteuer fehlschlug: daß mächtige Zauberer ihm den Weg zum Ruhm mißgönnen. Wie jenes hehre Geschlecht der Amadise und Palmerine fortwährend unter der Niedertracht der Zauberer zu leiden hatte, so fühlt auch Don Quixote sich ständig von solchen bösen Geistern verfolgt. „Du bist so lange schon bei mir," belehrt er eines Tages Sancho, als es diesem sonst alles leichtfertig glaubenden Gesellen nicht in den Kopf gehen will, wie man ein unanzweifelbares Barbierbecken für Mambrins Helm halten könne, „und hast noch nicht gemerkt, daß alles Tun der fahrenden Ritter ungerecht und töricht scheint und wie eine verkehrte Welt aussieht, nicht, weil es wirklich so ist, sondern weil uns unaufhörlich eine Rotte Zauberer umgibt, die alle unsere Sachen nach ihrem Belieben verwandeln und vertauschen, gut oder schlimm machen, je nachdem sie uns wohlwollen oder nicht." Fürwahr, eine leichte Methode, sich über jede Enttäuschung hinwegzusetzen! Don Quixote ist sie so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er die Dinge überhaupt nicht anders als aus diesem Gesichtswinkel zu sehen vermag. Seine Feinde, die Zauberer, müssen unbedingt — so folgert er — überall die Hand im

Spiele haben: sie haben die Riesen in Windmühlen, die feindlichen Ritterheerscharen in Hammelherden, den Spiegelritter in den Bakkalaureus Samson Carasco, Mambrins Helm in ein Barbierbecken, die Schlösser und Kastelle in Wassermühlen und Scheunen verwandelt; sie sind auch die Unseligen, welche die erhabene, unübertreffliche tugendsame und schöne Dulzinea von Toboso die Gestalt einer häßlichen Bauerndirne annehmen heißen, weil der Neid auf Don Quixotes Heldentaten an ihren Seelen frißt, weil sie ihm nicht den Triumph gönnen, weil sie ihn beleidigen, an der empfindlichsten Stelle verwunden wollen.

Aber der Ritter von der traurigen Gestalt läßt sich selbst durch diese arglistige Verzauberung nicht beirren. Wie er ruhig und unerschüttert bleibt, als Sancho von seinem erdichteten Besuch bei Dulzinea erzählt und sie als eine „wackere Dirne“ schildert, „ein rechtes Kernmensch, das Haare auf den Zähnen hat und jeden fahrenden Ritter, der sie sich zum Schutz erwählt, beim Bart aus dem Dreck ziehen könnte“, ebenso äußert er nicht die geringste Überraschung, als er ihr in der bäuerischen Maske begegnet. Trotzdem die neidischen Zauberer sie „aus einer Schönheit in eine Katze, aus einem Vogel in einen Teufel, aus einer Wohlgeruch Duftenden in eine die Luft Verpestende, aus einer Feingebildeten in eine Ungeschliffene, aus einer Bescheidenen, Sittsamen in eine Luftspringerin, aus Licht in Finsternis, kurz aus Dulzinea von Toboso in eine Dorfdirne aus Sayago“ verwandelt haben, ist sie für ihn nach wie vor „die größte Prinzessin der Welt“. Man sollte danach meinen, Dulzinea müsse ein aus-

erlesenes Muster von Schönheit, Anmut und Tugend sein, der zu Ehren es sich wohl verlohne, wie weiland Ulrich von Lichtenstein, Abenteuer auf Abenteuer zu bestehen. Doch wie erstaunt man, wenn man erfährt, daß die Angebetete und Vielgepriesene nur ein imaginäres Wesen ist, ein Phantasieprodukt, entstanden unter der Erinnerung der Frauengestalten jener Ritterromane, die dem armen Gutsherrn aus der Mancha das Hirn verwirrt haben. „Gott weiß es," erklärt er der Herzogin, „ob es eine Dulzinea in der Welt gibt oder nicht, ob sie phantastisch ist oder wirklich, und dies gehört zu den Dingen, deren Untersuchung man nicht auf den äußersten Grund verfolgen muß, wenn man sich nicht ganz in den Garnen der Zauberin verwirren will." Und Sancho gesteht es offen: „Ich bilde und male sie in meiner Einbildungskraft ganz nach Wunsch sowohl was Schönheit als Vortrefflichkeit anbelangt. Weder Helena kommt ihr gleich, noch Lukrezia, noch irgendeine der berühmten Frauen des Altertums oder der Neuzeit. Halte jeder davon, was er will; wenn Unverständige mich tadeln, so werden Vernünftige mich loben."

Und um dieses in der Luft schwebenden Ideals willen kehrt ein Mann, der den Zenith seiner Jahre bereits überschritten hat, seinem geruhigen Dasein den Rücken, stürzt sich in die Unkosten eines abenteuerlichen Herumstreifens, erträgt Hitze und Kälte, Hunger und Durst, peinigt sich mit selbstgewollten Strapazen, erduldet Schimpfworte und Schläge, erntet Spott und Hohn und kommt erst zu Vernunft, als er schon mit einem Fuße im Grabe steht. Niemals hat die Begeisterung schlim-

mere Früchte getragen, der Idealist kläglicher Schiffbruch gelitten als in der Person des Ritters von der traurigen Gestalt. Man könnte darum den „Don Quixote“ für eine Satire auf die Begeisterung, auf den Idealismus halten. Ob Cervantes diesen Sinn in seinen unsterblichen Roman bewußt hineingelegt hat, wissen wir nicht. Ihm lag es in erster Linie daran, die literarische Modekrankheit seiner Zeitgenossen — die Schwärmerei für die Ritterromane — durch Karikierung des fahrenden Rittertums zu beseitigen. Das ist ihm auch vortrefflich gelungen. Das Übel wurde mit der Wurzel ausgerissen. Mit Don Quixote erlosch das tapfere Geschlecht der mittelalterlichen Abenteurer in Brünne und Helm. Als ihn sein treuer Sancho in die dunkle Erde bettete, da sank auch das fahrende Rittertum mit ihm in die Gruft.

* * *

Es ist eine eigentümliche literaturgeschichtliche Tatsache, daß der erste Meisterroman der Weltliteratur und der erste bedeutende deutsche Roman Abenteurerschicksale behandeln. Zwischen dem Erscheinen beider Dichtungen liegt ein Zeitraum von vierundsechzig Jahren. Freilich sind die Haupthelden dieser Werke grundverschiedener Natur, aber sie ähneln sich darin, daß sie beide bestimmt ausgeprägte Abenteurertypen in vollendeter Form verkörpern. Don Quixote ist die komische Apotheose fahrender Ritterschaft, der letzte Vertreter jener kampflustigen Abenteurergattung, die mit den Kreuzzügen aufkam, das Ungewöhnliche, außerhalb des Alltags Liegende, Gefahrvolle und Romantische zum Ziel und Zweck ihres Daseins

erkor, unendlich viel an Verschrobenheiten und Narrheiten in die Welt setzte und mit dem Aufhören des ritterlichen Standes ihre Bedeutung verlor. In Grimmelshausen „Simplizissimus" jedoch erblicken wir den würdigen Repräsentanten eines neuen Abenteurergeschlechts, das, aus dem Landsknechtswesen herausgewachsen, mit Kriegsglück und Kriegsnöten aufs engste vermischt, seine Betätigung im unruhigen, von den wirren politischen Zeitläuften wechselvoll herumgeworfenen Soldatenleben suchte: den Kriegsabenteurer.

Keine Zeit eignete sich besser für die Entwicklung dieses Abenteurertypus, als die erste Hälfte des von Waffenlärm und Schlachtengetümmel fast ununterbrochen widerhallenden siebzehnten Jahrhunderts. Der dreißigjährige Krieg bildete den düsteren Hintergrund. Daß er von Söldnerscharen geführt wurde, bedingte sowohl seine Dauer wie den entsetzlichen Jammer, der ihn begleitete; den Leuten, die das Soldatentum zu ihrem Beruf erwählten, mußte es daran gelegen sein, den Kriegszustand so lange als möglich aufrecht zu erhalten. In dem Söldnercharakter der Truppen lag auch die Ursache der grenzenlosen Sittenverderbnis jener Zeit. Von Gewinn- und Genußsucht getrieben, auf kärgliche Löhnung angewiesen, auf deren Auszahlung die Söldner zuweilen Wochen und Monate warten mußten, griffen sie zu Raub und Plünderung, wo sich nur eine günstige Gelegenheit bot. Das Stehlen und Plündern wurde geradezu als Hauptzweck des Kriegführens aufgefaßt, wie es Logau in einem kleinen Epigramm trefflich charakterisiert:

„Was man dem Feind entwandt, das heiße, meinst du,
Beute?
Nein, was der Bauer hat und was die Edelleute,
Was man auf Straßen stiehlt, was man aus Kirchen
raubt,
Das heißet Beut' und ist bei Freund und Feind erlaubt."

Da nichts als die Aussicht auf Befriedigung roher sinnlicher Gelüste die Söldner bei der Truppe hielt, ließen es die Feldherren kaltblütig geschehen, daß ihre Soldateska die arme Landbevölkerung brandschatzte, drangsalierte, bis aufs Blut aussog und das erbeutete Hab und Gut mit liederlichem Weibsvolk verpraßte. Wirft man einen Blick in das damalige Lagerleben, dann glaubt man eher ein auf der Wanderschaft befindliches Nomadenvolk als ein geordnetes Heer vor sich zu sehen. Jedem Soldatentrupp schloß sich ein Schwarm fragwürdiger Gestalten an, der an Zahl die waffentragende Mannschaft oft um das doppelte übertraf. Da waren Marketender und Marketenderinnen, Dirnen, allerhand Landfahrer, Gaukler, Wahrsager, Spaßmacher, Komödianten, professionelle Verbrecher, die im Zeltlager vor dem rächenden Arm der Justiz Zuflucht suchten, verbummelte Studenten, Wegelagerer und Glücksritter verschiedenster Art. Welch ein buntscheckiges Bild ergaben allein die den Troß begleitenden Frauen in ihrer Gesamtheit! Fast jeder Soldat hatte sein angetrautes oder nicht angetrautes Liebchen, das ihn des Feldzugs Müh und Not im Lager vergessen lehrte. Fiel er oder geriet er in Feindeshand, dann wählte sich sein Schatz oder seine

Witwe schleunigst den nächsten Besten zum Stellvertreter. Ob Freund oder Feind — danach wurde nicht gefragt. Grimmelshausens „Landstörzerin Courage" zeigt uns anschaulich den Werdegang einer solchen Soldatenbraut. Aber außer den Pflichten einer Bettgenossin erwuchsen diesen Lagerweibern noch eine Reihe Aufgaben, die sie zu erfüllen hatte. „Etliche nahmen" — heißt es in „Simplizissimus" — „keiner anderen Ursache halber Weiber, als daß sie durch solche entweder mit Arbeiten oder wohl gar mit Stehlen ernährt werden sollten. Da war eine Fähnrichin unter den Weibern, die hatte ihre Gage wie ein Gefreiter, eine andere war Hebamme und brachte dadurch sich selbsten und ihrem Mann manchen guten Schmaus zuwege, eine andere konnte stärken und waschen; diese wuschen den ledigen Offizieren und Soldaten, andere verkauften Tabak und versahen den Kerls ihre Pfeifen, eine andere war eine Näherin, damit sie Geld erwarb, eine andere wußte sich aus dem Felde zu ernähren, im Winter grub sie Schnecken, im Frühling graste sie Salat, im Sommer nahm sie Vogelnester aus, und im Herbst wußte sie sonst Schnabelweide zu kriegen." Es versteht sich von selbst, daß unter solchen Verhältnissen an eine straffe Manneszucht nicht zu denken war. Soweit die kriegerische Tätigkeit in Betracht kam, mußte sich der Söldner allerdings den Befehlen der Offiziere bis zu einem gewissen Grade fügen, aber im Lager konnte er schalten und walten nach Belieben. Über den freiwillig mit dem Heere mitziehenden oder seinen Spuren folgenden Troß reichte schon gar nicht die Befehlsgewalt der Führer, die es übrigens nicht

selten schlimmer als die Gemeinen trieben. Dieses hinter den Heerhaufen herziehende Gesindel, das sein Lagerleben so eng mit dem Truppenkörper verschmolz, war es hauptsächlich, das wie ein vernichtender Heuschreckenschwarm über das Land dahinbrauste und blühende Gefilde in tote Strecken verwandelte. Von diesen vagabundierenden und marodierenden Hyänen des Schlachtfeldes wurden die meisten der Scheußlichkeiten und Grausamkeiten verübt, von denen die Chronik des dreißigjährigen Krieges zu erzählen nicht müde wird.

Simplizissimus ist das Kind jenes blutrünstigen, beutegierigen, verwahrlosten Zeitalters. Viele Selbsterlebnisse des Dichters haben in dieser Gestalt ihren Niederschlag gefunden. Darum wirkt sie so echt und wahrheitsgetreu. Es scheint einem, als versinnbildliche sie den ganzen abenteuerlichen Geist des siebzehnten Jahrhunderts. Der mörderische Krieg wird Simplizissimus' Erzieher. Er reißt ihn aus dem Elternhause fort und offenbart sich schon dem Kinde in seiner furchtbarsten Form als Vertilger friedlichen Lebens und Peiniger unschuldiger Leute. Die Seelenangst treibt Simplizissimus von dem eingeäscherten Bauerngehöft zu einem Einsiedler, der ihn die Einfalt des Herzens lehrt und bei dem er bis zu dessen Tode bleibt. Aus der Beschaulichkeit seines jugendlichen Anachoretendaseins wird der Knabe vom Schicksal mitten in die Kriegswirren hineingeworfen. Der Zufall fügt es, daß er zu dem Kommandanten von Hanau kommt, der sich als Schwager des verstorbenen Eremiten entpuppt. Im Hause seines neuen Brotherrn, der an dem wunderlichen weltfremden Wald-

dort Pulvermühlen ein, kämpft mit den Tataren, wird von ihnen gefangen genommen und nach Korea abgefertigt; der Weg führt ihn nach China, Japan, Indien, wo er türkischen Piraten in die Hände fällt, die ihn an Kaufleute aus Alexandrien verhandeln; man zwingt ihn zum Galeerendienst, aus dem ihn die Venetianer befreien; dann pilgert er nach Rom und Loretto und kehrt endlich, nachdem er drei Jahre abwesend war und inzwischen der Frieden geschlossen wurde, in die deutsche Heimat zurück. Hier macht er seine Rechnung mit der Welt und begibt sich, von dem Gefühl der Nichtigkeit und Eitelkeit alles Seins getrieben, in die Waldeinsamkeit, um sein Leben dort zu beschließen, wo er es begonnen hatte.

Ein Abenteurer, der als Eremit endet! Fürwahr, ein seltsamer Fall! In der Wirklichkeit begegnen wir ihm nie. Aber der Dichter konnte sich wohl eine solche Lösung erlauben. Allerdings scheint er gefühlt zu haben, daß ein so unruhiges, mit allem Irdischen innigst verwachsenes Gemüt sich für die Dauer nicht in das Einsiedlerleben zu schicken vermag. Darum greift er nochmals zur Feder und schreibt einen anderen Schluß. Er läßt Simplizissimus in seinem Anachoretendasein nur eine Weile verharren. Nach dieser Erholungs- und Entsagungspause erscheint er von neuem in dem Getriebe der Welt. Und er offenbart sich uns wieder als der abenteuerlustige Landstörzer, der lebenserfahrene und überlegene Beobachter, der unveränderliche Spaßmacher und Zechbruder, nur mit dem Unterschied, daß er sich den Renommierton seiner Standesgenossen zu eigen gemacht hat und den Mund viel voller nimmt als früher. Simplizissimus

setzt sein Wanderleben fort. Er kommt wieder nach Italien, Alexandrien und gerät in Ägypten zum zweitenmal in Seeräubergewalt. Doch erlöst ihn ein Schiffbruch aus seiner bedrängten Lage. Mit einem jungen Zimmermann wird er auf eine einsame Südseeinsel verschlagen. Sie richten sich beide notdürftig auf dem verlassenen Eiland ein und führen ein wahres Robinsondasein, das Simplizissimus auch nicht aufgibt, als der Tod ihn seines Leidensgefährten beraubt. Von einem holländischen Kapitän, den der Zufall in jene Gegend bringt, erfahren wir die näheren Umstände dieser selbstgewählten Verbannung. So schließt das Leben des Landstörzers Simplizissimus mit einer Robinsonade, fast zu gleicher Zeit, da der Vater des berühmten Robinson — der Engländer Defoë — in London das Licht der Welt erblickt.

Der falsche Demetrius.

Am 15. Mai des Jahres 1591 wurden die Bürger des russischen Städchens Uglitsch, das der letzten Frau Iwans des Schrecklichen, Maria Nagoi und ihrem Söhnchen Demetrius seit dem Tode des Zaren als Witwensitz diente, um die Mittagsstunde plötzlich durch das Läuten der Sturmglocken bei der Mahlzeit aufgeschreckt. Hals über Kopf eilten alle auf die Straße in der Annahme, der Palast der Zarin stehe in Flammen. Als sie in den Hof eindrangen, enthüllte sich ihnen ein grausiger Anblick: der kleine Zarewitsch lag leblos in seinem Blute. Neben der Leiche stand die verzweifelte Mutter und rief, auf den ihr verhaßten Kanzleivorsteher Michael Bitjagowskij weisend: „Das ist der Mörder.“ Sofort stürzte sich die Menge auf den Bezeichneten. Dieser flüchtete, nachdem er sich vergeblich zu rechtfertigen versucht hatte, mit den anderen Kanzleisekretären in ein Nachbarhaus. Doch der erregte Pöbel folgte ihm, schlug die Türen ein und tötete ihn samt den übrigen Beamten. Neun Männer fielen der Volkswut zum Opfer. Damit nicht genug. Die Hetzjagd nach dem Schuldigen wurde fortgesetzt, und jeder Bewohner von Uglitsch, auf den nur ein leiser Verdacht des Einverständnisses mit dem Mörder lastete, mußte sein Leben lassen.

Wenige Tage nach diesem Blutbade traf Wassilij Schuiskij im Auftrag des Zaren in Uglitsch ein, um eine Untersuchung über das Vorgefallene anzustellen. Nach

den Aussagen der Zeugen handelte es sich nicht um einen Mord, sondern um ein Unglück. Der Zarewitsch hätte mit einem scharfen Messer gespielt und wäre in einem Anfall von Epilepsie, an der er häufig gelitten haben soll, auf das Messer gestürzt, das sich ihm in die Kehle gebohrt habe. Merkwürdigerweise blieb auch die eigentliche Urheberin des schrecklichen Lynchgerichts, die Zarin-Witwe, nicht bei ihren früheren Angaben. Sie beschuldigte nicht mehr Bitjagowskij der Tat und bekannte sogar dem Metropoliten Gelasius, daß sein Tod eine Sünde und ein Verbrechen sei; nunmehr behauptete sie, eine alte verwachsene Frau, die mitunter zu ihr gekommen sei, um sie mit ihren Späßen zu belustigen, habe den Prinzen behext. Die arme Frau war zwei Tage zuvor auf ihr Geheiß getötet und in den Fluß geworfen worden. Ebenso ergaben die Aussagen ihrer Brüder kein belastendes Material. Aus dem ganzen Gang der Untersuchung ging vielmehr hervor, daß die Zarin und ihre Brüder die Erregung des Pöbels benutzt hatten, um sich an dem mißliebigen und sie beständig durch allerlei Schikane drangsalierenden Kanzleisekretär zu rächen. Das Urteil fiel denn auch sehr streng aus: die Zarin wurde gezwungen, unter dem Namen Marfa den Schleier zu nehmen, ihre Brüder ereilte das Los der Verbannung, zweihundert Einwohner von Uglitsch wurden teils verstümmelt, teils hingerichtet, und die übrigen mußten nach Sibirien wandern, wo sie eine der ersten Ansiedlungen — das Städtchen Pelim — gründeten.

Trotz dieses gerichtlichen Urteils erhielt sich im Volke unbeugsam der Glaube an den gewaltsamen Tod des

Zarewitsch. Als die Übeltäter galten ihm Bitjagowskijs Sohn Daniel, dessen Vetter Nikita Katschalow und Ossip Wolochow, der Sohn der Bonne des kleinen Prinzen. Sie seien, wurde behauptet, an den spielenden Knaben herangetreten, und einer der drei habe ihn gefragt, ob er ein neues Geschmeide am Halse trage; dabei habe er die Kette aufgehoben, um die Kehle zu entblößen. In diesem Augenblick sei dem unglücklichen Kinde von dem dritten Komplizen der Dolch in die Gurgel gestoßen worden. Ob diese Vermutung auf Wahrheit beruht, läßt sich nicht feststellen; denn die vermeintlichen Mörder, die allein Auskunft über den Tatbestand geben konnten, waren ja, als das Verhör stattfand, nicht mehr am Leben. Nach des Volkes Meinung sollen sie aber auch nur die Werkzeuge gewesen sein. Den wirklichen Attentäter sah man in dem allmächtigen Bojaren Boris Godunow, dem Schwager des regierenden Zaren, der schon damals die Zügel der Regierung lenkte und von dem ehrgeizigen Ziel träumte, sich die Krone Monomachs aufs Haupt zu setzen. Die Tage des minderwertigen und dahinsiechenden vorletzten Rurikersprosses waren gezählt, aber der junge Demetrius, der als Nachfolger Feodors in Betracht kam, konnte alle seine Pläne durchkreuzen. Was lag da näher, als den gefährlichen Nebenbuhler zu beseitigen? Vielleicht frohlockte Boris, als er von dem Tode der Mörder erfuhr? Denn nun blieb er allein der Hüter des Geheimnisses, mit dessen Bekanntwerden seine ehrgeizigen Pläne zerschellen mußten.

* *
*

Zar Feodor starb 1598. Boris Godunow wurde zu seinem Nachfolger gewählt. Er blieb auch bei dieser Gelegenheit der große Schauspieler, der er sonst im Leben war. Kniefällig ließ er sich von den Bojaren und der Geistlichkeit bitten, die Regierung Rußlands zu übernehmen. Mit erheuchelten Tränen in den Augen flehte er sie an, Mitleid mit ihm zu haben und ihn nicht zu einem Opfer des Thrones zu machen. Boris wußte genau, warum er das tat. Das Volk liebte ihn nicht; es ließ sich von seinem Glauben, daß er der Mörder des kleinen Demetrius sei, nicht abbringen; es murmelte sogar, daß er das Kind seiner eigenen Schwester, der Zarin, wenige Tage nach der Geburt vergiftet hätte; in jeder Hungersnot, jeder Feuersbrunst, jeder Feindesinvasion vermutete es die rächende Hand Gottes, die den Übeltäter strafen wollte; und es durchschaute mit natürlichem Menschenblick Godunows unbändigen Ehrgeiz, der vor keiner Gewalttat zurückschreckte, wenn es galt, das ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen. Diese Gegnerschaft des Volkes instinktiv fühlend und selbst von einem krankhaften Mißtrauen befangen, inszenierte Boris jene Komödie in der Absicht, dadurch allen Anschein gieriger Herrschsucht von sich abzuwenden.

Er war zweifellos ein Mensch mit großen Fähigkeiten. Alles, was er unternahm, legte Zeugnis von seinem Weitblick und seinen Herrschergaben ab. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern in der äußeren Politik eifrig bemüht, Frieden zu wahren und mit den Nachbarn, insbesondere Polen, in gutem Einvernehmen zu leben, wandte er sein ganzes Augenmerk auf die innere Zivilisa-

tion des Landes. Er begünstigte Verkehr und Handel, indem er deutschen und englischen Kaufleuten Vorrechte einräumte, er bekämpfte rücksichtslos den Schmuggel, er sorgte für eine geregelte Staatsverwaltung in den Provinzen, er sicherte die Grenzen des Reiches durch Festungsbauten, er zog Ausländer heran, er hob das arg darniederliegende Bildungswesen, ja, er trug sich sogar mit dem Gedanken der Gründung einer Universität. Dabei verfolgte er, darauf bedacht, Anhänger zu gewinnen, eine schlaue Politik. Den Landadel verpflichtete er sich durch die Einführung der Leibeigenschaft, die Geistlichkeit, indem er ihr in jeder Weise entgegenkam und sich den Ruf eines gottesfürchtigen Zaren erwarb, und das niedere Volk suchte er durch Freigebigkeit und Wohltaten an sich zu fesseln. Allein, trotz aller weisen Herrschertugenden, seiner Liebe zur Aufklärung, seines eifrigen Bemühens um das Gedeihen des Vaterlandes, seiner Sittlichkeit im gesellschaftlichen und häuslichen Leben, derenthalben er mit Recht in Europa gepriesen wurde, war er nicht glücklich. Eine innere Unruhe peinigte ihn unausgesetzt. Überall argwöhnte er Anschläge und Verschwörungen, gegen die er ein ausgedehntes Spionagesystem als Schutzwall errichtete. Einer nach dem andern wurde unschuldig auf bloßen Verdacht hingeopfert. So mußte einer seiner besten Freunde, Bogdan Bjelskij, die schimpfliche Strafe des Bartausrupfens über sich ergehen lassen, weil er in der von ihm begründeten Festung Borissow den unvorsichtigen Ausspruch getan hatte: „Boris ist Zar in Moskau, und ich bin Zar in Borissow", so wurde ferner die ganze Sippe der Romanows, zu-

folge der Aussage seines Dieners, daß sie dem Zaren nach dem Leben trachtete, in die Verbannung geschickt. Und nicht nur auf die nächsten Angehörigen, sondern auch auf die weiteren Verwandten erstreckte sich die Verfolgung, begleitet von Vermögenseinziehungen, Foltern und Landesverweisungen. Anderen Bojaren, die wegen ihrer Ebenbürtigkeit mit den Auriks als Anwärter auf den Zarenthron in Frage kommen konnten, wie den Fürsten Mstislawskij und Schuiskij verbot er das Heiraten. Unaufhörlich zitterte Boris, in dem er künftige, vermeintliche Gefahren für seinen zärtlich geliebten Sohn Feodor zu beseitigen trachtete, vor den gegenwärtigen, verurteilte und begnadigte er völlig willkürlich, einer augenblicklichen Laune gehorchend, bald diesen, bald jenen, mißachtete er die Warnungen und Ratschläge ehrlich Meinender und lieh er Gehör nur den Schmeichlern und Ohrenbläsern, die sich mit dem Gute der Geächteten mästeten. Mit solchen Verbrechen verscherzte Godunow sich die letzten Sympathien des Volkes.

Zum allgemeinen Mißvergnügen kamen noch allerlei Unglücksfälle hinzu. Eine entsetzliche Hungersnot suchte das Land heim und raffte Hunderttausende hinweg; die Menschen vertierten unter dem furchtbaren Einfluß des Elends; die Verrohung der Sitten wurde allgemein; Mord und Totschlag nahmen überhand; keine noch so freigebig ausgeteilten Spenden vermochten die Massen mehr zu beruhigen. Sie wiesen mit dem Finger auf den Zaren, dem sie alle Schuld des Ungemaches zuschoben. Mit zäher Entschlossenheit bot er ihnen die Stirn, umgab er sich plötzlich mit einem verschwenderischen Prunk,

gleichsam um zu zeigen, daß er sich nicht einschüchtern ließe, setzte er sein Werk, das Volk durch Wohltaten zu blenden, in gesteigertem Maße fort. Aber im Grunde war es nur ein Mittel der Selbsttäuschung. Als das Ereignis eintrat, um dessentwillen er jahrelang in Bangen und Zittern gelebt hatte, als der Schatten des Demetrius aus dem Grabe stieg und Gestalt annahm, da brach dieser starre Mann, der durch Schlauheit, Hinterlistigkeit, Ränke und Verbrechen aus der Nichtigkeit eines Sklaven zur Höhe des Selbstherrschers aufgestiegen war, wie ein Schwächling zusammen.

Es war im fünften Jahre der Regierung Godunows. Da drang von der litauisch-polnischen Grenze das Gerücht nach Moskau, der jüngste Rurikersproß, den man seit der Bluttat von Uglitsch für tot hielt, sei am Leben und befände sich in Polen. Das Gerücht nahm immer bestimmtere Formen an und verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit über alle Provinzen des Reiches. Die näheren Umstände dieser wunderlichen Entdeckung wurden folgendermaßen dargestellt.

Bei dem Fürsten Wischnewetzky zu Brahin in Litauen versah seit einiger Zeit ein junger, etwa zwanzigjähriger Mann das Amt eines Stallmeisters und Kammerdieners. Er sprach fließend polnisch und russisch und verfügte auch über einige Kenntnisse im Lateinischen. Als er eines Tages eine Unachtsamkeit beging, strafte ihn der Fürst mit einer Ohrfeige und brauchte gegen ihn ein derbes Schimpfwort. Darüber geriet der junge Mann in große Bewegung und rief, mit Tränen in den Augen: „O, Fürst Adam, wenn du wüßtest, wer dich bedient, so

würdest du mich nicht so behandeln. Aber was kann ich tun? Ich muß alles ertragen, da ich selbst die Rolle eines Dieners übernommen habe." — „Und wer bist du?" fragte der Fürst, „und woher kommst du?" — „Ich bin der Zarewitsch Demetrius, der Sohn des Zaren Iwan Wassiljewitsch." — Hierauf berichtete er die Geschichte seiner Errettung: die Zarin-Mutter hätte, ein Attentat auf ihn befürchtend, einen ihm ähnelnden Knaben abends in sein Bett gelegt, ihn selbst jedoch einem Arzt, namens Simon, übergeben, der ihn nach einem Kloster gebracht und mit ihm bis zu seinem Tode zusammengelebt habe. Um nicht Mönch zu werden, war er aus dem Kloster entflohen und nach Litauen gegangen, wo er zuerst die Stellung eines Hauslehrers bei dem polnischen Edelmann Hoysky bekleidet hätte, ehe er in die Dienste des Fürsten getreten sei. Zur Bekräftigung seiner Erzählung zeigte er ein prachtvolles, mit Diamanten besetztes Taufkreuz vor.

Dieses Beweisstück behob Wischnewetzky seiner letzten Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Gesagten. Er bat Demetrius um Verzeihung für die Ohrfeige und das kränkende Wort, stattete ihn mit einer kostbaren Garderobe aus, beschenkte ihn königlich und bat ihn über alles, was er besitze, nach freiem Ermessen zu verfügen. Die Kunde von dem entdeckten Zarewitsch flog wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund durch ganz Litauen und Polen. Der stets kriegerisch gesinnte polnische Adel, der unter dem zwischen Godunow und dem König langfristig abgeschlossenem Waffenstillstande empfindlich litt, sah sich schon auf einem neuen Feldzug

gegen die verhaßten Moskowiter ziehen und als Sieger in die russische Hauptstadt einrücken. Fast jeder Edelmann kam, um dem „Zaren" seine Dienste anzubieten. Nur wenige, wie der Fürst Ostroschsky, hielten Demetrius' Angaben für unwahr und bezeichneten ihn als einen Schwindler.

Durch den Bruder Wischnewetzkys, den Fürsten Konstantin, machte Demetrius die Bekanntschaft des einflußreichen Wojewoden von Sendomir Mnischek. Diesem, in stark zerrütteten Vermögensverhältnissen lebenden Magnaten, eröffneten sich glänzende Aussichten, falls das kühne Abenteuer — der Zug nach Moskau — erfolgreich verlief. Er war darum am eifrigsten tätig, den Krakauer Hof für den angeblichen Zarewitsch zu interessieren. Da er außerdem eine schöne Tochter besaß, die von vornherein einen tiefen Eindruck auf Demetrius machte, verstieg sich seine Hoffnung zu den höchsten Zielen.

Inzwischen hatten sich noch andere Zeugen eingefunden, die — ob aus eigenem Antrieb oder auf Grund von Bestechung, mag dahingestellt bleiben — die Identität des Thronanwärters mit dem Zarewitsch beteuerten. Ein russischer Flüchtling, namens Petrowskij, behauptete, einst im Dienste des Prinzen gestanden zu haben und ihn nach dem Kreuz, das er am Halse trug, wiederzuerkennen. Ein Livländer, der früher Soldat gewesen und bei der Belagerung Pskows gefangen worden war, teilte die gleiche Ansicht, daß der Genannte der Vermutete sei, gestützt auf Erinnerungen aus der Zeit seiner Gefangenschaft, die er in Uglitsch verbracht haben wollte. In der Ukraine entfaltete der ehemalige russische Mönch

Grigorij Otrepjew unter den Kosaken eine rastlose Propaganda zugunsten des Prätendenten. Er eilte von Dorf zu Dorf, proklamierte Demetrius als den rechtmäßigen Zaren und wiegelte die Bewohner gegen Godunow auf.

Das Glück schien dem jungen Abenteurer hold zu sein. Alles fügte sich seinem Zweck und kam ihm zu Hilfe: die tief eingewurzelte Feindschaft zwischen Polen und Rußland, die Kriegslust der polnischen Edelleute, die Unzufriedenheit des russischen Adels mit dem Zaren, seine Unbeliebtheit im Volke, der Haß der Kosaken gegen ihn und nicht zuletzt die Absicht der Jesuiten, unter seiner Mitwirkung Rußland dem Katholizismus zu unterjochen. Kurzum die Möglichkeit, daß es Demetrius gelingen würde, in Moskau als Zar einzuziehen, lag nicht fern. Es fehlte nur noch die Billigung des Unternehmens durch den König.

Am 15. März 1604 empfing Sigismund in Krakau den Prätendenten in feierlicher Audienz, und der Eindruck, den dieser auf ihn machte, war gut. Er ließ ihm eine Pension von 4000 Gulden anweisen und brachte damit gewissermaßen zum Ausdruck, daß er ihn als Sohn Iwans anerkannte. Auch der päpstliche Legat, Graf Rangoni, bezeigte ihm seine Gewogenheit. Im Palais Mnischeks wurde mit ihm die Vereinbarung getroffen, falls er Zar würde, die Union in Rußland einzuführen. Zwei Wochen darauf trat Demetrius selbst heimlich zum Katholizismus über.

Die Vorbereitungen waren getroffen. Der Feldzug gegen Rußland konnte beginnen. Zu einem offenen Bruch

des Waffenstillstandes vermochte sich jedoch der polnische Staatsrat nicht zu entschließen. Was die Anhänger des Demetrius unternahmen, geschah folglich auf eigene Rechnung und Gefahr. Der Abenteurer ließ sich aber durch das Ausbleiben der staatlichen Unterstützung keineswegs entmutigen. Er glaubte fest an seinen Erfolg und baute auf seine Getreuen. Unermüdlich war er den ganzen Sommer über tätig, sie auszurüsten und ihre Schar zu vergrößern. Er kargte nicht mit Versprechungen und verschenkte ganze Provinzen, über die er noch kein Verfügungsrecht besaß. So sagte er Marina Mnischek, mit der er sich nun verlobte, als Heiratsgut die Gebiete von Nowgorod und Pskow zu, und ihrem Vater, außer einer Million Gulden, die Fürstentümer Smolensk und Seversk. Ungeachtet aller Freigebigkeit brachte Demetrius keine nennenswerte Streitmacht zusammen. Sie bestand, als sich der Zug im Herbst in Bewegung setzte, aus 700 Reitern, ebensoviel Fußvolk und etwa 2000 Kosaken. Mit diesem unansehnlichen Heer konnte er natürlich nicht Moskau bezwingen, aber er vertraute seinem Glück, glaubte an die suggestive Macht, die sein Name überall in den russischen Landen auf die Massen ausüben müßte und rechnete mit der allgemeinen Mißstimmung, die ihm Tausende von Anhängern aus dem gegnerischen Lager beim Vordringen in seine Arme treiben würde.

Und Godunow? Was tat er, um der drohenden Gefahr zu begegnen? Er schien anfangs völlig den Kopf verloren zu haben. Das Gespenst des toten und wiedererstandenen Zarewitsch verfolgte ihn Tag und Nacht, lähmte seine Willenskraft und untergrub seine Gesund-

heit. Zuerst suchte er auf Schleichwegen seines furchtbaren Feindes habhaft zu werden, indem er dem Fürsten Wischnewetzky eine große Belohnung anbot, wenn er ihm seinen Schützling auslieferte. Als das nichts fruchtete, erließ er eine Proklamation, in der behauptet wurde, daß der angebliche Zarewitsch der aus dem Tschudowkloster entlaufene Mönch Otrepjew sei. Godunow selbst mochte wohl an dieses ihm eingeflüsterte Märchen glauben, aber das Volk glaubte ihm nicht. Zu dem einzig wirksamen Gegenmittel, dem Aufgebot einer größeren Heeresmacht, griff er erst — vielleicht weil er seiner Truppen sich nicht mehr sicher fühlte —, als der Prätendent bereits die Grenze Rußlands überschritten hatte.

Bis Nowgorod fand Demetrius keinen ernsthaften Widerstand vor. Die Städte öffneten ihm die Tore, und Überläufer und Abenteurer schlossen sich in Scharen ihm an. Schon mochte er mit dem Gedanken liebäugeln, ohne Schwertstreich in Moskau einzurücken. Da wurde er in Nowgorod-Sewerski eines anderen belehrt. Hier befehligte Peter Basmanow, der nicht gewillt war, sich dem Betrüger zu ergeben. Er verteidigte die Festung, bis das russische Heer unter dem Fürsten Mstislawskij zum Entsatz heranrückte. Vor den Toren Nowgorods kam es am letzten Tage des Jahres zur Schlacht. Obwohl die Russen an Zahl die Streitmacht des Demetrius um mehr als das Doppelte übertrafen, erlitten sie eine Niederlage, die sie zum Rückzug zwang. Die Hoffnung des Prätendenten, daß der größte Teil des Feindes zu ihm übergehen würde, erfüllte sich jedoch nicht. Darum sah auch er sich gezwungen, von einer Verfolgung

abzusehen und bis Ssjäwsk zurückzugehen, da seine Kräfte zur Verfolgung nicht ausreichten. Hier wurde Demetrius' Streitmacht noch weiter geschwächt, denn die meisten Polen verließen ihn, teils aus Unzufriedenheit über die Nichteinhaltung gegebener Versprechen oder über die Bevorzugung der Kosaken bei Verteilung der Beute und des mitgebrachten Geldes, teils auf den eingetroffenen Befehl des Königs hin, sofort in das Vaterland zurückzukehren; den Ungehorsamen drohte Beschlagnahme ihrer Güter. Nur wenige, besonders abenteuerlustige Herren, blieben bei dem Zarewitsch und bildeten seine Leibwache.

Unterdessen hatte Boris, empört über den Mißerfolg Mstislawskijs, den Oberbefehl Wassilij Schuiskij anvertraut. Schuiskij war ein unbegabter Feldherr und außerdem kein Mann des Entschlusses. Sein Heer betrug zwar 70000 Mann, war also dem seines Gegners, der nur 23 000 Mann zur Verfügung hatte, fast um das Dreifache überlegen; trotzdem zögerte er mit dem Angriff. Unter solchen Voraussetzungen schien die Aussicht auf einen Sieg für Demetrius so gut wie ausgeschlossen. Ein Rückzug, wie die Polenführer empfahlen, wäre das beste gewesen. Aber der ungestüme Feldherr folgte dem Rat der draufgängerischen Kosakenatamane, ordnete sein Heer und ging selbst zum Angriff über. Nach anfänglichem Erfolge wurde er völlig geschlagen. Seine Truppen flohen oder gerieten in Gefangenschaft; er selbst entkam mit Mühe und Not.

Godunow konnte aufatmen, wie von einem bösen Alp befreit. Die Gefahr, die so bedrohlich über seinem

Haupte geschwebt hatte, schien beseitigt zu sein. Hätte er die Lage jetzt gut ausgenützt, so wäre es auch der Fall gewesen. Statt dessen schürte er selbst sein Verderben, indem er es geschehen ließ, daß seine Generäle mit bestialischer Grausamkeit, die an die Zeiten Iwans des Schrecklichen erinnert, in den abtrünnigen Provinzen wüteten. Dadurch trieb er die Bewohner mit Gewalt in die Arme des Usurpators, der sie im Gegensatz zu ihren Bedrückern mit Milde und Gerechtigkeit behandelte. So mehrten sich von Tag zu Tag wieder die Anhänger des letzteren, der sich in Putiwl aufhielt, während der tapfere Kosakenhetman Korella mit 2000 Kosaken in der Festung Kromy das siebzigtausendköpfige Russenheer aufhielt.

Die Nachricht von dem Anwachsen der Macht des Demetrius verstärkte Godunows Nervosität. Mitteilungen der Generäle, daß sie sich für die Treue ihrer Soldaten nicht mehr verbürgen könnten, steigerten die Besorgnis. Da griff er zu einem heimtückischen Mittel. Er sandte drei Mönche nach Putiwl mit dem Auftrage, den Ruhestörer umzubringen. Das Attentat mißlang. In seiner Verzweiflung wandte er sich an eine geistesschwache alte Frau, die als Wahrsagerin eine allgemeine Verehrung genoß. Als er das erstemal erschien, wies sie ihn ab; beim zweiten Versuch ließ sie durch einen Popen ein Weihrauchfaß über einem Balken schwingen, wie man dies bei einer Bestattung zu tun pflegt. Boris erschrak. Er sah sein Ende kommen. Zusehends siechte er hin. Sorgen und Gewissensbisse rieben ihn auf. Sein Körper war nicht fähig mehr, die Seelenpein zu tragen. Er verschloß sich ganz vor der Außenwelt und ließ sich bei

allen wichtigen Angelegenheiten durch seinen Sohn vertreten. Einmal übernahm er jedoch aus Anlaß eines Empfanges der dänischen Gesandten die Repräsentationspflicht selbst. Bei dem sich anschließenden Mahle erlitt er einen Blutsturz, und zwei Stunden später war er eine Leiche.

Als Godunows sechzehnjähriger Sohn Feodor unter Vormundschaft seiner Mutter dem Vater auf dem Throne folgte, mußte das Heer eine seiner ersten Sorgen sein; denn von der Ergebenheit desselben hing der Bestand seiner Regierung ab. Einem der fähigsten Feldherren und Getreuesten des verstorbenen Zaren, dem Verteidiger Nowgorods, Peter Basmanow, wurde darum der Oberbefehl übertragen. Er reiste sofort in das Lager vor Kromy, um die Truppen auf den neuen Zaren zu vereidigen. Der Metropolit Isidor begleitete ihn. In seiner Gegenwart leisteten die Soldaten Feodor den Eid der Treue. Das Haus Godunow durfte zufrieden sein. Unter dem Schutz eines Mannes, dessen Ergebenheit über alle Zweifel erhaben schien, brauchte es nicht um seine Existenz zu bangen.

Da schlug nur wenige Wochen später wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die beruhigte Hauptstadt die Nachricht über Basmanows Verrat ein. Man weiß nicht genau, welche Gründe diesen treuen Diener Boris Godunows bewogen haben mögen, so schnell seine Gesinnung zu ändern. War es Abneigung gegen den schwächlichen Feodor, in dessen Händen er Rußlands Schicksal nicht gut aufgehoben wähnte? Oder war es gekränktes Ehrgefühl, weil der junge Zar das Versprechen seines

Vaters, ihm seine Schwester Xenia zur Frau zu geben, nicht erneuert hatte? Oder war es — was am glaubwürdigsten klingt — das ehrgeizige Streben, eine führende Rolle zu spielen, die er unter einem Abenteurer und Usurpator eher als im Dienste eines Suveräns, der in erster Linie bei der Verteilung der Ämter seine Verwandten berücksichtigte, zu erlangen hoffte? Welcher Art auch die Motive gewesen sein mögen, die Tat als solche blieb verwerflich und belastete Basmanow für alle Zeiten mit dem Schmachwort eines Vaterlandsverräters.

Der Vorgang selbst trug sich folgendermaßen zu. Basmanow weihte erst zwei der angesehensten Bojaren, Golitzyn und Saltykow, in seine Pläne ein, versicherte sich, nachdem er deren Zustimmung erhalten, der Teilnahme des Führers der Soldatenscharen, Baron von Rosen, trat in Verbindung mit dem Kosakenhetman Korella und zog die Wachen von dem Fort zurück. Am 7. Mai brach die Verschwörung aus. Man schlug Lärm; denn es hieß, die Polen rückten an. Da schwang sich Basmanow aufs Pferd, ritt auf die Brücke, die beide Armeekorps voneinander trennte, und rief mit lauter Stimme den Demetrius zum Zaren von Moskau aus. Tausende wiederholten den Ruf. Viele jedoch schwiegen bestürzt oder griffen, den Verrat erkennnend, zu den Waffen. In diesem Augenblick brachen Korellas Kosaken aus der Festung aus, überfielen die in die Verschwörung nicht eingeweihten Offiziere und fesselten sie. Nur wenigen Treugebliebenen gelang es zu entfliehen.

Am folgenden Tage begab sich Fürst Golitzyn nach Putiwl, um Demetrius die Huldigung des Heeres zu



überbringen. Er wurde gnädig und freundlich empfangen. Großmütig versicherte der Prätendent, daß er den Truppen den ihm geleisteten Widerstand nicht nachtragen werde. Gleichzeitig gab er den Befehl zum Vormarsch auf die Hauptstadt. Er selbst folgte wenige Tage darauf, nachdem er sich noch Korellas Verteidigungswerk angesehen hatte. Der Vormarsch vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Überall kamen ihm die Bewohner der Städte und Dörfer entgegen und überreichten ihm als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit Salz und Brot. Und immer wieder beteuerte er den Abordnungen, daß er dem Volk nicht ein strenger Zar, sondern ein milder und gerecht denkender Vater sein wolle, was er auch durch seine Handlungsweise bestätigte.

In Moskau herrschte dumpfe Gewitterschwüle. Bebend sah man den kommenden Ereignissen entgegen; denn noch hatten in der Stadt die Godunows die Gewalt in Händen, und daß sie sich bis zum Äußersten verteidigen würden, darüber war man sich klar. Der Mord, der an den ersten Kundschaftern des neuen Zaren, die zur Erforschung der Gesinnung des Volkes ausgesandt worden waren, auf Befehl der Verwandten Feodors vollzogen wurde, ließ Schweres erwarten. Am 1. Juni trafen abermals zwei Sendboten ein, die Edelleute Puschkin und Pleschtschejew. Sie wandten sich nach Krasnoje Sjelo, jenem Stadtviertel Moskaus, das von den reichen Kaufleuten bewohnt wurde. Nachdem sie dort ein Schreiben des Demetrius verlesen, das mit furchtbarer Rache alle diejenigen bedrohte, die sich den Befehlen seiner Sendlinge widersetzten, zogen sie, begleitet von einem

großen Anhang, in die innere Stadt, beriefen das Volk auf den Marktplatz und forderten es auf, den neuen Zaren anzuerkennen. Sofort jubelten Tausende ihnen zu und als gar Schuiskij, der bisher immer als Kronzeuge dafür gegolten hatte, daß der echte Demetrius in der Tat getötet worden sei, vor den Versammelten die Erklärung abgab, der Ermordete sei nicht der Zarewitsch, sondern ein Popensohn gewesen, stimmten auch die letzten Widerstrebenden in den Ruf ein: „Es lebe Demetrius Iwanowitsch, unser rechtmäßiger Zar!"

Die Schicksalsstunde der Godunows hatte geschlagen. Der Zar, seine Mutter und Schwester wurden gefangen genommen, ihre Angehörigen in Ketten gelegt und in das Lager des Siegers geschickt. Zu gleicher Zeit stürmte der Pöbel den Kreml und plünderte das Hab und Gut des Zaren. Die Plünderungen nahmen einen immer weiteren Umfang an und erstreckten sich schließlich auf alle, die den Godunows gewogen gewesen waren, vor allem auf die Deutschen, die Boris besonders gut behandelt hatte. Während der Unruhen verbreitete sich schließlich das Gerücht, Feodor und seine Mutter hätten sich vergiftet. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß sie meuchlings getötet worden waren. An ihrem Halse habe man deutlich, behauptet ein Zeitgenosse, die Spuren der Strangulation bemerkt. Vermutlich hatten Golitzyn und Massalsky, die als Statthalter des neuen Zaren zuerst in Moskau einzogen, diese Tat ausführen lassen, um sich ihrem neuen Herrn gefällig zu erweisen.

Dem Einzug des Demetrius stand nichts mehr im Wege. Aber er zögerte ziemlich lange — vielleicht mit

Absicht, um sich erst der Zuneigung der ganzen Bevölkerung zu versichern —, ehe er der schon am 3. Juni an ihn gerichteten Aufforderung der Hauptstadt Folge leistete. Endlich am 20. Juni willigte er ein. Der Einzug wurde mit theatralischem Pomp ausgeführt: voran ritt polnische Kavallerie mit Pauken und Trompeten, dann folgten andere militärische Formationen und schließlich Demetrius selbst hoch zu Roß, umgeben von Bojaren; alle Glocken läuteten, und in den Straßen stand dichtgedrängt das Volk. Der Zug begab sich erst zur Hauptkirche, wo die gesamte Geistlichkeit den Zaren empfing und eine feierliche Messe zelebrierte. Nach dem Gottesdienste besuchte er die Erzengel-Kathedrale, wo die Gebeine Iwans IV. und seiner beiden Söhne bestattet lagen. Hier kniete er an dem Marmorsarkophag nieder, küßte ihn und rief — die Augen voll Tränen — in erheuchelter Rührung: „O, geliebter Vater! Die ließest mich als Waise in der Welt zurück, aber deine heiligen Gebete halfen mir in aller Verfolgung und führten mich auf den Thron!" Als das Volk das hörte, weinte es und sagte: „Das ist der wahre Demetrius!" Draußen jedoch auf dem roten Platz stand der alte Bjelskij, der Vormund des kleinen Zarewitsch, nahm das Bild des heiligen Nikolaus von der Brust, küßte es vor der Menge und schwur, daß der neue Landesherr in Wahrheit der Sohn des Zaren Iwan Wassiljewitsch sei.

* * *

Demetrius hatte manche Eigenschaft, durch die er sich beliebt zu machen wußte. Äußerlich zwar fehlte ihm

alles Einnehmende. Sein Gesicht war breit, die Nase dick, die Backenknochen traten stark hervor und die Lippen waren wulstig. Außerdem hatte er rötliches Haar, unter dem linken Augenwinkel eine Warze und ungleich lange Arme. Von der Schönheit, die seinem angeblichen Vater nachgerühmt wurde, ließ sich nichts an ihm bemerken. Aber er zeichnete sich durch große körperliche Geschicklichkeit aus, galt als vortrefflicher Reiter und Jäger, und wußte in Haltung und Bewegung königliche Würde zu wahren.

Mehr als durch sein Äußeres wirkte er im Umgang. Hier entfalteten sich die liebenswürdigen Züge seines Wesens: Zuvorkommenheit, Ritterlichkeit, Großmut und Milde. Freilich konnte er auch aufbrausend und jähzornig sein. Wenn er zornig war, kam es sogar vor, daß er die Bojaren schlug. Doch er bereute sehr schnell, bat die Gekränkten um Verzeihung und überhäufte sie mit Geschenken — darin eine echt russische Natur. Er liebte es, den Großmütigen zu spielen. Als Schuiskij mit den Kaufleuten eine Verschwörung gegen ihn angezettelt hatte und von dem Gerichtshof zum Henkerstod verurteilt worden war, begnadigte er ihn auf dem Wege zum Schafott und verbannte ihn mit seinen beiden Brüdern, setzte ihn dann jedoch bald wieder in alle Ehren ein. Er wußte, daß die Menge sich leicht durch das Theatralische einfangen ließ, und er buhlte mit solchen Taten gern um ihre Gunst.

Auf eine solche Wirkung war auch die Szene an dem Grabe Iwans beim Einzug abgesehen. Und ein ähnliches Schauspiel bot er einen Monat nach seiner Thron-

besteigung, als er seine im Kloster lebende Mutter Marfa zurückberief. Er selbst eilte ihr mit großem Prunk und von einer ungeheuren Menschenmenge gefolgt, entgegen. Bei dem Dorfe Toininsk fand die Zusammenkunft statt. Ein Schuiskij wurde vorausgeschickt, um der Mutter die Ankunft des Sohnes zu melden und ihren Segen zu erbitten. Als sie eintraf, führte man sie in ein prächtiges Zelt, wo sie einige Minuten allein mit dem Sohne verweilte. Dann traten die vorgebliche Mutter und der vorgebliche Sohn aus dem Zelte und umarmten sich zärtlich vor den Augen des Volkes, das aus Rührung mitweinte, weil es Tränen in den Augen der Mutter erblickte.

Wie plump und auf Täuschung berechnet auch solche Szenen der Nachwelt erscheinen müssen, so darf man Demetrius doch nicht für einen abgefeimten Betrüger halten. Er glaubte unerschütterlich an seine hohe Herkunft und hielt an diesem Wahn vielleicht bis zu seinem letzten Atemzuge fest. Der starke Glaube an seine Mission verlieh ihm die Kraft, den Mut und die Ausdauer, das kühne Wagnis durchzuführen, das seinen Namen freilich nicht im besten Sinne unsterblich machen sollte.

Demetrius war kein schlechter Regent. Er besaß zweifellos mehr Herrscherfähigkeiten als mancher Monarch von Gottes Gnaden. Und er hatte auch das Bedürfnis für einen trefflichen Herrscher über die Grenzen seines Reiches hinaus zu gelten. Es wird erzählt, daß er sich Heinrich IV. von Frankreich zum Vorbild genommen und den lebhaften Wunsch gehegt habe, mit diesem

Fürsten, zu dem er bewundernd aufblickte, in einen Briefwechsel zu treten. Manches in seinen soldatischen Manieren und der Art des Umgangs könnte man als bewußte Nachahmung der Gepflogenheiten jenes Königs deuten.

Demetrius ergriff die Zügel der Regierung von vornherein mit fester Hand. Die Richtlinien seiner Politik waren im Grunde genommen beinahe die gleichen, die sein heftigster Gegner, Boris, befolgt hatte: Hebung der Bildung, Ausbreitung der Zivilisation durch Heranziehung von Ausländern, Förderung des Handels, Kampf gegen Auswüchse des Beamtentums, namentlich Bestechlichkeit, und Fühlungnahme mit dem Volke. Allein, während Godunow die unteren Schichten durch beispiellose Freigebigkeit und Geschenke zu gewinnen trachtete, ihnen jedoch innerlich fremd blieb, weil er sie durch unerhörte Zwangsmaßnahmen andererseits wiederum unterdrückte, schuf sich Demetrius ein innigeres Verhältnis zur Masse, indem er ihre Daseinsbedingungen erleichterte, die Rechtspflege verbesserte und nach dem Beispiel früherer Zaren eine unmittelbare Verbindung zwischen sich und ihr herstellte: an jedem Mittwoch und Sonntage nahm er auf der Freitreppe seines Palastes persönlich alle Bittschriften entgegen und entschied oft durch ein einziges Wort irgendeine Streitfrage. Daß ein solches Verfahren seine Beliebtheit im Volke fördern mußte, ist leicht zu verstehen.

Godunow blieb stets, trotz aller fortschrittlichen Maßnahmen, die er traf, ein asiatischer Despot. Das erweist so recht seine Einführung der Leibeigenschaft. Deme-

trius dagegen war von ausgesprochener liberaler Gesinnung. Er bekundete dies vor allem dadurch, daß er die Verwandten des ehemaligen Zaren von der Acht befreite, und ihnen Wojewodschaften in Sibirien und anderen entlegenen Provinzen zuteilte; auch milderte er die Leibeigenschaftsgesetze, indem er die Diener, die gewaltsam zur Fron gezwungen worden waren, für frei erklärte. Er wollte den Ruf eines gerechten und großmütigen Zaren erringen und äußerte im vertraulichen Gespräche öfters: „Ich habe zwei Mittel, um mich auf dem Thron zu erhalten — Tyrannei und Güte; ich will die Güte versuchen und mein vor Gott abgelegtes Gelübde, kein Blut zu vergießen, getreulich erfüllen.“ Manche Historiker wollen in dieser geübten Milde, die bei einem Volke, das nur gewöhnt war, mit Strenge regiert zu werden, die Ursachen seines Sturzes erblicken. Das geht zu weit. Wohl untergrub er mit seiner Nachsicht, die er Schuldigen gegenüber häufig walten ließ, seine Autorität, weniger jedoch beim Volke als bei den Bojaren, die noch zum großen Teil den Despotismus des Zaren Iwan Wassiljewitsch in Erinnerung hatten.

Mehr als mit dieser im heiligen Rußland unangebrachten Tugend der Toleranz schadete sich Demetrius durch seine Mißachtung und Verhöhnung der russischen Sitten und Gebräuche. Nirgends war man so verwachsen mit dem althergebrachten Zeremoniell, fühlte man sich durch den geringfügigsten Verstoß gegen dasselbe so gekränkt wie im damaligen Moskowiterreich. Schon daß der Zar bei seinem Einzug während des Gottesdienstes einen Trompetentusch blasen ließ, verletzte die frommen Ge-

müter aufs tiefste. Ebenso erregte es Ärgernis, daß ein Jesuit in der Krönungskirche eine lateinische Ansprache halten durfte. Überhaupt verstimmte die Russen sein Wohlwollen für die Jesuiten.

Mit einer gewissen Schadenfreude machte sich Demetrius ständig über seine Umgebung lustig. Er spottete über die Unbildung der Bojaren, er ließ die Tafel vor der Mahlzeit nicht mit Weihwasser besprengen und setzte sich zu Tisch unter dem Klange der Musik, er aß Kalbfleisch, was streng verpönt war, er pflegte keine Mittagsruhe zu halten, was ganz und gar nicht mit den russischen Gepflogenheiten in Einklang stand, er ging allein spazieren und besuchte Künstler und Goldarbeiter in ihren Werkstätten, er trug sich europäisch in Kleidung und Haartracht, er ritt gern wilde unbändige Hengste und prahlte in Gegenwart des Hofes mit seiner Geschicklichkeit als Jäger, Kanonier und Kämpfer. Alle Liebhabereien, mit denen ein Jahrhundert später Peter der Große den Unwillen seiner patriarchalisch gesinnten Landsleute erregte, pflegte er. Während es jenem jedoch gegeben war, mit starker Hand die Unzufriedenen im Zaume zu halten und seinen Willen Geltung zu verschaffen, boten die mißvergnügten Mienen der Bojaren Demetrius lediglich Anlaß zur Heiterkeit.

Zu allem Verdruß, den sein Betragen bereitete, gesellte sich nun noch sein ausschweifendes Leben. Keine Frau war vor seinen Nachstellungen sicher. Am meisten empörte man sich über die Behandlung, die er Xenia, der Tochter Godunows, widerfahren ließ. Er zwang das blühende schöne Mädchen, in seinen Palast zu

ziehen und machte sie zu seiner Konkubine. Erst als die Verhältnisse ihn zwangen, das dem polnischen Wojewoden Mnischek gegebene Wort einzulösen und dessen Tochter zu ehelichen, trennte er sich von Xenia und sandte sie in ein Kloster.

Die Katholikin Marina war für die rechtgläubigen Russen ebenfalls ein unüberwindlicher Stein des Anstoßes. Wenn sich das Volk auch schließlich damit abfand, eine Andersgläubige als Zarin anzuerkennen, so setzte es doch mit Bestimmtheit voraus, daß diese zur griechischen Kirche übertreten würde. Marina, die ihre Ehe mit Demetrius mehr aus Ehrgeiz als aus Liebe einging, eine hochmütige Polin und im Grunde ihres Herzens eine eifrige Katholikin war, der die Jesuiten obendrein eingeredet hatten, daß sie dazu berufen sei, Rußland ihrer Kirche zu erobern, wollte dieses Ansinnen unter keinen Umständen erfüllen. Sie verweigerte sogar bei der bevorstehenden Krönung die Entgegennahme des heiligen Abendmahles aus der Hand des Patriarchen. Der Zar schickte einen Jesuiten nach Rom, um bei dem Papst durchzusetzen, daß man Marina die Abendmahlszeremonie, das Mittwochsfasten und den Besuch der griechischen Kirche gestatte. Trotz der Befürwortung des Kardinallegaten Rangoni erteilte der Papst keinen Dispens. Ignatius, der seine Patriarchenwürde dem jungen Zaren verdankte und ihm darum gewogen war, kam schließlich auf den Ausweg, Marina nur mit dem heiligen Öle zu salben, ohne sie zu taufen, und sie darauf mit dem Zaren das Abendmahl nehmen zu lassen. Es hieß, Demetrius habe diesen Geistlichen, in dem man einen ver-

kappten Katholiken vermutete, auf Betreiben der Jesuiten an Stelle des von ihm ins Kloster verwiesenen Patriarchen Hiob eingesetzt.

Die Vermählungs- und Krönungsfeierlichkeiten, die auf den 18. Mai 1606 fielen, verliefen in auserlesener Pracht. Auf die weitläufigen kirchlichen Zeremonien folgten eine schier endlose Reihe von Schmausereien und Bällen. Überhaupt hörten seit Marinas Einzug in Moskau die Lustbarkeiten nicht mehr auf. Die junge Zarin war vergnügungssüchtig und liebte Aufwand, Tanz und Musik. Auf einer Estrade mußte die Musik von morgens früh bis abends spät unausgesetzt spielen. Dazwischen donnerten die Kanonen täglich zum Zeichen der Fröhlichkeit des Zaren; Pulver wurden nicht geschont, und in den fünf bis sechs Tagen, die mit den Hauptfestlichkeiten ausgefüllt waren, soll mehr verschossen worden sein, als in dem ganzen Kriege Godunows gegen Demetrius.

Die ehrwürdigen Bojaren murrten über diese sinnlose Verschwendung, mehr jedoch noch über das freche Benehmen der polnischen Edelleute, die scharenweise als Begleiter ihrer schönen Volksgenossin und deren Vater nach Moskau gekommen waren, um hier auf Kosten des jungen Zaren ein lustiges Leben zu führen. Jetzt rächte sich bitter die Voreiligkeit, mit der Demetrius seine Versprechungen gegeben hatte, als er noch Kammerdiener des Fürsten Wischnewetzky gewesen war. Die Geister, die er gerufen hatte, wurde er nicht wieder los. Und sie gebärdeten sich, als ob sie die Herren wären, ließen es die Russen fortwährend fühlen, daß jene es ihnen allein zu verdanken hätten, wenn sie jetzt einen

rechtmäßigen Zaren besäßen, und bezeigten den Bojaren auf Schritt und Tritt ihre Verachtung. Schon während des Krönungsgottesdienstes benahmen sie sich im höchsten Maße aufreizend, indem sie sich über den Ritus lustig machten, sich auf Reliquien enthaltende Sarkophage setzten, an Ikonostase anlehnten, laut schwatzten und lachten. Bei den nachfolgenden Festlichkeiten trieben sie ihre Unverschämtheit auf die Spitze. Sie spotteten über die Bojaren, weil sie sich zu niederen Handlangerdiensten von dem Zaren mißbrauchen ließen, tranken über den Durst, attackierten in ihrer Trunkenheit vornehme russische Damen und verübten nachts allerlei Ausschreitungen.

Man muß es dem Taktgefühl der Russen zugute rechnen, daß sie die Störenfriede nicht auf der Stelle züchtigten. Die Gastfreundschaft zwang sie, ihren Unmut zu verbergen. Im Geheimen brüteten sie jedoch Rache und warteten geduldig, bis der anwachsende Groll im Volke gegen die fremden Eindringlinge zur Empörung reif war. Unterdessen schürte Schuiskij den Haß und sammelte seine Getreuen. Obwohl er nach seinem ersten mißglückten Komplott, dessentwegen er zum Tode verurteilt und nur dank der Milde des Zaren begnadigt worden war, das Versprechen gegeben hatte, sich an keiner neuen Rebellion zu beteiligen, ersann dieser verschlagene und gewissenlose Bojar, dem die Heuchelei Lebensgewohnheit war, neue Mittel zum Sturze des Usurpators. Damals hatte er sich nur auf ein Häuflein von Mißvergnügten stützen können — Leute, die vor allem über die fiskalischen Maßnahmen des neuen Zaren gegenüber den Klöstern empört waren (die Klöster

sollten nämlich den geplanten Eroberungskrieg gegen die Tataren und Türken aus ihren Vermögen bestreiten helfen); jetzt durfte er schon mit einer größeren Anhängerschaft rechnen. Er versammelte eine Anzahl Verschworener in seinem Hause und hielt eine zündende Ansprache, in der er das Sündenregister des Zaren herzählte, dessen Vorliebe für die Polen schilderte, die Gefahr der Katholisierung und Polonisierung Rußlands mit den grellsten Farben malte und den Urheber alles dieses Unheils als einen Betrüger brandmarkte. Seine Worte fanden einen tiefen Widerhall in den Herzen der Anwesenden. Man verabredete Maßnahmen zum Sturze des Zaren, wählte Schuiskij zum Oberhaupte der Verschwörung und schickte Agitatoren in die Vorstädte, um das Volk gegen die Polen aufzuwiegeln. Die Vorbereitungen waren so offenkundig, daß man mit Blindheit geschlagen sein mußte, um sie nicht zu erkennen. Von vielen Seiten wurde denn auch Demetrius gewarnt. Aber er mißachtete alle Warnungen; er fühlte sich so sicher, daß er nicht einmal seine Leibwache verstärkte. Die Polen trafen jedoch für alle Fälle Vorsichtsmaßregeln und setzten die Häuser in Verteidigungszustand.

In der Frühe des 27. Mai läuteten in ganz Moskau die Glocken Sturm. Das war das Zeichen zum Ausbruch der Verschwörung. Dem herbeiströmenden Volke wurde von den Empörern weisgemacht, die Litauer wollten den Zaren ermorden. Wütend stürzte sich der Pöbel in die von Polen bewohnten und schon vorher mit Kreide bezeichneten Häuser und begann ein entsetzliches Blutbad unter den noch schlafenden Fremden anzurichten.

Im Kreml, der unterdessen von den Verschwörern besetzt worden war, richtete sich das Feldgeschrei dagegen direkt gegen den Zaren. Basmanow, der zu den Getreuesten des Usurpators gehörte und im Palast schlief, erkannte sofort den Ernst der Lage und eilte zu Demetrius. Dieser war gewillt, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Er rannte in die Wachtstube der Leibgarde, entriß einem Mitglied derselben das Schwert und warf sich mit dem Rufe: „Elende, ich werde Euch zeigen, daß ich kein Boris bin!" den Verschwörern entgegen. Sein Mut feuerte die Leibwächter an, die, ihren Herrn deckend, Zimmer für Zimmer gegen die Eindringlinge verteidigten. Als einer nach dem anderen fällt und auch der tapfere Basmanow unter den Streichen eines Bojaren zusammenbricht, versucht Demetrius zu fliehen. Er springt aus einem entlegenen Zimmer durch das dreißig Fuß hochliegende Fenster in den Hof und bricht sich dabei das Bein. Die aus dem nahen Wachthause durch sein Stöhnen herbeigelockten Strelitzen heben ihn auf und legen ihn auf eine Bahre. Sie schwören dem Zaren, ihn bis zum letzten Blutstropfen gegen seine Feinde zu verteidigen. Inzwischen hat Schuiskij erfahren, daß sich Demetrius bei den Strelitzen befinde. Die Verschwörer eilen hin und zwingen die letzteren durch die Drohung, im Weigerungsfalle deren Frauen und Kinder umzubringen, zur Herausgabe des Opfers. Unter brutalen Mißhandlungen wird es in den Palast geschleppt. Dort reißen sie Demetrius die Kleider vom Leibe, ziehen ihm den Kaftan eines Pastetenbäckers an, verhöhnen ihn und schreien: „Seht hier den Zar aller Reußen! Er hat

die Kleider angezogen, die ihm gebühren!" Einer der Verschworenen fordert ihn auf, er möge nun sagen, wer er sei. Da erhebt Demetrius zum letztenmal seine Stimme und erwidert: „Ich bin der rechtmäßige Sohn des Zaren Iwan Wassiljewitsch!" Hierauf dringt der Kaufmann Walujew auf ihn ein und ruft: „Wozu noch viel Federlesens mit einem solchen ketzerischen Hunde machen? Seht, wie ich dem polnischen Dudler die Beichte abhöre!" Bei diesen Worten tötet er ihn durch einen Schuß. Wie die Rasenden stürzen sich die übrigen auf den Toten und durchstechen und zerfleischen ihn mit ihren Schwertern. Bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wird der Leichnam auf den Balkon geschleppt und von dort in den Hof hinabgeworfen. Der wütende Pöbel aber ergreift ihn, schleppt ihn aus dem Kreml und legt ihn unweit des Richtplatzes auf einen Tisch, daneben eine Maske, Pfeife und einen Dudelsack, zum Zeichen der Vorliebe des Getöteten für Possenreißerei und Musik, ihm zu Füßen auf eine Bank betten sie Basmanow, der für seinen Herrn das Leben ließ.

* * *

Drei Jahre lang hatte der kühne Abenteurer die Rolle des letzten Rurikersprosses gespielt und fast elf Monate dieser Zeitspanne war er Zar gewesen. Dann brach die ganze Herrlichkeit zusammen. Fürwahr ein seltsames Schicksal! Ein Schicksal, das einer gewissen tragischen Größe nicht entbehrt, was Dichter wie Schiller und Hebbel, die den Stoff einer dramatischen Behandlung würdigten, auch erkannt haben.

An das Märchen, daß Demetrius fürstlichen Geblüts war, haben wohl nur er und einige seiner Anbeter geglaubt. Die meisten Zeitgenossen, die ihn für den Sohn Iwans hielten, und das öffentlich bekannten, taten es aus eigennützigen Motiven. Wenn Schuiskij, der seinerzeit in Uglitsch die Untersuchung über die Bluttat geleitet hatte, beim Einzug des Prätendenten das Zeugnis für ihn ablegte, so geschah es nur, um sich bei ihm einzuschmeicheln und unter der Maske scheinbarer Ergebenheit seine Ränke unbeobachtet zu schmieden; der schlaue Bojar, der eine gute Witterung für die Politik besaß, mochte wohl ahnen, daß die Herrlichkeit des neuen Machthabers nicht ewig dauern und einmal die Zeit kommen würde, wo er hervortreten, den Betrüger entlarven und sich als Retter des Vaterlandes aufspielen könnte. Einem der ältesten russischen Adelsgeschlechter angehörend, war er Anwärter auf den Thron, dem sein ehrgeiziges Sehnen zustrebte. Den alten Bjelskij wird die Kränkung, die er durch Godunow erfahren hatte, und das Gefühl der Rache zu der eidlichen Beurkundung der Echtheit des Demetrius bewogen haben. Selbst ein Mann wie Basmanow, dessen Verrat der Nachwelt in milderem Lichte erschiene, wenn er aus Überzeugung von der Identität des Prätendenten mit dem wirklichen Zarewitsch begangen worden wäre, glaubte nicht an dessen hohe Abstammung; er sah in ihm nur einen vorzüglichen Fürsten, unter dessen Herrschaft sich ihm persönlich glänzende Aussichten für seine Karriere öffneten. Was die Zarin-Mutter betrifft, so mußte deren Urteil natürlich am meisten ins Gewicht fallen. Wenn sie auch

Demetrius stillschweigend als ihren Sohn vor dem Volk anerkannte, so darf man nicht die Beweggründe vergessen, die sie zu einem solchen Tun veranlassen konnten; sie stand vor der Wahl, zu ihrer früheren Ehrenstellung zurückzukehren, oder — im Falle der Nichtanerkennung — zeitlebens im Kloster zu bleiben, oder gar umgebracht zu werden. Daß sie sich später gegen die Entfernung der Gebeine des in Uglitsch ermordeten Knaben aus ihrer Ruhestätte sträubte, beweist, wie unsicher sie sich fühlte. Anderseits versteht man auch nicht, warum sie seinerzeit nach der Bluttat gleich einer Furie gegen die Anstifter des Mordes wütete, wenn es sich nicht um ihren eigenen Sohn handelte. Endlich besitzen wir noch die Aussagen eines holländischen Apothekers und einer Hofdame der Zarin, die beide den Zarewitsch von frühester Kindheit an gekannt und ihn auch als Leiche gesehen haben. Beide bekunden übereinstimmend, daß der Tote mit dem Prinzen identisch gewesen sei.

Die Unechtheit des Demetrius als Sohn Iwans des Schrecklichen ist damit eine erwiesene Tatsache. Wer war aber dieser merkwürdige Mann, der auf der Stufenleiter des Glückes so hoch emporgetragen wurde und der durch seine Fähigkeiten sich wohl eines Herrschers würdig zeigte? — Die Zeitgenossen, vor allem Boris Godunow und Schuiskij, haben sich bemüht, ihn als den entlaufenen Mönch Grischka Otrepjew hinzustellen, und viele russische Historiker sind ihnen in dieser Annahme gefolgt. Heute steht es jedoch fest, daß Demetrius nicht der Bewußte war. Vieles bestätigt dies: seine große Geläufigkeit in der polnischen Sprache, seine kriegerischen

Eigenschaften und körperliche Geschicklichkeiten, die man schwerlich einem russischen Mönche, der kurz zuvor aus dem Kloster entflohen war, zutrauen darf, ferner das verschiedene Alter — Otrepjew war mindestens dreizehn Jahre älter als Demetrius — und endlich die Tatsache, daß beide nebeneinander existierten. In Putiwl soll, wie glaubwürdige Zeugen versichern, eine Begegnung zwischen ihnen stattgefunden haben. Otrepjew rechnete wohl damit, daß Demetrius ihn für die Propaganda, die er zu seinen Gunsten entfaltet hatte, reichlich belohnen würde. Aber er täuschte sich. Demetrius erkannte ihn als einen gemeinen, unverschämten, sittenlosen Menschen und hielt sich wohlweislich von ihm fern. In Moskau verbreitete man natürlich die Nachricht, daß der genannte Otrepjew gar nicht der echte sei — ein Gerücht, das jeder Grundlage entbehrte. So ist auch diese Hypothese hinfällig. Nach einer anderen, die von dem Metropoliten Platon ausgeht, soll Demetrius ein Agent der Jesuiten gewesen sein, der sich in die Rolle eines Prätendenten hineingespielt habe, um seinen Hintermännern als Werkzeug zur Katholisierung Rußlands zu dienen. Dagegen spricht jedoch der unerschütterliche Glaube des Usurpators an seine Herkunft aus dem Hause der Ruriks und nicht zuletzt der Umstand, daß er als Zar nicht in dem Maße die Interessen der Jesuiten wahrnahm, wie er es eigentlich als deren Zögling hätte tun müssen, sondern immer nur bis zum Ende seiner Abenteurerlaufbahn für sich selbst arbeitete. Es wurde sogar ausgesprengt, daß Demetrius ein natürlicher Sohn Stephan Batthorys sei. Dieses geschah gewiß nur in der Absicht, dem pol-

nischen Nationalstolz zu schmeicheln und die schwankenden Polen für den Zug nach Moskau zu gewinnen. Daß er ein Pole war, scheint durch seine Charakteranlage, seinen Bildungsgang und seine Vorliebe für das polnische Wesen einigermaßen bestätigt zu werden. Vielleicht entstammte er einer ukrainisch-polnischen Familie; vielleicht hatte er — wie Merimee in seiner Studie über den Usurpator annimmt — in Kiew zuerst Theologie studiert (worauf seine lateinischen Kenntnisse hinweisen) und war dann, von Abenteuerlust getrieben, sein Studium abbrechend, unter die Kosaken gegangen, möglicherweise mit dem ehrgeizigen Ziel, einst Hetman zu werden. Hier wird er von dem Haß und der allgemeinen Empörung gegen die Regierung Godunows Kenntnis erhalten haben. Durch diese Mißstimmung gefördert, mag gleichzeitig die Legende entstanden sein, daß der wahre Zar nicht getötet sei, sondern noch lebe. Sein gleiches Alter mit dem Ermordeten und eine gewisse Ähnlichkeit — die Warze unter dem Auge — dürften in Demetrius den Glauben geweckt haben, der Zarewitsch zu sein. Nur mit dem Diamantenkreuz, das vermutlich von einem Beutezug herrührte, ausgerüstet, stürzte er sich dann wagemutig in das schwierige Unternehmen, das ihn auf dem Umweg über den Kammerdiener zu so unerhörtem Glanz führen sollte. Wer er auch war und unter welchen Umständen auch immer seine Jugend verlaufen sein mag, das eine wird man diesem merkwürdigen Menschen zuerkennen müssen, daß er eine ungeheure Kühnheit und ungewöhnliche Fähigkeiten besaß.

Die angebliche Zarentochter.

Rußland ist von jeher das klassische Land politischer Abenteurer gewesen. Die Größe des gewaltigen Reiches, der Charakter des russischen Volkes, sein Mystizismus und Hang zum Wunderbaren, die Zerrissenheit und Verschwommenheit des russischen Volkes, die Leibeigenschaft, der unerträgliche Druck einer despotischen Willkürherrschaft, alles dies zusammen mußte einen fruchtbaren Boden für das Emporwuchern abenteuerlicher Existenzen ergeben. Wagemutige und ehrgeizige Naturen, die es verstanden, einer im Volke schlummernden Sehnsucht geschickt zu schmeicheln, konnten darum unschwer, von der Gunst der Masse getragen, zu unerhörter Macht gelangen, die sie jedoch im Handumdrehen wieder verloren, sobald der von ihnen künstlich geschaffene Nimbus ihrer Persönlichkeit erlosch. Glück und Ende des falschen Demetrius liefern zu dieser Erscheinung den überzeugendsten Kommentar.

Allgemein ist allen jenen politischen Abenteurern das eine: sie sind durchweg Glücksritter, tauchen plötzlich aus dem Dunkel auf, irren erst planlos, einem verschwommenen Phantom folgend, umher, leuchten eine Weile, vom Erfolge berauscht, gleich blutigen Meteoren, über dem mächtigen Zarenreiche, das sie in der kurzen Spanne Zeit ihres Glanzes in allen Fugen erschüttern, und stürzen dann von ihrer Höhe jählings herab. Aber

immer stoßen sie bei den wankelmütigen und leicht erregbaren Massen auf Sympathien, die sie emportragen, nicht etwa im Interesse eines großen erhabenen Zieles, sondern nur, um den in der Seele aufgespeicherten Unwillen und Groll über die bestehenden Verhältnisse austoben zu lassen. Der Geist der Zerstörung ist ihr Helfershelfer; verliert er seine Zugkraft, so büßen sie ihren Anhang ein und damit ihre Macht.

Die Regierungszeit der zweiten Katharina war für politische Abenteurer besonders günstig. Die Bluttat von Ropscha, die Peter III. unter so entsetzlichen Umständen hinraffte, forderte, wie einst der Mord von Uglitsch, herrschaftslüsterne Naturen geradezu zum Handeln heraus. Das ungewöhnliche Ereignis, durch das Katharina Zarin wurde, rief eine Usurpatorenbewegung hervor, wie sie Rußland seit den Tagen Godunows und Schuiskijs nicht wieder erlebt hatte. Außerdem schmachtete in den Kasematten Schlüsselburgs das unglückliche Opfer der Zarin Elisabeth, Iwan Antonowitsch. So lange dieser arme Prinz in der düsteren, von den Wellen des Ladogasees umspülten Festung hauste, drohte von ihr das Gespenst eines gefangenen rechtmäßigen Thronprätendenten. Erst als er bei Mirowitschs Befreiungsversuch unter dem Degen der ihn bewachenden Offiziere fiel, schienen alle Hemmnisse für Katharinas Herrschaft beseitigt zu sein, aber mit dem Leichnam des Prinzen sank auch zugleich ein Name ins Grab, der jeden Augenblick zur Parole eines Aufstandes werden konnte.

Seit jener blutigen Julinacht in der Schlüsselburgschen Festung fraß das Feuer der Empörung an dem Gerüst

des Staates der „deutschen Zarin". Bald loderte es zu einer übermütigen Flamme auf und drohte den ganzen Bau zu verschlingen, bald schrumpfte es, gewaltsam unterdrückt, zusammen und verkroch sich unter die Asche, um bei passender Gelegenheit aufs neue verheerend auszubrechen. Durch die gelungenen, von einem Häuflein Gardetruppen ausgeführten Thronrevolten, die den beiden Zarinnen Elisabeth und Katharina zur Macht verholfen hatten, war in den Köpfen einiger intelligenter Offiziere die Überzeugung wachgerufen worden, daß ein Regierungswechsel im Laufe einer Nacht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sei. Breite Kreise der Gesellschaft wurden von diesem Glauben erfaßt. Machte sich nun irgendwo in dem System eine Schwäche bemerkbar oder regte sich der Unwille gegen einen Erlaß oder mißfiel einem das Schalten und Walten eines hochgestellten Günstlings, so schoß gleichsam automatisch als Gegenwirkung eine Verschwörung aus dem Boden empor. Ihr Verlauf war immer der gleiche: Aufbegehren einer kleinen Gruppe Unzufriedener, Verhaftung der Verschwörer, Verbannung der Hauptschuldigen und damit Herstellung einer Kirchhofsruhe.

Aber nicht nur die Kasernenpolitiker schmiedeten solche phantastische Umsturzpläne. Dasselbe taten auch Leute zweifelhafter Herkunft, Dunkelmänner, die irgendein Verbrechen begangen hatten, lichtscheue Existenzen, Menschen ohne Verständnis für Gesetz und Ordnung, Zerstörungsfanatiker, Nihilisten. Jene stützten sich auf ein paar ergebene Soldaten, diese dagegen auf die breite Masse, auf das geknechtete Volk, das unter der Fron

und unter der Willkürherrschaft des Beamtentums schmachtete und stöhnte. Dort waren es einige ehrgeizige Streber, hier bis zum höchsten Siedepunkt der Leidenschaft erhitzte Scharen, die unter dem Banner einer Kreuzzugsdevise aus den endlosen Ebenen der Steppe und aus den entlegensten Teilen des Reiches sich in Bewegung setzten, blindlings, einer Fatamorgana folgend, die in der Ferne verlockend winkte.

Alle, die sich an die Spitze solcher Volksverschwörungen stellten — von Stenka Rjasin bis zu Pugatschow — waren sich dessen bewußt, daß die Massen nicht bloß durch eine Idee zur Tat aufgerüttelt werden können, sondern daß sie Persönlichkeiten haben müssen, an denen sie mit abgöttischer Verehrung hängen, die sie als sichtbares Symbol ihres Freiheitsdranges betrachten und deren Führerschaft sie sich bedingungslos unterordnen wollen. Noch lag auf dem Namen des Zaren eine religiöse Weihe, noch sah das russische Volk in seinem rechtmäßigen weltlichen Oberhaupt die irdische Vertretung Gottes. Von einem Gottgesandten konnte ihm, nach seiner Auffassung, nur Gutes widerfahren. Aber manche dieser rechtmäßigen angestammten Herrscher hatte der Tod, so meldete wenigstens das Gerücht, plötzlich auf unerklärliche Weise hinweggerafft. Andere waren an ihre Stelle getreten, unter deren Szepter trübe Zeiten anbrachen. Die breiten Massen vergaßen leicht die Härten und Drangsale der Vergangenheit, weil sie nur der Gegenwart lebten. Was lag da näher für die Bedrängten als die Annahme, Emporkömmlinge und Volksfeinde hätten die Herrscherwürde an sich gerissen und tyrannisierten die

Bauern, irgendwo in der Abgeschiedenheit jedoch lebe der rechtmäßige, von bösen Zungen totgesagte Zar und harre des Tages, um den frechen Räuber seines Thrones zu verjagen und dem Volke die Freiheit zu bringen?

Auf diese Voraussetzung bauten alle russischen Usurpatoren ihre Pläne auf. Wie der in Uglitsch ermordete Demetrius vier falsche Prätendenten seines Namens gezeitigt hatte, so meldete sich nach dem Tode Peters III. ein Pseudopeter nach dem andern und machte seine Ansprüche auf den Zarenthron geltend. Schon im Jahre 1765 beunruhigte ein gewisser Gawrila Kremnew die Bauern des Gouvernements Woronesch, indem er sich für den Zaren ausgab. Seinen Spuren folgten die Leibeigenen Ewdokimow, Tschernyschew und viele andere, bis endlich der Kosak Emeljan Pugatschow auf den Plan trat, der ein Jahr lang große Teile des östlichen Rußlands terrorisierte, einen gewaltigen Anhang fand und mit seinen aufständischen Horden sich immer tiefer in das Landesinnere hineinwälzte, bis ein entscheidender Sieg vor den Toren Moskaus seinem Vordringen ein Ziel setzte.

Ungefähr in die Zeit der Empörung Pugatschows fiel auch das Auftreten einer russischen Thronprätendentin, das sich zwar nicht zu einer solchen Gefahr für Katharina verdichtete, wie die Umsturzbewegung des kühnen Steppensohnes, das jedoch in der Reihe der Usurpatorenerhebungen immerhin beachtet zu werden verdient.

*   *
*

Es war im Jahre 1772, als vor dem Hotel des Monsieur Peltier in Paris ein Wagen vorfuhr, aus dem eine junge blasse Dame stieg. Sie erzählte, sie käme aus Deutschland und trug sich in die Fremdenliste als Aly Emettée ein. Bald war sie in der französischen Hauptstadt eine vielbesprochene Persönlichkeit. Sie knüpfte verschiedene gesellschaftliche Beziehungen an, insbesondere mit der in Paris damals ziemlich zahlreich vertretenen polnischen Aristokratie, nannte sich jedoch überall anders, so daß niemand recht wußte, wie sie eigentlich in Wirklichkeit hieß. Bald figurierte sie als Fräulein Frank, bald als Mademoiselle Tremouille, bald stellte sie sich als Betty aus Oberstein vor, bald wollte sie eine Gräfin Pinneberg sein, bald gab sie sich als eine kaukasische Fürstin Waldomir oder als orientalische Prinzessin Aly Emettée aus und endlich, in ganz vertrautem Kreise, offenbarte sie sich als die Tochter der Zarin Elisabeth und Enkelin Peters des Großen.

Auch über ihr Alter gingen die Ansichten auseinander. Sie selbst gab sich für dreiundzwanzig aus, aber nach ihrem Aussehen zu urteilen, mochte sie sich wohl schon in der Nähe der Dreißig befinden, wenn nicht gar diese überschritten haben. Die Zeitgenossen fanden sie schön. Sie war von mittlerer Gestalt, gut gebaut, schlank, in ihren Bewegungen graziös und geschmeidig. Große, kastanienbraune, ein wenig zum Schielen neigende Augen beherrschten ein feingeschnittenes Gesicht, dessen zarter, weißer, fast durchsichtiger Teint besonders auffiel. Das tiefschwarze Haar und die längliche, leicht gebogene Nase verliehen ihr das Aussehen einer Italienerin. Übrigens

wechselte der Ausdruck ihres Gesichts sehr häufig. Manchmal strahlte es wie eine Rose im Morgentau, manchmal war es welk, eingefallen und krankhaft blaß. Man schloß daraus, daß sie den Schwindsuchtskeim in der Lunge trug.

Zu dem einnehmenden Äußeren gesellten sich geistige Vorzüge. Sie sprach ein reines Deutsch und Französisch, war im Polnischen bewandert, verstand Englisch und konnte sich zur Not italienisch unterhalten. Sie besaß alles das, was man von einer Salondame damals forderte: anmutige Beherrschung der gesellschaftlichen Formen, elegantes Auftreten, Schlagfertigkeit, Esprit und die Kunst, ein Gespräch anzuregen und es interessant weiterzuspinnen. Weilte sie in der Gesellschaft, so war sie der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Die ältesten und die jüngsten Kavaliere lagen ihr zu Füßen. Diese Ergebenheit verstand sie dann trefflich zu ihrem Vorteil auszubeuten, indem sie ihre Anbeter in die wagemütigsten Pläne und kühnsten Kombinationen verwickelte, unbekümmert darum, welche Folgen jenen daraus erwuchsen. Es bereitete ihr ein unsagbares Vergnügen, ihre Opfer wie die Figuren eines Schachspiels bald hierhin, bald dorthin zu schieben und sich an deren Verlegenheit zu weiden, wenn sie um ihrer „hohen" Gebieterin willen in Bedrängnis gerieten. Darin war sie eigennützig und skrupellos bis zum äußersten. Sie selbst fürchtete sich nicht vor dem ungünstigen Ausgang ihrer gefährlichen Unternehmungen. Über ihrem Bette hingen stets zwei geladene Pistolen, die sie im Notfall gegen sich gerichtet hätte, wenn etwas schief gegangen wäre.

Es läßt sich denken, daß diese Dame, deren Vergangenheit außerdem mit Romantik umsponnen war — einer Romantik, die sie freilich selbst ersonnen hatte — in Paris Anklang finden mußte. Allerdings gehörten die Verehrer, die sich zuerst um sie scharten, nicht gerade zur Elite der Gesellschaft. Es waren Lebemänner, Spieler, Wüstlinge, verschuldete Kaufmannssöhne, verkrachte Adlige, mit anderen Worten Leute, die selbst auf Abenteuer ausgingen und von Fortunas Gunst sich nährten. Aber als ruchbar wurde, daß sich unter dem Namen Aly Emettée eine russische Prinzessin verberge, drängten sich die im Exil lebenden polnischen Aristokraten an die geheimnisvolle Fremde heran, vielleicht in der stillen Absicht, die angebliche Thronprätendentin irgendwie als Werkzeug für die Wiederherstellung ihres Königreichs zu verwenden.

Unter den polnischen Magnaten, die sich um die Abenteurerin scharten, stand der littauische Hetman Michael Oginsky im vertrautesten Verkehr mit ihr. Dieser feingebildete, etwas schwärmerisch veranlagte Aristokrat war durch einen Aufstand, den er zur Befreiung seines Vaterlandes entfacht hatte, um den Besitz seiner Güter gekommen. Die einzige Habe, die der Flüchtling nach Paris mitbrachte, war ein Kästchen Parfüm, das ihm die Zarin als Trostgeschenk für seinen Verlust in Königsberg hatte übergeben lassen. Er lebte darum in einer sehr bedrängten Lage, nur auf die Unterstützung von Freunden angewiesen, aber in der nie verlöschenden Hoffnung, daß er eines Tages sein bedrängtes Vaterland befreien werde. Aly Emettée erkannte sofort die Nützlich-

keit dieses Herren und seiner ausgedehnten einflußreichen Verbindungen für ihre hochstaplerischen Unternehmungen. Möglicherweise ist der Gedanke, die Rolle einer russischen Thronprätendentin ernstlich nunmehr vor der Öffentlichkeit zu spielen, auf ihn zurückzuführen, wenn sich auch in den liebenswürdigen Briefen, die er ihr schickte, nichts darin findet. Um Oginsky an sich zu ketten, berauschte Aly Emettée seine Phantasie mit Erzählungen von ungeheuren Schätzen, die ihr in Persien zur Verfügung ständen. Und der leichtgläubige Pole sah sich schon im Besitz aller jener Reichtümer, die der unbekannte persische Krösus seiner Nichte vermachen und die sie mit ihm teilen würde.

Aber Oginsky war nicht der einzige, der an das Vorhandensein dieses persischen Schatzes glaubte. Es gab Verehrer, die auf die verlockenden Aussichten hin — vielleicht auch um der schönen Augen der Bittstellerin willen —, Aly Emettée ansehnliche Summen vorstreckten, die es ihr ermöglichten, ein Leben in Saus und Braus zu führen. Als Kassenverwalter und Entrepreneure fungierten zwei fragwürdige Personen, von denen man annahm, daß sie in einem Liebesverhältnis zu der schönen „Zirkassierin" standen: ein Belgier namens Vantoers und ein gewisser Baron Schenk. Den Freiherrntitel hatte ihnen die „Prinzessin" verliehen. Inzwischen mehrten sich ihre Schulden von Tag zu Tage. Um sich dem Gesichtskreis der Gläubiger zu entziehen, wurde der Wohnort von Paris in ein kleines Städtchen der Umgebung verlegt. Hier verlebte Aly Emettée, von ihren Getreuen umschwärmt und vergöttert, ein paar sorglose, aus-

schließlich dem Genuß und der Sinnenfreudigkeit geweihte Wochen. Dann reiste sie eines Tages, von ihren „Baronen" und einem anderen Verehrer begleitet, heimlich in der Richtung nach Deutschland ab. Am meisten betrübt über ihr Entweichen war Oginsky, der mit der Thronprätendentin auch seine Reichtümer und Zukunftshoffnungen schwinden sah.

In Frankfurt am Main, wohin die vermeintliche Zarentochter sich zunächst wandte, harrten ihrer neue Überraschungen. Gleich nach der Ankunft wurde Vantoers auf Betreiben seiner Pariser Gläubiger verhaftet. Dasselbe Schicksal drohte den anderen Begleitern. Vielleicht hätte Aly selbst auch noch in den Schuldturm wandern müssen, wenn nicht ein Fürst ihr als Rettungsengel erschienen wäre. Es war Philipp Ferdinand, regierender Graf zu Limburg, Herr der Grafschaft Styrum, Mitbesitzer der Grafschaft Oberstein usw. usw. Der Fürst, eine Serenissimusgestalt comme il faut, zugleich ein großer Damenfreund, ließ sich von den hilfeflehenden Augen Alys dazu verleiten, trotz der Warnung seines Bankiers, alle in Frankfurt von ihr und ihren Freunden kontrahierten Schulden zu begleichen und ihre hartnäckigsten Gläubiger in Paris durch Ordensverleihungen zum Schweigen zu bringen. Damit nicht genug, bot er ihr das Schloß Neuses in Franken zum Wohnsitz an und begleitete sie selbst dorthin. Seinen Hofmarschall, der ihn mit der Abenteurerin zusammengeführt und damit seine eigenen Hoffnungen auf ihren Besitz begraben hatte, behandelte er sehr undankbar: er sperrte ihn für die Dauer seiner Flitterwochen ein.

Aly Emettée trieb nun mit dem Limburger das gleiche Spiel wie mit Oginsky. Sie fabelte ihm beständig von ihren persischen Reichtümern vor, und da der Fürst ohnehin nicht begütert war und durch das verschwenderische Leben seiner Geliebten außerdem in immer größere Bedrängnis geriet, schien ihm die persische Aussicht zur Verbesserung seiner Finanzen höchst willkommen zu sein. Nur von einer Bedingung wurde die Erschließung jener Schätze abhängig gemacht: von der Heirat. Der Fürst war auch in seiner Verliebtheit gleich bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, aber seine Diplomaten forderten erst authentische Beweise über die Herkunft der Erwählten, ehe sie ihre Einwilligung erteilen wollten; denn die mündliche Berichterstattung Alys über ihre vornehme Vergangenheit klang ihnen nicht genügend glaubwürdig. Da überzeugende Dokumente nicht vorhanden waren, scheiterte das Heiratsprojekt, was jedoch die Pseudoprinzessin keineswegs veranlaßte, ihre Absichten auf die fürstliche Ehe endgültig aufzugeben.

Es entspann sich nun eine Komödie mit hundertfältigen Intrigen und Verwickelungen. Auf der einen Seite der verliebte Fürst, fortwährend schwankend zwischen Heiratslust und Rücksichtnahme auf seine landesherrliche Würde, auf der anderen die wie eine Spinne ihr Opfer bald eng umgarnende, bald sich wieder in einen lauernden Hinterhalt zurückziehende Sirene. Daneben eine Reihe von Nebenspielern, die beständig die Eifersucht des Liebhabers schürten und Mißtrauen in seine Seele säten. Dazwischen immer als das vereinigende Moment der geheimnisvolle persische Schatz. Die kläglichste Figur bil-

dete jedenfalls der Fürst. Kaum hatte er seiner Diva unter stürmischen Liebkosungen seine Neigung beteuert, so machte er ihr auch schon wieder Vorwürfe wegen ihres Leichtsinns oder verfolgte sie mit Eifersucht, um dann nach kurzer Zeit reumütig in ihre Arme zu sinken, alles Vorhergegangene zu vergessen und ihr durch einen feierlichen Eid zu versichern, daß er sie niemals verlassen würde. Sein Glaube an die angeblichen Schätze in Persien und die hohe Abstammung seiner Geliebten war längst erschüttert, aber trotzdem ließ er nicht von ihr ab. Und Aly? — Sie verstand es vortrefflich, den närrischen Liebhaber an der Nase herumzuführen, indem sie, bald intime Beziehungen zu Oginsky vortäuschend, seine Eifersucht anstachelte, bald, die Gekränkte spielend, heftig schmollte, bis der Schuldige kniefällig um Verzeihung bitten kam und die Versöhnung erfolgte, die der Minister meist mit ein paar tausend Gulden aus der fürstlichen Schatulle besiegeln mußte. Einmal gestand sie sogar, schwanger zu sein, und appellierte an die Kavaliersehre ihres Verehrers, worauf dieser prompt mit einem neuen Heiratsversprechen reagierte, und im Falle des Nichtzustandekommens der ehelichen Verbindung ihr die Grafschaft Oberstein zusicherte.

Übrigens hatte Philipp Ferdinand auch berechtigten Grund zur Eifersucht, zwar nicht auf Oginsky, mit dem Aly nur in einem freundschaftlichen und politischen Briefwechsel stand, sondern auf einen anderen Polen, dessen Persönlichkeit im Dunkeln schwebt und der in der Komödie als „Unbekannter von Mosbach" eine Rolle spielt. Manche vermuten in ihm den Polen Domansky, der

später zusammen mit der Usurpatorin verhaftet und nach Rußland gebracht wurde. Allerdings erfuhr der Fürst von dieser Liebschaft, die sich schon in Oberstein angebahnt hatte, erst, als seine Angebetete sich bereits in Ragusa befand, um ihre hochstaplerischen Neigungen auf dem Gebiete der Politik zu befriedigen.

Zweierlei Gründe mögen Aly bewogen haben, als russische Thronprätendentin aufzutreten: einesteils die Nachrichten über die Erfolge Pugatschows, andernteils die Bekanntschaft mit dem Palatin von Wilna, dem Fürsten Karl Radziwill. Wenn es dem ersteren gelungen war, als Peter III. vom Volke anerkannt zu werden, warum sollten die Massen ihr nicht glauben, daß sie die Tochter der Zarin Elisabeth sei? Und würde sich ihre Anerkennung nicht leicht durchsetzen lassen, sobald Polen hinter ihr stünde? Von solchen Erwägungen getrieben — ob sie ihr selbst aufgegangen waren oder ob andere sie ihr eingeflüstert hatten, bleibe dahingestellt — beschloß Aly, sich energisch der Verfolgung des obengenannten Ziels zu widmen. Mag sie früher — im Verkehr mit Oginsky — nur mit dieser verlockenden Aussicht kokettiert haben, jetzt machte sie Ernst. Sie ging dabei sehr wohlbedacht zu Werke, indem sie erst allmählich durch Wandlung ihres Pseudonyms die Enthüllung ihrer „hohen" Abstammung vorbereitete. Hatte sie sich in Oberstein als Aly Emettée eingeführt, so erklärte sie schon im August 1773, daß sie eine geheimnisvolle Dame aus Asow sei und unter der Suzeränität der Kaiserin von Rußland stünde, eine Erklärung, die vielleicht den blindlings ihr ergebenen Philipp Ferdinand bewog, ihr eine Vollmacht

zu Verhandlungen mit dem russischen Vizekanzler, dem Fürsten Galitzyn, wegen seiner holsteinischen Ansprüche auszufertigen. Drei Monate später nannte sie sich schon offenkundig Prinzessin Elisabeth von Woldomir. Und um Weihnachten lief bereits das Gerücht um, die Prinzessin Woldomir sei eine Tochter der Zarin Elisabeth, die Enkelin Peters des Großen. Merkwürdig bleibt nur, daß Radziwill sich so leicht durch diese Angaben überzeugen ließ. Entweder muß er die Prätendentin von vornherein für eine Betrügerin gehalten haben, die ihm jedoch bei seinen politischen Plänen behilflich sein konnte, oder ihre polnischen Freunde hatten ihr den Weg so gut geebnet, daß alle seine Bedenken erloschen. Jedenfalls traf sie Ende Mai in Venedig ein, stieg unter dem Namen einer Gräfin von Pinneberg, den sie nun fortan führte, in der für sie bereit gestellten Wohnung des französischen Residenten ab und empfing zwei Tage später den Besuch des Palatins von Wilna.

Auf die Komödie folgte nun eine amüsante politische Farce, in welcher der treulos verlassene fürstliche Liebhaber immer noch bald als zur Einkehr mahnender Bußprediger, bald als hilfsbereiter finanzieller Subventioneur aus der Ferne mitwirkte; denn die Gräfin Pinneberg unterschied sich hinsichtlich ihrer aufwandreichen Lebenshaltung durch nichts von der Prinzessin Woldomir oder der ehemaligen Aly Emettée. Wie ihr Salon einst in Paris der Zufluchtsort aller genußsüchtigen Elemente gewesen war, so wurde auch ihr Haus in Venedig der Tummelplatz verschiedener Sonderlinge und fragwürdiger Existenzen. Natürlich waren die Polen,

seitdem Radziwill bei der geheimnisvollen Dame verkehrte, ebenfalls zahlreich in ihrer Umgebung zu finden. Es war eine bunt zusammengewürfelte, aus Franzosen, Türken, Polen, Engländern und Italienern bestehende Gesellschaft, die sich um die angebliche russische Prinzessin scharte, von der nunmehr mit Bestimmtheit verlautete, daß sie aus der heimlichen Ehe der Zarin Elisabeth mit dem Grafen Rasumowskij entsprossen sei. Sie wurde nun auch demgemäß mit aller einer kaiserlichen Prinzessin zukommenden Hochachtung behandelt, behielt jedoch im Umgang stets das Inkognito einer Gräfin Pinneberg bei.

Als diese abenteuerlustige Gesellschaft sich am 16. Juni auf den Feluken der Kapitäne Mehemet und Hassan in der Richtung nach Korfu einschiffte, wußten die Getreuen nur das eine, daß die Gräfin sich mit der Absicht trage, gestützt auf die Hilfe der im Kriege mit Rußland liegenden Türken, Ansprüche auf den Zarenthron zu erheben. Sie selbst und Radziwill waren sich über die Ausführung ihres gemeinsam ausgeheckten Planes noch im unklaren. Erst während der Fahrt und in Ragusa, wo man Aufenthalt nahm, erhielt das ganze Projekt eine bestimmte Gestalt. Die Türken sollten um jeden Preis dazu bewogen werden, keinen Frieden mit Rußland zu schließen, den die Zeitungen bereits als bevorstehend verkündeten. Gleichzeitig wollte die Usurpatorin die in Livorno unter dem Befehl des Grafen Alexej Orlow liegende russische Flotte gewinnen, von Konstantinopel aus Manifeste verbreiten, in denen sie sich als die rechtmäßige Herrscherin Rußlands zu bezeichnen

gedachte, und dann mit Unterstützung ihrer russischen und polnischen Anhänger Katharina stürzen. Als Beweise für die Legitimität ihrer Ansprüche dienten ihr einige Urkunden, welche die letzten Willensverfügungen Peters des Großen und seiner regierenden Tochter enthielten und die sie für die Nachfolge bestimmten. Diese Aktenstücke, offenkundige Fälschungen, wurden von ihr allen Personen gezeigt, deren Hilfe ihr irgendwie von Nutzen sein konnte. Wer der Verfasser der Fälschungen war, ist unbekannt; man vermutet, daß es Radziwills Sekretär gewesen sei.

Die Gräfin Pinneberg befand sich noch mit ihrem Gefolge in Ragusa und führte dort im Hause des französischen Residenten ein fröhliches Leben, dessen Unterhalt wiederum der verlassene Liebhaber in Oberstein bestreiten mußte, als die Nachricht von dem Abschluß des Friedens in Kutschuk-Kainardschi eintraf. Die Abenteurerin wollte nun mit allen Mitteln eine Ratifikation des Friedens verhindern und sandte ein umständliches Schreiben an den Sultan, in dem sie ihre phantastischen Jugendschicksale schilderte und sich als die Thronerbin der Zarin Elisabeth vorstellte. Ferner schickte sie an Orlow eine Abschrift des gefälschten Testaments der Zarin, von einem Briefe begleitet, der den Grafen aufforderte, ihre Partei zu ergreifen und ein Manifest auf der Grundlage des Testaments zu ihren Gunsten zu veröffentlichen; ihm selbst wurden die höchsten Ehrenbezeugungen als Dank zugesichert. Der Brief an den Sultan ist nie in die Hände des Adressaten gelangt; Radziwill, der die Besorgung übernommen hatte, muß ihn wahrscheinlich unterschlagen haben — ein Beweis, daß der Palatin von

Wilna nicht mehr recht an den Erfolg der von ihm unterstützten Intrige glaubte, obwohl er äußerlich seiner Mitbeschwörerin alle Ehrerbietung erwies und sie nach wie vor als russische Prinzessin behandelte. Auch ein zweites Schreiben, das sie einige Wochen später an den Sultan richtete, ließ er zwar durch einen Kurier an seinen Korrespondenten in Konstantinopel abgehen, aber mit der Weisung, es zurückzubehalten. Orlow dagegen hat die Schriftstücke der Abenteurerin unversehrt erhalten, und es scheint, daß er von diesem Augenblicke an sein wachsames Auge auf die Abenteurerin richtete, ohne jedoch irgendwie vorläufig auf die Angelegenheit näher einzugehen. In einem Rapport an die Kaiserin streifte er nur das Anerbieten, das ihm gemacht worden sei, und meldete, daß er einen Offizier entsandt habe, um mit der anscheinend verrückten Person zu verhandeln und sie, falls sie verdächtig erscheinen sollte, nach Livorno zu locken, wo er sie in sicheren Gewahrsam nehmen und dann nach Kronstadt schicken wollte.

Während der „wilde" Graf langsam und vorsichtig die Schlingen auslegte, um die Usurpatorin in ihnen zu fangen, weilte sie noch immer in Ragusa, ungeduldig auf Antwort von dem Sultan und dem Admiral harrend. Da begann sich zusehends die Lage für sie zu verschlechtern. Radziwills Zuvorkommenheit ihr gegenüber kühlte merkwürdig ab, die französischen Offiziere ihrer Suite änderten ebenfalls den Ton ihres Betragens und wurden herausfordernd und frech — wahrscheinlich hatten sie einen Wink von Paris erhalten, wo man es ungern sah, daß sich die Abenteurerin auf ihre angeblichen glänzenden

Beziehungen zum Hofe von Versailles bezog —, ihre Geldnot steigerte sich von Tag zu Tag, niemand wollte ihr mehr etwas leihen, nicht einmal der Obersteiner, der außerdem über ihr Liebesverhältnis mit dem Unbekannten von Mosbach, das sie ihm selbst eingestanden hatte, nicht wenig empört war, und sie mit den heftigsten Vorwürfen wegen ihres frevelhaften Tuns überschüttete, bei allem Zorn aber doch durchblicken ließ, daß ihr die Rückkehr zu ihm immer noch offen stünde, wenn sie sich entschlösse, ein für allemal auf ihre törichten politischen Pläne zu verzichten.

Endlich, Anfang November, verließ die Gräfin Pinneberg mit ihrem Gefolge Ragusa. Letzteres war inzwischen auf vier Personen zusammengeschrumpft: drei Polen, unter denen sich Domansky befand, und das Kammerfräulein Franziska von Meschede, eine Obersteinerin, die mit einer seltenen Treue an ihrer Herrin hing, und selbst in den Tagen ihres Unglücks nicht von ihrer Seite wich. Die übrige Gesellschaft hatte sich allmählich verflüchtigt, nachdem auch Fürst Radziwill abgesegelt war. Zu ihrem nächsten Reiseziel wählte die Abenteurerin Neapel. Hier verschaffte sie sich von dem englischen Gesandten Sir William Hamilton einen Paß und fuhr nach Rom. Anfangs scheint sie in der ewigen Stadt ziemlich zurückgezogen gelebt und nur mit einigen polnischen Edelleuten verkehrt zu haben. Aber dann brach wieder ihr Hang zu Üppigkeit und Luxus durch und stürzte sie in Schulden. An ihren fürstlichen Liebhaber durfte sie sich nicht mehr mit der Bitte um Auslösung wenden, denn er hatte ihr unverblümt geschrieben, daß sie wohl auf

seine Freundschaft, aber nie mehr auf sein Geld rechnen könne; das einzige, was er versprach, war ein Orden für ihren Günstling und Liebhaber, den Unbekannten von Mosbach. Folglich mußte sie nach anderen Hilfsquellen Umschau halten. Sie verfiel dabei auf neue hochstaplerische Manipulationen. In erster Linie hatte sie es auf den Kardinal Albani abgesehen. Dieser ging auch scheinbar auf ihr Anliegen ein, schickte ihr den Abbate Roccatani als Vermittler, wich jedoch selbst jeder persönlichen Begegnung mit der Pseudoprinzessin unter allerlei Vorwänden aus, obgleich jene alle Mittel in Bewegung setzte, eine solche herbeizuführen. Das Lügengewebe, mit dem sie den Abbate einzuspinnen versuchte, spottet aller Beschreibung. Bald sprach sie davon, Polen in sechs Monaten wieder herzustellen und mit ihren in Kiew bereitstehenden Truppen Petersburg einzunehmen, bald erzählte sie von ihrer bevorstehenden Hochzeit mit dem Herzog von Holstein, bald bemerkte sie geheimnisvoll, daß sie mit dem Gedanken umgehe, das russische Volk dem Katholizismus zu unterwerfen, bald enthüllte sie kühne Reisepläne, bald berichtete sie von hohen Anleihen, die sie im Begriff abzuschließen sei, aber immer gipfelten alle ihre Reden in dem einen vorgebrachten Schluß, daß sie sich augenblicklich in Geldverlegenheit befände und dringend der Hilfe benötige. Albani durchschaute die Abenteurerin besser als sein Sekretär, der ganz entzückt über die scharmante Dame war, die ihn fortwährend zu sich einlud und die anmutigste Unterhaltung mit ihm pflegte. Doch alle Überredungskunst fruchtete nichts: der Kardinal blieb, trotz der Liebens-

würdigkeit seines Sekretärs, zurückhaltend und für die Wünsche der „Gräfin" taub. Auch die Pumpversuche beim polnischen Residenten und kurtrierischen Gesandten führten zu keinem Resultat. Ferner wandte sie sich an Hamilton und bat ihn gegen Verpfändung der ihr nicht gehörenden Grafschaft Oberstein um ein Darlehn von 7000 Dukaten. Hätte sie geahnt, daß ihr dieses Gesuch zum Verhängnis werden würde, sie wäre in der Wahl ihrer Freunde, die sie um Geld anging, etwas vorsichtiger gewesen. Denn Hamilton schickte den Begleitbrief, der die üblichen phantastischen Jugendschicksale und Zukunftspläne der Usurpatorin enthielt, an den Grafen Orlow.

Nichts konnte dem Günstling der allmächtigen Katharina willkommener sein als diese Nachricht. Sie wies ihm die Spur der Gesuchten, deren er sich laut eines im November eingegangenen Befehls der Zarin unter allen Umständen bemächtigen sollte. Er entsandte nun seinen Adjutanten Iwan Kristeneck nach Rom mit dem Auftrag, die Bekanntschaft der angeblichen Prinzessin zu machen, sie zu beobachten und nach Pisa zu locken. Gleichzeitig wurde durch Vermittlung des mit Orlow befreundeten englischen Konsuls in Livorno, Sir John Dick, der Bankier Jenkins in Rom verständigt, er möge Kristenek bei seinem Unternehmen finanziell unterstützen. Die Abenteurerin traute zwar nicht recht dem Frieden, wies die Anerbietungen des englischen Bankiers trotz ihrer Notlage anfangs zurück und brachte den Beteuerungen Kristenecks über das lebhafte Interesse, das sein Admiral für sie hegte, gelinde Zweifel entgegen. Erst als ein



letzter Versuch, bei dem Kardinal Albani ein Darlehn aufzunehmen, scheiterte, ging sie auf Kristenecks Vorschlag ein, zu Orlow nach Pisa zu fahren. Ihre Schulden wurden beglichen, und am 11. Februar reiste sie mit ihrem Gefolge in zwei Equipagen ab, wobei sie noch den an der Kirche San Carlo versammelten Bettlern reiche Almosen austeilte.

Mit der Ankunft der Gräfin Pinneberg in Pisa beginnt der letzte Akt der Komödie dieser Hochstaplerin. Sie wurde mit allen Zeichen tiefster Ehrfurcht empfangen, wie es einer Prinzessin gebührt, und im Hause des englischen Konsuls einquartiert. Orlow erschien täglich, um ihr seine Aufwartung zu machen, und war von bestrickender Liebenswürdigkeit. Er begleitete sie auf den Spazierfahrten, er zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten, er führte sie in die Oper, kurzum, er tat alles, um sich ihr gefällig zu erzeigen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie sprach sich auch von Tag zu Tag offener gegen ihn aus, wahrte aber doch die Vorsicht, ihn noch nicht in ihre umstürzlerischen Pläne einzuweihen oder ihn zum Abfall aufzufordern. Ihr Zutrauen zu dem Admiral war so gewachsen, daß sie nichtsahnend seiner Einladung zur Besichtigung des in Livorno liegenden russischen Geschwaders folgte. In Begleitung einer großen Gesellschaft wurde die Besichtigung ausgeführt. Kaum hatte die Abenteurerin das Deck des Admiralschiffes betreten, als sie bemerkte, daß Orlow und der Kontreadmiral Greigh von ihrer Seite verschwunden waren. Wenige Minuten später trat der Gardekapitän Litwinow auf sie zu und erklärte sowohl sie wie die in ihrer Begleitung befindlichen

Polen Tscharomsky und Domansky und den Adjutanten Kristeneck für verhaftet. Entrüstet über diese eigenartige Behandlung verlangte die Pseudoprinzessin nach dem Grafen, um Aufklärung zu erhalten, worauf sie den Bescheid erhielt, daß auch er arretiert und in Sicherheit gebracht sei.

In der Tat scheint sie den Worten des Kapitäns Glauben geschenkt zu haben, denn sie richtete sofort einen Brief an Orlow, in dem sie ihm Vorwürfe machte, daß er trotz seines Treuegelöbnisses sie verlassen habe, und ihn bat, sie aus ihrer Lage zu befreien. Am andern Tage erhielt sie auf geheimem Wege, wie ihr bedeutet wurde, eine deutsch geschriebene Antwort des Admirals, die auf das heuchlerische Spiel dieses Mannes ein grelles Licht wirft. Sie lautete:

„Ach! wo seind wier geraten unglick über unglick. Bei diesem alen mus man geduldig sein; Gott allmechtiger wiert uns nicht verlassen. Ich bien ezunder in dieselben unglicklichen umstand, wie sie seind, hofe aber durch freindschaft meinen Offizirs meine freiheit bekomen und will ich eine kleine beschreibung machen der admiral Greick aus seiner freindschaft zu mier hat mier wolen laufen lassen und sachte zu mier das ich so geschwinde wie möglich inß land geen sollte. Ich frachte von im die ursache, so sachte er, das er ein befel bekomen hat, mier und alle die miet mier seind in arest zu sezen." Er schilderte nun seinen Fluchtversuch, bei dem er jedoch in die Hände der Verfolger geraten sei, und schloß seinen Brief mit den Worten: „Eire eugenen Zeilen habe ich bekomen welche ich miet weinenden augen gelesen habe

weil ich daraus geseen habe das sie mier wollen beschuldigen. Nemen sie siech in acht unsere schicksal wolen wier auf den allmechtigen Gott legen und uns darauf ferlasen. Ich kan noch niecht siecher sein ob sie dieseß brief werden bekomen. Hofe wol das der admiral so heflich und so erlich sein wiert das er an ihnen dieses übergeben wiert. Ich kiesse von hertzen Eure hende."

Der russische Brief, den Orlow an die Zarin richtete, hatte dagegen einen ganz anderen Inhalt. „Es hat," so schreibt er, „Ew. Majestät gefallen, mir zu befehlen, der angeblichen Prinzessin Elisabeth, die in Ragusa war, habhaft zu werden. Meiner untertänigsten Pflicht gemäß habe ich alle Kraft und Mühe angewandt, die Befehle Ew. Majestät zu erfüllen, und bin so glücklich gewesen, jene Spitzbübin mit ihrem ganzen Gefolge auf einem Schiffe zu fangen, so daß sie jetzt, auf verschiedene Schiffe verteilt, alle in Gewahrsam gehalten werden ... Eine eigene Meinung über sie kann ich Ew. Kaiserlichen Majestät nicht aussprechen, weil ich mit Sicherheit nicht herausgebracht, wer sie eigentlich ist; sie ist unternehmend genug und rühmt sich ihrer Kühnheit; gerade darum gelang es mir auch, sie hinzubringen, wohin ich wollte. Sie hatte den Anschein, mir sehr wohlzuwollen, weshalb ich mich denn auch bemühte, sehr verliebt zu scheinen; endlich versicherte ich ihr, daß ich sie gern heiraten würde, und zum Beweise der Wahrheit erklärte ich mich für denselben Tag bereit, was ihr sehr schmeichelhaft war und sie in ihrem Vertrauen bestärkte. Ich gestehe, Allergnädigste Kaiserin, ich hätte mein Versprechen selbst erfüllt, wenn ich nur auf diese Weise den Befehl

Ew. Majestät hätte vollziehen können. Sie meinte jedoch, daß es noch nicht an der Zeit sei, weil sie noch im Unglück; sei sie aber einmal auf dem ihr gebührenden Platze, werde sie auch mich beglücken. Mir fiel dabei meine einstmalige Braut, die Schmidt, ein: ich kann mich jetzt rühmen, reiche Bräute gehabt zu haben. Verzeihung, allergnädigste Kaiserin, daß ich so zu schreiben mich unterstehe."

Vergleicht man diese beiden Briefe miteinander, dann enthüllt sich einem der Zynismus dieses mächtigen Günstlings Katharinas in seiner ganzen Nacktheit. Während er der Pseudoprinzessin gegenüber den galanten Kavalier spielte, ihr zärtlich die Hände küßte und leidenschaftliche Liebesworte ihr ins Ohr flüsterte, krallten sich verstohlen schon seine Finger zusammen, um sie zu erwürgen. Man erkennt an dieser Handlungsweise ihn deutlich wieder, den „Mann mit der Schramme", der vor der Kasankathedrale dem Volk die aufregende Kunde von der Staatsverschwörung überbrachte und später Peter III. erdrosseln half, den „Helden" von Tschesme, der mit fremder Hilfe siegte und sich die Rolle des Siegers anmaßte. Mochte die Abenteurerin ihre Strafe auch vollauf verdient haben, so hinterließ das heimtückische Manöver, dem sie zum Opfer fiel, doch einen peinlichen Eindruck, und man begreift, wenn die Livornesen aufgebracht waren und Orlow ihren Unwillen zu erkennen gaben, der — nach dem Briefe des Admirals an die Zarin zu schließen — immerhin recht groß gewesen sein muß, da er sogar einen Anschlag auf sein Leben befürchtete. Wie meisterhaft der schlaue Fuchs es verstanden hatte, der Usur-

patorin Zutrauen zu seiner Ehrlichkeit einzuflößen, zeigt vor allem der Umstand, daß sie noch während der Meerfahrt unerschütterlich an dem Glauben festhielt, der Admiral würde ihr in irgendeinem der englischen Häfen zur Flucht verhelfen. Und erst als das Geschwader am 22. Mai in Kronstadt die Anker warf, dämmerte ihr die Erkenntnis auf, daß sie belogen und betrogen worden sei.

* *
*

Die Untersuchung im Fall der Pseudoprinzessin leitete Fürst Galitzyn. Die Aussagen ihrer polnischen Mitgefangenen Tscharomsky und Domansky gipfelten in dem Bekenntnis, daß lediglich persönliche, aber nicht politische Motive sie bewogen hätten, der Abenteurerin Gefolgschaft zu leisten. Beide wären sie von der Sinnlosigkeit der Behauptung Aly Emettées überzeugt gewesen, aber wie den einen, Domansky, die Liebe an sie gefesselt hätte, so habe sich der andere aus Anhänglichkeit für den Freund als Begleiter angeschlossen, teilweise auch in der Hoffnung, vorgestreckte Summen wieder zurückzuerhalten. Beide beteuerten hoch und heilig, an keiner Verschwörung gegen die russische Regierung sich beteiligt zu haben. Weder der Diener Domanskys, Poltfinger, noch das Kammerfräulein der „Herrin von Oberstein" förderten bei dem Verhör irgendwie belastendes Material zutage. Dagegen verstrickte sich die Hauptangeklagte selbst durch ihre gewundenen und einander widersprechenden Erklärungen in ein Lügengewebe, das ihre Schuld ziemlich deutlich offenbarte.

Ihrer Gewohnheit gemäß tischte die Usurpatorin auch ihrem Inquisitor Galitzyn bei der Befragung die alten Märchen von ihrer geheimnisvollen Jugend, ihrer Entführung aus Petersburg, ihrer Flucht nach Persien, ihrer Aufnahme bei dem Fürsten Ali, ihren Verfolgungen, denen sie ausgesetzt gewesen wäre, und den sonstigen wunderlichen Begebenheiten ihrer Jugend auf, nur daß sie ihre Erzählungen mit phantastischen Einfällen und rührenden Episoden noch reichhaltiger ausschmückte als sonst. Darauf verbreitete sie sich ausführlich über ihre Beziehungen zu dem Limburger Fürsten und ihr Projekt einer Heirat mit ihm. Sie habe, berichtigte sie, zur Erlangung der für die Eheschließung erforderlichen Urkunden nach Petersburg reisen, dort die Zarin um eine Audienz bitten und bei dieser Gelegenheit jene in ihre russisch-persischen Handelspläne einweihen wollen. Leider seien ihre Absichten durchkreuzt worden, da die Schulden Philipp Ferdinands sie gezwungen hätten, sich nach Subsistenzmitteln umzuschauen. Zu diesem Zwecke habe sie sich, auf finanzielle Verbindungen ihres persischen Beschützers bauend, nach Venedig begeben und sei dabei mit dem Fürsten Radziwill bekannt geworden. Ihr Verhältnis zu Radziwill stellte die Abenteurerin im weiteren Verlauf ihrer Aussagen nun so dar, als ob er der Urheber des Gerüchts gewesen sei, das sie in ihre verhängnisvolle Lage gebracht habe. So wälzte sie alle Schuld an der Verbreitung der Legende über ihre kaiserliche Abstammung auf seine Schultern. Irgendetwas selbst zur Verbreitung desselben beigetragen zu haben, bestritt sie auf das Entschiedenste. Im Gegenteil, sie

suchte sich als völlig unschuldig hinzustellen. Selbst die Autorschaft der Briefe an den Sultan und den Grafen Orlow verleugnete sie und erklärte sich sogar bereit, eidlich die Wahrheit ihrer Behauptung zu bekräftigen.

Ein Eingeständnis, daß sie selbst die Komödie inszeniert habe, war von ihr auch bei dem folgenden Verhör nicht zu erlangen. Trotz der Aussicht auf Erleichterung ihres Loses, die Galitzyn ihr eröffnete, falls sie reumütig bekenne, hielt sie an ihrer ersten Aussage beharrlich fest. Der Vizekanzler gewährte ihr einige Tage zum Nachsinnen Zeit, entzog ihr die Gesellschaft ihres Kammerfräuleins, beschränkte ihre Kost auf das allernotwendigste, kurzum, versuchte sie durch verschiedene harte Maßnahmen gefügig zu machen. Vergebens. Sie blieb nach wie vor störrisch und schrieb nur lange Briefe an Galitzyn, in denen sie bitter darüber klagte, daß man sie um haltloser, unbegründeter Gerüchte willen so schlecht behandele, immer wieder die Wahrhaftigkeit ihrer Worte beteuerte, sich als unschuldiges Opfer einer niederträchtigen Intrige hinstellte und um Erleichterung ihrer Leiden flehte.

Die Zarin war über den Ausgang der Untersuchung sehr ungehalten. Die Starrköpfigkeit der Delinquentin empörte sie in höchstem Maße. Sie hielt sie für eine abgefeimte Kanaille. Am meisten interessierte sie die Frage, wer die Drahtzieher hinter den Kulissen wären. Aber auch in dieser Hinsicht war aus der Gefangenen nichts herauszuholen. Nachdem Galitzyn nun noch einmal auf Grund eines von der Zarin ihm selbst vorgeschriebenen Fragebogens die Abenteurerin erfolglos ver-

hört hatte, erstattete er folgenden Rapport: „Alleruntertänigst unterbreite ich Euer Kaiserlichen Majestät, daß ich, mich sowohl auf die Gnade Eurer Majestät wie auf die Strenge der Gesetze berufend, und den Unterschied zwischen Drohungen in Worten und ihrer Ausführung erläuternd, alles versucht habe, um sie zum Geständnis des wahren Sachverhaltes zu bewegen. Weder Überführungen noch Beweggründe vermochten sie zur Besinnung zu bringen. Die verstockte Seele der Usurpatorin, die zäh an der Lüge und dem Betrug festhält, leiht auch nicht für einen Augenblick der Stimme des Gewissens Gehör. Sie hat Umgang mit schamlosen Leuten gepflegt, weswegen weder Strafandrohungen, noch Appell an das Ehrgefühl und die Scham sie von dem, was mit einem persönlichen Vorteil für sie verbunden ist, abzubringen vermögen."

Inzwischen hatte sich der Gesundheitszustand der Abenteurerin verschlechtert. Ihre ohnehin schwächliche Körperkonstitution war den Leiden der Gefangenschaft in den feuchten und dumpfen Kerkermauern der Peter Pauls-Festung nicht gewachsen. Sie siechte zusehends hin. Im Vorgefühl ihres nahen Todes richtete sie ein Gnadengesuch an die Zarin und flehte sie, auf den Gerechtigkeitssinn und die Großmut der Herrscherin vertrauend, um die Gewährung einer Unterredung an. Aber Katharina ließ sich nicht erweichen. „Die Gefängnispforten", schrieb sie an Galitzyn, „sollen ewig hinter ihr verschlossen bleiben: sie wird niemals die Schwelle ihres Kerkers überschreiten." Der Kanzler setzte sein Verhör fort, ohne jedoch mehr als bisher, einige

belanglose Jugenderinnerungen ausgenommen, von der Prätendentin zu erfahren. Selbst dem Geistlichen, den man ihr, als sich Anzeichen bemerkbar machten, daß es mit ihr zu Ende ging, in die Zelle schickte, gestand sie ihr Vergehen nicht ein. Sie bereute nur, daß sie von Jugend auf einen leichtsinnigen, genußsüchtigen Lebenswandel geführt und sich gegen die Glaubensvorschriften vergangen habe. Das waren die letzten Worte, die sie flüsternd, kaum vernehmbar, über die Lippen brachte. In den Abendstunden des 15. Dezember hauchte sie nach zehnmonatlicher Gefangenschaft ihre Seele aus. Am folgenden Morgen wurden die sterblichen Überreste in aller Stille von den Soldaten, die Tag und Nacht vor ihrer Zelle Wacht gestanden hatten, begraben. Sie mußten den Eid ablegen, nie etwas darüber verlauten zu lassen. Die übrigen Mitgefangenen der Abenteurerin erhielten bald darauf die Freiheit und wurden über die Grenze abgeschoben.

* *
*

Mit der Prätendentin war auch das Geheimnis ihrer Herkunft in die Gruft hinabgesunken. Sie hatte alles in das ewige Schweigen hinübergenommen. Kaum wurde ihr Tod bekannt, als sich schon das Gerücht bildete, daß die Gefangene der Peter Pauls-Festung keines natürlichen Todes gestorben sei. Zeitgenössische Geschichtsschreiber, wie Helbig und Castéra, haben es übernommen und weiterverbreitet. Mit zäher Hartnäckigkeit hat sich seitdem diese Legende, gefördert durch Romane und Dramen, sowie vor allem durch das bekannte

Bild Flawitzkys, das den Tod der Prätendentin in den die Gefängniszelle überflutenden Wellen der Newa schildert, bis in die Gegenwart erhalten, obwohl jegliche Anhaltspunkte zu ihrer Begründung fehlen.

Und ebenso wie über den Tod der Prätendentin, so waren auch die Meinungen über ihre Herkunft verschieden. Einige hielten sie für die Tochter der Zarin Elisabeth und des heimlich ihr angetrauten Grafen Kyrill Rasumowskij und nannten sie nach dem Geburtsort des Vaters „Gräfin Tarakanova". Andere behaupteten wiederum, Iwan Schuwalow sei ihr Vater gewesen und Katharina habe ihn nach dem Tode der Prätendentin nach Petersburg kommen lassen und ihn mit Ehrenbezeugungen überhäuft, um ihn gewissermaßen durch diese Wohltaten über den Verlust seiner Tochter zu trösten. Nach einer dritten Version wird Elisabeths Günstling Schubin die Vaterschaft zugeschrieben. Man müßte, um dieses Rätsel zu lösen, vor allem die Frage beantworten: Hatte die Zarin Elisabeth überhaupt Kinder? Es gibt eine Reihe russischer Historiker, die darauf mit einem Nein antworten und zwar aus dem einfachen Grunde, daß eine Frau so gutmütigen Charakters, wie es die Tochter Peters des Großen war, schwerlich ihre Kinder in die Verbannung geschickt hätte. In jenen Zeiten der ausgesprochenen Günstlingsherrschaft nahm man es in den höchsten Kreisen mit der öffentlichen Meinung nicht sehr genau. Es lag also gar kein Anlaß vor, etwa vorhandene illegitime Sprößlinge zu verheimlichen; sie wurden wie die rechtmäßigen in der Residenz erzogen und stiegen später zu hohen Ämtern und Würden auf.

Wenn man die kaiserliche Abstammung der Pseudoprinzessin darum anzweifeln darf, so kann man jedoch auch mit gleichem Recht den anderen Mutmaßungen, daß sie die Tochter eines Prages Gastwirtes oder eine Nürnberger Bäckerstochter oder eine Danziger Jüdin gewesen sei, mißtrauisch gegenüberstehen. Es mag sein, daß die Abenteurerin absichtlich alle Spuren ihrer Vergangenheit verwischt hat, weil die Entdeckung ihrer Herkunft rücksichtslos ihre Pläne und Hoffnungen zerstört hätte. Deswegen mußte sie ängstlich besorgt sein, den geheimnisvollen Nimbus, den ihre Persönlichkeit umgab, so lange wie möglich vor der Welt zu erhalten.

In dem ganzen Tun und Gebaren der „Gräfin Tarakanowa" offenbart sich keine Abenteurernatur großen Stils. Man kommt über den Eindruck einer geschickten Hochstaplerin, der es mehr um Geld und Wohlleben als um ehrgeizige Ziele zu tun ist, nicht hinweg. Würde das Beispiel Putgatschows nicht anfeuernd gewirkt haben, sie hätte sich vielleicht nie in das Abenteuer begeben, und wäre vielleicht nie auf den Gedanken gekommen, die Hand nach der Krone Monomachs — wenn auch nur im Geiste — auszustrecken. Der wilde Steppensohn hatte es ihr angetan. Seinen Fußtapfen wollte sie folgen, wie sie sich auch eine Zeitlang für seine Schwester ausgab. Aber es waltete ein großer Unterschied zwischen diesen beiden gleichzeitigen Usurpatoren. Pugatschow war, ohne es selbst zu wissen, der leidenschaftliche Wortführer des geknechteten Volkes, ein Herold der Masse, die, zu einer Lawine anwachsend, verheerend und furchtbar über das Reich dahinbrauste; die „Gräfin Tara-

kanowa" dagegen wuchs über den engen Horizont ihrer Umgebung nicht hinaus, blieb der machtlose Spielball ihrer spärlichen Anhängerschaft und beschied sich damit, aus der Lüge ein Geschäft zu machen. Sie kam nicht weiter, weil sie weder die Überzeugung einer Idee noch die überzeugten Gefolgscharen hinter sich hatte, weil alles, was sie ersann und plante, ebenso verschwommen war wie die Märchen, die sie über ihre Jugend verbreitete. So geschah es, daß sie schon Schiffbruch litt, noch ehe sie sich auf das Meer stürmischer Begebenheiten hinausbegab, und daß sie ihren Zeitgenossen ein Schauspiel bot, das weder Teilnahme noch Bewunderung erregte.

Schwindler und Wundertäter.

Es war eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß das tolle Treiben der berüchtigsten Gauner, Schwindler, Charlatane und Abenteurer, die jemals die Welt beunruhigt haben, in eine Zeit fiel, die ihrem Wesen nach jedem sinnverwirrenden Gauklertum abhold sein mußte, — in das Zeitalter der Aufklärung. Jenes Jahrhundert, das die Philosophie des gesunden Menschenverstandes gebar, welche die Gesellschaft von allen Schlacken überkommener Vorurteile reinigen sollte, das in Frankreich Männern wie Voltaire, Diderot, d'Alembert und Holbach zu Ansehen und Einfluß verhalf und in Deutschland einen Mendelssohn, Lessing und Kant hervorbrachte, jenes Jahrhundert wurde zugleich zum Betrüger an sich selbst, indem es das Aufkommen und Gedeihen fragwürdiger Existenzen wie Cagliostro, Schrepfer, Saint-Germain, Bonafede, Gaßner und anderer zahlreicher weniger erfolgreich im Fahrwasser ihrer Meister segelnden Abenteurer begünstigte.

Die Gründe dieses seltsamen Gegensatzes lagen in dem Zustand der damaligen Gesellschaft. Letztere befand sich noch lange nicht in ihrer Gesamtheit auf jener erleuchteten Höhe, zu der einige ihrer bevorzugten Geister emporgestiegen waren. Sie stak vielfach, sei es unter dem Einfluß der Tradition oder sei es infolge unzulänglicher Erziehung, im Banne einer schrullenhaften und engherzigen Vergangenheit, und wenn sie

mit den neuen Ideen und Anschauungen sympathisierte, so geschah es doch mehr aus Koketterie als aus ehrlicher Überzeugung. Es machte sich an ihr eine Eigenschaft bemerkbar, die man häufig in Übergangsepochen wahrnimmt: sie ersehnte und ahnte einen besseren Zustand, ohne jedoch ein sicheres Gefühl dafür zu haben, welchen Weg sie einschlagen müsse, um zu ihm zu gelangen, und darum verlor sie sich beim Suchen auf Seitenpfaden leicht in das Gestrüpp irriger Vorstellungen und Neigungen.

Das traurige Erbteil, das die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts von ihren Vorfahren übernommen hatte, war der Aberglaube. Gegen ihn richteten die Führer der Aufklärung ihre heftigsten Angriffe. Das von Thomasius mutig begonnene Werk setzten Sterzinger in München und Semler in Halle energisch und erfolgreich fort. Aber selbst ihren ernsthaften Bemühungen gelang es nicht, den Rest mittelalterlichen Zelotentums auszurotten. Der Hexenwahn verschwand zwar allmählich aus den Gemütern — immerhin währte er bis zum Jahre 1775, das die Hinrichtung der letzten Hexe Anna Maria Schwägelin in Kempten vermerkt — doch der Teufel spukte weiter fort, nicht nur unter dem niederen Volke, sondern auch in weiten Kreisen der Gebildeten. Protestantische und katholische Geistliche sorgten in geschäftigem Wetteifer von der Kanzel für sein Fortleben und bezeichneten jeden als Ketzer oder Unchristen, der es wagte, die Existenz des leibhaftigen Gottseibeiuns in Abrede zu stellen. Man war des festen Glaubens, daß es gleich einem Prinzip des Guten



auch ein Prinzip des Bösen geben müsse, das in allen Widerwärtigkeiten, die den Menschen heimsuchten — Sorgen, Unglück, Krankheit — seine Hand im Spiele hätte. Namentlich hysterische und hypochondrische Krankheiten wurden auf Konto des Teufels gesetzt. Kein Wunder, daß Madame de la Croix einen ungeheuren Zulauf von Patienten hatte, die sich durch Auflegen ihrer mit Weihwasser und Öl benetzten Hände den lästigen Störenfried der Gesundheit austreiben ließen. Die fromme und ehrwürdige Dame konnte sogar den Anwesenden noch ein besonders genußreiches Schauspiel bieten, indem sie ihnen auf Wunsch den Teufel vor seinem Abzuge in irgendeiner Form zeigte. Mit noch größerer Reklame vollführte Pater Gaßner zu Klösterle seine Teufelsbeschwörungen. Zu diesem Wundermann kamen von weit und breit die Kranken — Besessene, Lahme, Blinde, Taubstumme, Krüppel — und vertrauten sich seiner Behandlung an. Viele, zumeist Damen, gingen auch hin, wenn sie bloß Katarrh oder Schnupfen hatten, lediglich um den Wunderkuren, die in äußerst theatralischer Form vorgenommen wurden, beiwohnen zu dürfen. Dieses Hantieren mit dem messingenen Kreuz und der Stola, dieses Handauflegen, Beschwören, Schreien, Mit-dem-Teufel-reden, Aufpeitschen der Instinkte armer geistesschwacher Geschöpfe, dieser ganze Mummenschanz mit seinen zuweilen eingeflochtenen anstößigen Intermezzi bereitete ihnen ein sensationelles und prickelndes Vergnügen, etwa jenen angenehmen Schauern vergleichbar, die spiritistische Sitzungen leicht reizbaren Gemütern gewähren. Gewiß glückte dem

schlauen Pater hin und wieder eine Heilung, die vielleicht ebenso ohne sein Zutun sich eingestellt hätte, allein unzählige Fälle sind bekannt, bei denen er nicht die geringste Wirkung erzielte, ja eher sogar den Krankheitszustand seiner Patienten verschlimmerte. Jeder Erfolg wurde jedoch von eifrigen Anhängern und Jüngern zu neuer Propaganda ausgenutzt, und so verbreitete sich Gaßners Ruf allmählich über ganz Deutschland. Daß Lavater, der Züricher Prophet und Wundergläubige, an dem Exorzisten und seinem Hokuspokus Gefallen fand und mit ihm in einen Briefwechesel trat, scheint uns nicht erstaunlich, daß aber auch eine Reihe tüchtiger und wissenschaftlich gebildeter Ärzte sich durch ihn düpieren ließen, wirkt doch einigermaßen befremdend und ist nur durch die damals allgemein herrschende Wundersucht zu erklären. Es währte immerhin geraume Zeit, ehe man die Mysterien dieser Jahrmarktskomödie durchschaute und Joseph II. die Fortsetzung des Gaßnerschen Humbugs innerhalb des ganzen „Römischen Reiches" untersagte.

Verlor der Teufelsglauben mit dem Fortschreiten der Aufklärung in den Kreisen der Gebildeten auch zusehends an Anhängerschaft, so beschäftigte doch die Geisterwelt noch lange die Gemüter. Man blicke in die Zeitschriften der siebziger und achtziger Jahre — Wielands „Teutschen Merkur", Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek" oder die von Biester und Gedicke herausgegebene „Berlinische Monatsschrift" — und man wird fast in jedem Jahrgang, freilich hier in ablehnendem Sinne sich aussprechende Aufsätze über dieses Thema finden. Ebenso bietet die derzeitige Unterhaltungslite-

ratur eine Fülle Stoff. Selbst Schiller verschmähte es nicht, mit seinem „Geisterseher" dem allgemeinen Geschmack des zeitgenössischen Publikums für dergleichen übersinnliche Dinge eine anreizende Lektüre zu schaffen. Und Goethe zollte dieser Neigung in den „Unterhaltungen deutscher Auswanderer" durch Einschaltung der Erzählung „Die Sängerin Antonelli" seinen Tribut, nachdem er schon im „Groß-Cophta" sich in dramatischer Form ironisch mit dem Geisterbeschwörerrummel auseinandergesetzt hatte.

Der empfindsame Charakter jener Zeit ebnete dem Geisterkultus, überhaupt dem Drang zum Wunderbaren, den Weg. Der Pietismus des siebzehnten Jahrhunderts hatte hier schon gründlich vorgearbeitet. Wir wissen, wie diese aus Protest gegen Oberflächlichkeit, Heuchelei und Formelwesen einer verknöcherten Kirche erwachsene, zuerst nur auf Verinnerlichung des Menschen und Vertiefung des religiösen Bewußtseins gerichtete Strömung durch übertriebene Andachtsübungen bald ausartete und zu phantastischen Gefühlserregungen Anlaß gab. Die Folge davon waren Verzückungen, wunderbare Visionen, Erscheinungen des Heilands in mancherlei Gestalten, Anfechtungen des Teufels und geheime Offenbarungen Gottes, mit denen zumeist Damen höherer Stände begnadet wurden. Allmählich trat jedoch das religiöse Moment in den Hintergrund, und unter der Maske der Frömmigkeit bildeten sich Kongregationen, die das mystisch-pietistische Treiben nur noch als Deckmantel für erotische Exzesse benutzten. Wir denken dabei an die sog. Pariser „Convulsionären", die an dem Grabe eines ihrer im

Seelen hinzugeselle, mit ihnen spazieren gehe, sich unterhalte, Bücher lese, Klavier spiele war den Empfindsamen sehr geläufig. Es scheint darum nur logisch, wenn sie eine solche Seelengemeinschaft auch auf die Verstorbenen übertrugen. Elisa von der Recke verbrachte beispielsweise oft Nächte in stiller Meditation und im Gebet auf Kirchhöfen, um des Glückes der Erscheinung ihres seligen Bruders gewürdigt zu werden. Sie hoffte durch die Verbindung mit höheren Geistern zu überirdischen Kräften zu gelangen. Elisa stand durchaus nicht vereinzelt da; viele Zeitgenossen teilten diese Sehnsucht, und ihr wird man es vor allem zuschreiben müssen, daß die Thaumaturgen und Nekromanten für ihre betrügerischen Manipulationen so leicht Gläubige fanden.

Eine reiche Literatur theosophischen Inhalts sorgte ihrerseits für Stärkung und Verbreitung des Geisterglaubens. Von Claude Saint-Martins berühmten und mysteriösen Buch „Des Erreurs et de la Verité", das der biedere Herausgeber des Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, ins Deutsche übersetzte, bis zu Jung-Stillings „Theorie der Geisterkunde", von denen das erste am Anfang, das andere jedoch schon nach Ablauf des empfindsamen Zeitalters erschien, gleitet unser Blick über eine schier endlose Reihe von Broschüren und Folianten, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Saint-Martins krauses und verworrenes Opus, das der deutsche Übersetzer selbst als absonderlich und unverständlich bezeichnet, war mit seinem enzyklopädischen Inhalt, seiner geheimnisvoll andeutenden Schreibweise recht dazu geschaffen, die Neigung zum Wunderbaren

zu schüren und phantastische Spekulationen zu begünstigen. Jung-Stilling dagegen brachte in ein System, was Hunderte und Tausende seiner Zeitgenossen ein Menschenalter lang für ihr Evangelium gehalten hatten. Nach seiner Theorie besteht die Schöpfung aus lauter wesentlichen, realisierten Ideen der Gottheit, sog. Grundwesen, die sich selbst deutlich zu empfinden vermögen: Geistern, Engeln und Menschen. Der Mensch besitzt eine Seele, ein Lichtwesen (Äther), was durch den tierischen Magnetismus bezeugt wird. Je freier nun die Seele vom Körper ist, desto weiter erstreckt sich ihr Wirkungskreis. Durch den Magnetismus und andere geheimnisvolle Mittel kann die Seele eines lebenden Menschen in einen höheren Zustand und in Berührung mit der Geisterwelt gebracht werden. Freilich darf man dieses Vermögen nicht mißbrauchen, denn sonst führt es zur Abgötterei und Zauberei. Die Geister leben und weben im Äther. Die Seelen der guten Menschen nehmen die Engel in Empfang und führen sie in die Regionen des Lichts, die Seelen der Gottlosen dagegen sind den bösen Geistern verfallen und leiden schreckliche Qualen, Seelen, die der Welt noch nicht abgestorben sind, führen ein Zwitterdasein und kehren zu den Lebensgenüssen noch häufig zurück (Spuk in alten Häusern), Seelen, die mit einer unbefriedigten Sehnsucht aus dem Leben geschieden sind, sehnen sich nach den Menschen zurück und tauchen als Geistererscheinungen auf, zum Unterschied von vollendeten Geistern und Verdammten, die niemals Sterblichen erscheinen. Jeder Mensch hat seine Schutzgeister, Kinder haben nur gute; je mehr sich der

Mensch zum Bösen wendet, desto mehr gerät er in die Macht der bösen Geister; darum ist ein sittlicher und frommer Lebenswandel Voraussetzung der eigentlichen Seligkeit, die jedoch erst nach der Auferstehung beginnt.

Jung-Stilling begründete die Existenz der Seele durch den „tierischen Magnetismus". Er zeigt damit, wie tief er in den Anschauungen seiner Zeit wurzelte. Denn keine Erscheinung beschäftigte damals so rege die Allgemeinheit, wie der tierische Magnetismus, seitdem der Schwabe Franz Anton Mesmer ihn zur Grundlage seiner Wunderkuren gemacht hatte. Mesmer, ein ehemaliger Jesuitenschüler, der nacheinander sich dem Studium der Theologie, Physik, Mathematik, Jurisprudenz und Medizin gewidmet hatte, war im Jahre 1776 mit der Erklärung hervorgetreten, daß er im Magneten das größte Heilmittel für eine ganze Menge Krankheiten gefunden hätte. Er erklärte die Krankheitserscheinungen dadurch, daß die Weltkörper vermittelst der ihnen und allen anderen Körpern eigentümlichen Anziehungskraft, die er als „Allmagnetismus" bezeichnete, auf den animalischen Leib eine Einwirkung übe, die im letzteren das Gleichgewicht des ihm ebenfalls innewohnenden Magnetismus aufhebe — eine Erscheinung, die etwa dem Wechsel zwischen Ebbe und Flut zu vergleichen sei. Durch den mineralischen und zugleich durch den dem Arzte eigenen animalischen Magnetismus könne jenes Gleichgewicht wieder hergestellt und auf diese Weise die Heilung des Kranken bewerkstelligt werden. Mesmer erzielte einige überraschende Heilerfolge in Ungarn, die ihm großen

Zulauf verschafften, obwohl wissenschaftliche Fachgenossen ihre warnende Stimme erhoben und sein ganzes Gebahren als Charlatanerie brandmarkten. Aber die Masse des Publikums, die immer gern nach dem Sensationellen hascht, ließ sich nicht belehren. Für sie wurde der Magnetismus eine Attraktion, die mit einem angenehmen Sinnenkitzel verbunden war. Als Mesmer mit seiner Kunst auch nach Paris kam und am Vendôme-Platz eine geräumige Wohnung mietete, in der er seine Heilungen vollführte, stand er sofort im Mittelpunkt des Interesses, obwohl sich die Akademie höchst ablehnend gegen ihn verhielt. Eine vornehme Gesellschaft, meist aus Damen bestehend, kam in den weiten Krankensälen in den Abendstunden zusammen, vergnügte sich bei Musik und Tanz und allerlei Kurzweil und trat dann in den Pausen an das „Baquet" — einen großen runden leeren Kübel, durch dessen Deckel Eisenstäbe in das Innere führten, die oberhalb des Deckels in gebogene und mit beweglichen Gelenken versehene Spitzen ausliefen —, um die Einflüsse der „magnetischen Kraft" am Körper zu spüren. Sogar Marie Antoinette soll inkognito Mesmers Salon besucht haben. Der auf die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Zeitgenossen spekulierende Magnetismus bot dem Schwindlertum ein ergiebiges Feld der Betätigung. So berichtet die „Berlinische Monatsschrift" von einem Wunderarzt namens Johann Gottfried Matthes, einem ehemaligen Schäfer, der zu Beginn der achtziger Jahre in Berlin sein Wesen trieb. Matthes umwob seine Magnetkuren mit einem geheimnisvollen Gebahren, was sie dem

Publikum besonders schmackhaft machte. Jedem Patienten wurde bis um Mitternacht strengstes Schweigen anbefohlen; dann vermochte er erst die Ursache der Krankheit festzustellen. Unterdessen konnte freilich der Patient auch schon gestorben sein. Das medizinische Oberkollegium, das seine Charlatanerie bald erkannt hatte, setzte schließlich seinem gefährlichen Wirken ein Ziel und verurteilte ihn zu zwei Monaten Zuchthaus. Wie mancher der Wundertäter jedoch, die in Mesmers Fußstapfen wandelten, übte im Lande eine unheilvolle Praxis aus, ohne daß der Staat ihm das Handwerk legte.

Ein nicht unerheblicher Anteil an der Irreleitung der damaligen Gesellschaft fällt auf jene Männer, die weder aus Sensationslust noch zu betrügerischen Zwecken, sondern allein aus inniger Überzeugung und tiefer Religiosität den Wunderglauben förderten. Unter ihnen steht Swedenborg an erster Stelle. Die wundersamen Nachrichten über seine Sehergabe, wie z. B. die verblüffende Wahrnehmung des Brandes von Stockholm, die er in Gotenburg machte, oder die Enthüllung der Antwort des verstorbenen Prinzen August Wilhelm von Preußen auf einen Brief seiner Schwester, der Königin-Witwe Luise-Ulrike, durchliefen ganz Europa und gaben vielleicht den äußeren Anlaß, allem Wunderbaren und Übernatürlichen nun fortan eine geradezu leidenschaftliche Zuneigung zuzuwenden. Das Publikum verschlang mit wahrer Gier alle mündlichen und schriftlichen Berichte von wundersamen Vorkommnissen und geheimnisvollen Entdeckungen, lenkte mit Vorliebe in der Unterhaltung das Gesprächsthema auf solche Gegenstände und verfolgte

mit Spannung die Auseinandersetzungen der Gelehrten über dergleichen Fragen in den Zeitungen und Zeitschriften. Es fehlte natürlich nicht an Männern, die diese Torheiten verspotteten und befehdeten — einer der schärfsten Gegner war der Philosoph in Königsberg —, aber anderseits mangelte es auch nicht an begeisterten Jüngern, die jedes auf eine übernatürliche Kraft hinweisende Geschehnis mit lauten Fanfaren in die Welt posaunten.

Ein solcher enthusiastischer Anwalt aller Wundertäter war Lavater, Goethes Jugendfreund. Wie er an Gaßners Teufelsbeschwörungen glaubte, so schwor er auf Swedenborgs Hellseherei, so verteidigte er später Cagliostros Schwindeleien. Die Schwärmer und Geisterbanner konnten sich keinen besseren Fürsprecher wünschen, als den Züricher Propheten. Was seiner propagandistischen Tätigkeit jedoch einen hohen Grad von Gefährlichkeit verlieh, war der Umstand, daß sie von einem Mann ausging, der um seines lauteren und reinen Charakters, um seiner edlen Menschlichkeit willen von den Zeitgenossen fast abgöttisch verehrt wurde. Seine mildheitere, Frieden und Sabbathstille verbreitende Persönlichkeit hatte etwas Faszinierendes, dem sich niemand zu entziehen vermochte. Sie war es auch, die Goethe fesselte und die Flamme der Freundschaft in seiner Seele entzündete. „Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne," schrieb er Ende November 1775 an Frau von Stein. Freilich für eine Lebensdauer konnte diese Freundschaft nicht ausreichen, denn dazu

waren beide allzuverschieden geartete Naturen. Als Lavater auf seinem „apostolischen Zug“ im Jahre 1786 durch Deutschland reiste, überall mit gläubiger Verehrung und Begeisterung aufgenommen, kehrte er in Weimar zwar bei dem Jugendfreunde ein, doch dieser trat ihm nicht mehr mit der ehrlichen, freundschaftlichen Gesinnung entgegen, die sein Herz bei ihrem früheren Beisammensein in Frankfurt, Ems und Zürich erfüllt hatte. Der in seiner bizarren Christlichkeit und Schwärmerei sich ins Lächerliche überschlagende Verfasser des „Pontius Pilatus“ war ihm ein Fremder. Und je tiefer Lavater im Wunderglauben untertauchte, je stärker der Prophet in ihm zu überwiegen begann, je unduldsamer er wurde, desto weiter zog sich Goethe von ihm zurück, desto heftiger regte sich sein Unwille, bis schließlich der Bruch erfolgte.

* * *

Außer dem Aberglauben und der als notwendigen Folgeerscheinung aus ihm fließenden Geisterfurcht und Wundersucht, hatte das siebzehnte Jahrhundert dem aufgeklärten Zeitalter ein anderes böses Erbteil hinterlassen, die Alchemie. Diese Afterwissenschaft, aus der sich später eine wirkliche Wissenschaft — die Chemie — entwickeln sollte, führte als fleißig gepflegte Liebhaberei in den Privatlaboratorien (ein solches zu besitzen, gehörte zum guten Ton) immer noch ein üppiges Dasein. Es ist bekannt, daß sogar der junge Goethe, als er nach seiner Rückkehr aus Leipzig im Vaterhause krank darniederlag, auf Anraten eines Arztes, zu mystisch-

alchemistischen Büchern griff, Parazelsus, Wellings „Opus Mago-Caballisticum et Theosophicum“ und andere alchemistische und kabbalistische Werke eifrig studierte und gemeinsam mit seiner mütterlichen Freundin Katharina von Klettenberg sich in Experimente mit Windofen, Kolben und Retorten nach Wellingschen Fingerzeigen vertiefte. Bei Goethe war es Wißbegierde, die ihn zum Experimentieren trieb, wie auch die Versuche, die er nach seiner Genesung im Giebelzimmer des Hauses am Fischgraben anstellte, ihn bald vom alchemistischen Unfug in das Gebiet der reinen Chemie hinüberführten, seine pietistische Freundin dagegen ließ sich wohl ausschließlich von jenen mystischen Beweggründen leiten, die manchen Adepten früherer Zeiten an das Laboratorium gebannt hatten.

Drei Aufgaben war die ältere Alchemie zu lösen bestrebt gewesen: die Herstellung von Gold, die Zubereitung des Steines der Weisen, der langes Leben und Glückseligkeit verleihen sollte, und die Erzeugung eines Menschen auf künstlichem Wege (Homunculus). Das letzte Ziel hatten die aufgeklärten Adepten des achtzehnten Jahrhunderts aus ihren Versuchen allmählich ausgeschaltet, vielleicht, weil es ihnen doch allzuschwer erreichbar schien. Aber die beiden anderen Aufgaben wurden für ausführbar gehalten. Wer wollte sich auch so verlockenden Aussichten, Reichtum zu erwerben und sein Leben zu verlängern, hartnäckig verschließen? Besonders die verschwenderisch in den Tag hineinlebenden Fürsten hießen die geheimnisvolle Wissenschaft willkommen und nahmen einen herumvagierenden Goldmacher gern an ihren Höfen

auf, stellten wohl gar selbst zuweilen unter Anleitung ihres Gastes Experimente mit Quecksilber und dem berüchtigten „roten Pulver" an, das alle Meister der Alchemistenzunft stets bei sich führten. Wenn ein Adept sich durch Geschicklichkeit auszeichnete und obendrein ein geriebener Gauner war, konnte er wohl in kurzer Zeit ein Vermögen zusammenraffen, doch durfte er den rechten Augenblick nicht verpassen, um unbemerkt zu entweichen. Wehe ihm, wenn er so lange blieb, bis seine Schwindeleien Verdacht erregten. Dann konnte es ihm leicht ergehen, wie dem Conte Ruggiero, den König Friedrich I. von Preußen dazu ausersehen hatte, die leeren Staatskassen mit Hilfe der Alchemie aufzufüllen. Er wurde nämlich, nachdem seine verlockenden Prophezeiungen sich nicht bewahrheitet hatten, nach zweimaligem vergeblichem Fluchtversuche in einem mit Flittergold beklebten Gewande an einem vergoldeten Galgen aufgehängt. Vielleicht hätte dem biederen Münzbeamtensohn aus Schleiz, Johannes Friedrich Böttger, am Hofe Augusts des Starken ein ähnliches Schicksal geblüht, wäre ihm nicht in seiner Gefangenschaft auf der Albrechtsburg der glückliche Zufall beschieden gewesen, das Geheimnis des Porzellans zu entdecken und damit dem prunkliebenden König eine Einnahmequelle zu erschließen, die ihm wohl Goldes wert war.

Nächst dem Golde beschäftigte der Stein der Weisen am eifrigsten die Adepten. Man gelangte auf der Suche nach ihm zu den unglaublichsten Experimenten. So berichtete die „Berlinische Monatsschrift" von einem höheren Offizier, der gegen Barzahlung das Sperma

seiner Soldaten sammelte, weil er glaubte, auf diese Weise der prima materia am nächsten zu kommen. Ein anderer absonderlicher Fall ereignete sich in Berlin. Dort ließ ein vornehmer Herr in der Annahme, daß kein Kolben und keine Retorte so kräftig sei, wie der menschliche Magen, seine Bedienten nicht anderes als Champagner trinken und Weizenbrot essen. Er meinte, die Destillation solcher edlen Nahrung könne auch nur wieder ein edles Produkt hervorbringen, und unterwarf dann die Exkremente einer sorgfältigen chemischen Analyse. Die Bedienten, denen diese Art der Beköstigung anfangs recht gut gefallen hatte, wurden jedoch die Prozedur schneller überdrüssig, als ihr Herr. Jener merkwürdige Berliner Alchemist erinnert lebhaft an seinen französischen Zeitgenossen Duchanteau, der aber bei seinem Bestreben, den Stein der Weisen zu finden, nicht andere, sondern sich selbst zum Versuchskarnickel auserkor. Nach Duchanteaus Annahme konnte der Stein der Weisen nur hervorgebracht werden, wenn man unablässig das Untere mit dem Oberen vereinigte und wenn das Feuer, das Gefäß und der Urstoff sich in einem und demselben Subjekt befanden. Infolgedessen schloß er sich, diesen Grundsatz befolgend, in sein Zimmer ein und trank fortwährend seinen eigenen Urin. Sechsundzwanzig Tage hielt er das Martyrium aus. Der Urin hatte sich zwar bis zum Inhalt einer halben Tasse verringert und war dick und dunkelrot geworden, allein dem Stein der Weisen kam er doch nicht gleich. Als Duchanteau ein zweites Mal die Prozedur wiederholte, hielt er es nur bis zum sechzehnten Tage aus. Dann starb er

an Entkräftung. Ein nicht weniger eigenartiges Verfahren empfahl der Genfer Etienne Clavières, der im Kampf der Girondisten gegen Danton, Marat und Robespierre eine Rolle spielte. Ein reiner Junggeselle und eine reine Jungfrau sollten sich unter einer bestimmten Konstellation heiraten. Das erste Kind sei sofort nach der Geburt in einen gläsernen Rezipienten zu stecken, den man in einer Retorte unterbringen müsse, worauf man das Unglückswürmchen am Feuer zu kalzinieren habe. Nach einem langwierigen Prozeß verwandele sich dann das Kind in einen Stoff, der zugleich Universalmedizin und Stein der Weisen sei und dessen Kraft sich bei jedem wiederholten Prozeß verzehnfache.

Man sieht, auf welche haarsträubende Methoden die alchemistische Spekulation verfiel, und das zu einer Zeit, da die Menschheit stolz sich ihres Aufgeklärtseins rühmte und ein Schiller, den Geist des Zeitalters dichterisch verklärend, die begeisterungstrunkennen Verse niederschrieb:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,

Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwilderung stieg!"

* *
*

Man darf bei der Betrachtung des Schwindlertums im achtzehnten Jahrhundert auch die Freimaurerlogen als begünstigende Faktoren des Wunderglaubens nicht übersehen. Obwohl sie zur Beförderung der Humanität und sittlichen Veredlung der Menschheit im Geiste der Aufklärung begründet worden waren, entwickelten sie sich bald zu Pflegestätten mystischer, alchemistischer und kabbalistischer Spekulationen. Immer mehr machte sich in ihnen eine von abergläubischen Schwärmern hineingetragene, mit dem Gnostizismus und seiner Emanationstheorie verwandte Lehre breit, die nach einer Berührung mit der Geisterwelt und vermittelst Steigerung der Tugend nach einem überirdischen Zustand der Läuterung trachtete. Orientalische Einflüsse scheinen hierbei in erster Linie maßgebend gewesen zu sein, wie auch manche Formalitäten des Ritus auf ägyptische Herkunft hinweisen. Man begnügte sich bei der inneren Organisation der Logen nicht mehr mit dem ursprünglichen Zunftcharakter und der Einteilung in drei Handwerkergrade (Lehrlinge, Gesellen und Meister), sondern suchte ihnen, in Anlehnung an die Ritterorden der Kreuzzüge, ein Ordensstatut und sog. höhere Grade aufzupfropfen. Es war insbesondere das Clermontsche System, so benannt nach dem Palais

Clermont, dem Aufenthaltsort der vertriebenen Stuarts, das diese Art Geheimbündlerei begünstigte. Die Stuarts hofften durch eine weitausgedehnte Logenpropaganda, die sie mit Hilfe der Jesuiten betrieben, über die noch unten zu reden sein wird, wieder in Besitz des britischen Thrones zu gelangen. Von Frankreich aus verpflanzte sich das Clermontsche System etwa zu Beginn des siebenjährigen Krieges nach Deutschland, vornehmlich durch den schwärmerischen Edelmann Karl Gotthelf von Hund und Alten-Grotkau aus der Lausitz gefördert, der in Paris zum Katholizismus übergetreten war.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gab es in Europa eine große Anzahl schwärmerischer Sekten mit logenähnlichen Organisationen. In Schweden und England spielten die „Swedenborgianer" eine nicht unwesentliche Rolle. Sie glaubten an göttliche Offenbarungen, die Swedenborg in Gesprächen mit Gott, mit den Engeln und mit den Seelen der Verstorbenen gehabt haben wollte. Einer ziemlich weiten Verbreitung erfreuten sich die „Rosenkreuzer", die ihre Herkunft von den alten Rosenkreuzergesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts herleiteten. Sie waren überzeugt davon, die Wissenschaft der geheimnisvollen Dinge der Natur, den Stein der Weisen, die Universalmedizin für Lebensverlängerung, ja sogar das Mysterium der Unsterblichkeit zu kennen, beschäftigten sich mit Goldmacherei und brachten die Alchemie in Mode. Ihnen geistesverwandt waren die „asiatischen Brüder" in Österreich, die durch ihre Schatzgräbereien und ihren orientalischen Hokuspokus viel Ärgernis erregten. In Berlin entstanden

1756 die „afrikanischen Bauherrn“, die sich vornehmlich mit der Geschichte der Geheimgesellschaften befaßten und etwa dreißig Jahre lang existierten. Endlich sei auf die „Tempelherren“ oder die „Logen der strikten Observanz“ hingewiesen, die dem Clermontschen System angehörten, sich für direkte Nachkommen der Tempelherren hielten und von ihren Mitgliedern einen unbedingten Gehorsam gegenüber den unbekannten Oberen forderten.

Es ist nicht schwer zu erraten, wer unter diesen „unbekannten Oberen“ gemeint war. Natürlich handelte es sich um keine anderen als um die Jesuiten. Den Orden hatte man zwar aufgehoben, aber der Jesuitismus als solcher lebte weiter fort und übte seinen unheilvollen Einfluß überall aus, wo Aberglauben und Obskurantentum ihr Wesen trieben. Die seit dem berühmten Breve Clemens XIV. „dominus ac redemptor noster“ heimatlos gewordenen und sich als Märtyrer fühlenden Brüder Jesu versuchten mit allen Mitteln die verlorengegangene Gewaltherrschaft, die sie in der äußeren und inneren Politik, im Beichtstuhl, Unterricht und über katholische Fürsten und Fürstinnen inne gehabt hatten, durch eine schleichende Opposition wieder aufzurichten. Ihrer kasuistischen, mit allen menschlichen Schwächen rechnenden und dieselben ausnutzenden Moraltheorie waren alle Wege recht, die zum Ziele führten. Die damals epidemisch verbreitete Schwärmerei mit ihrem Wunderglauben, ihrer Geheimniskrämerei und ihren mannigfaltigen Überschwänglichkeiten kam ihnen dabei äußerst gelegen. Raffiniert wußten sie sich jener Modetorheiten für ihre

Zwecke zu bedienen, faßten gleichsam inkognito in den Freimaurerlogen Fuß, stifteten in ihnen sog. „innere Systeme" und betrieben Proselytenmacherei. Scharenweise fluteten sie in die Rosenkreuzergesellschaften und in die Logen der „strikten Observanz" und machten diese ihren Tendenzen dienstbar, Protestanten und Katholiken in gleicher Weise ihrer despotischen Hierarchie unterordnend. Schiller hat im „Geisterseher" sehr anschaulich die Art und Weise solcher Manipulationen geschildert und damit zugleich Einblick in die jesuitische Proselytenmacherei innerhalb der Logen gegeben.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß Sinnlichkeit und Mystik verbunden bei geschickter Anwendung auf schwache Gemüter ihre Wirkung nicht verfehlen, begünstigten sie das in den Logen emporwuchernde dunkle Gewerbe von vermeintlichen Offenbarungen in Symbolen und Hieroglyphen, von geheimen Weihen und feierlichen Eidesschwüren, phantastischen Zeremonien und Gradabstufungen, um ihre Opfer in dem Wust sinnverwirrender Rituale leichter einzufangen. Daß sie sich dabei notorische Schwindler und Gauner zu Helfershelfern nahmen, ist eine erwiesene Tatsache. Nur darf man nicht so weit gehen und in jedem der Abenteurer, die ihre Manöver in die Logen verlegten, ein Werkzeug der Jesuiten wittern, wie das Nicolai und die Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift", Biester und Gedicke, taten. Eins steht fest: für Weltleute, Genußsüchtige und Abenteurer waren die Logen ein vorzüglicher Nährboden. Hier fanden sie Beschützer, knüpften Beziehungen an und heimsten Empfehlungen ein, die ihnen das Fortkommen

andernorts erleichterten. Ohne sie wären ein Cagliostro, ein Schrepfer, ein Mesmer und wie die fahrenden Ritter dieser Gattung sonst heißen mögen, niemals zu solchem „unsterblichen Ruhm" gelangt.

Eine heilsame Reaktion konnte nicht ausbleiben. Sie kam in erster Linie von den „Illuminaten", einem Orden, der seine Entstehung dem Ingolstädter Professor des Kirchenrechts Adam Weishaupt und einem Studenten namens von Zwackh verdankt. Sie wollten, wie Schlosser sagt, „dem verdunkelnden Orden der Jesuiten einen ähnlichen nach ihrer Art erleuchtenden von gleicher Beschaffenheit" entgegensetzen. Dem jesuitischen Aushängeschild „Ausbreitung des Reiches Gottes" wurde ein philosophisches „Vervollkommnung des Menschen" gegenübergestellt. Die Symbole, Grade und Weihen des Freimaurertums eigneten sich die Illuminaten erst später an. Unter ihrem Organisator, dem hannoverschen Leibarzt und Schriftsteller Freiherrn Adolf von Knigge, dem Verfasser des berühmten, mehr zitierten als gelesenen Büchleins „Über den Umgang mit Menschen", gewann der Orden eine große Verbreitung und entfaltete sich in der Tat zu einem außerordentlich gefährlichen Gegner der Jesuiten und des unter ihrer Schutzherrschaft segelnden Schwindlertums. Den Illuminaten, deren Verbot die Jesuiten in Bayern durchdrückten, ist es hauptsächlich zu danken, daß die Freimaurerlogen die ihnen anhaftenden Schlacken allmählich abstießen und gesundeten.

* *
*

Zieht man alle geschilderten Zustände, ihre Voraussetzungen und Ausdrucksformen in Betracht, so scheint es uns kaum mehr verwunderlich, daß das Abenteurerwesen im Zeitalter der Aufklärung solche üppige Blüten trieb. Die damalige politische und moralische Welt war eben, — wie Goethe sich in einem Brief an Lavater über Cagliostro treffend äußerte — „mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken minieret, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse niemand denkt und sinnt, nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Boden einstürzt, dort einmal ein Rauch aus einer Schlucht aufsteigt, und hier wunderbare Stimmen gehört werden.“ Von einer so gearteten Welt, deren liebenswürdigen Eigenschaften gewiß nicht verkannt werden sollen, läßt sich wohl annehmen, daß sie eine Neigung für die Betrügereien kühner Phantasten und zudringlicher Schwärmer großzüchten mußte.

So schießen denn auch die Abenteurer überall wie Pilze aus dem Boden empor und nisten sich als Schmarotzer in dem Körper der damaligen Gesellschaft ein. Alle Gattungen sind vertreten: Charlatane und Wunderärzte, Zauberkünstler und Geisterbeschwörer, Alchemisten und Okkultisten, Goldmacher und Thaumaturgen, Falschmünzer und Hochstapler. Jedes Volk steuert Mitglieder zu ihrer Sekte bei. Sie selbst fühlen sich international und kehren allerorts weltmännische Allüren hervor. Sie nehmen hochtrabende Namen an, die sie gern, je nach dem Lande, in dem sie weilen, mit

anderen klangvollen vertauschen — Ruggiero nannte sich beispielsweise in Berlin Don Domenico Manuel Caetano Conte de Ruggiero, Neapolitano — spielen sich als Freiherren oder Grafen auf, geben sich als Abkömmlinge alter Geschlechter aus, führen sich zumeist als höhere Offiziere oder Patrizier in der Gesellschaft ein und kleiden sich mit gewählter Eleganz. Wenn sie in eine Stadt kommen, so geschieht es stets mit ungeheurem Gepränge: entweder erscheinen sie in einem Viererzug, begleitet von einem zahlreichen, in goldgestickten Livreen prangenden Gefolge, wie der Conte Ruggiero, oder sie ziehen, wie Cagliostro, gleich einem Schaubudenbesitzer mit hunderten von Koffern und Schachteln in den Ort ihrer künftigen Wirksamkeit, mieten in dem ersten Gasthaus ein ganzes Stockwerk, treiben den fabelhaftesten Aufwand und tun alles, um soviel als möglich von sich reden zu machen; denn je mehr man von ihnen spricht, desto schneller verbessern sich die Aussichten ihres Kredits, wachsen die Chancen ihrer Erfolge.

Vielseitigkeit ist einer der hervorragendsten Charakterzüge aller dieser fahrenden Ritter. Magno Cavallo, der „tartarische Mursa, Ritter und schwedisch-pommersche Patrizier", der sich in Bad Kreuz als Wunderarzt etablierte und „unfruchtbare Eheleute zu dem herrlichen göttlichen Stande der Vaterschaft zu befördern" als Spezialität pflegte, fügte seinem Namen den Titel hinzu: „Philosopho-Medikus, Botanikus, Chemikus, Pharmaceutikus, Anatomicus, Poeta". Seine dichterische Begabung scheint allerdings nicht von weitem her gewesen zu sein, wie aus einer Kantate hervorgeht, die der Her-

zogin von Södermannland, der Schwägerin Gustav III. von Schweden, gewidmet ist und die u. a. folgende Strophe enthält:

„Mit Kompliment stimme süße Töne!
Sing und seufze zart wie Nymphe schöne.
Ach Himmels Gesetz mit Schmerz verbunden!
Ach Glück, Wonne, ach Freude verschwunden!"

Bonafede, ein italienischer Abenteurer, wechselte seinen Beruf zwischen Soldat, Arzt, Chemiker, Philosoph, Theaterdirektor, Bergwerksleiter, Geologe und Dramatiker. Als Arzt bringt er es zuwege, in kurzer Zeit während seiner neapolitanischen Praxis 24000 Dukaten zu verdienen. Es ist erstaunlich, bis zu welcher Frechheit sich diese Herren in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit versteigen. So erklärte Bonafede sich bereit, öffentlich Antworten aus jedem Gebiet menschlichen Wissens zu erteilen, und Cagliostro gibt sich des öfteren als Weltweiser aus, der in allen Dingen Bescheid wisse. Es gibt kaum etwas, das außerhalb dem Bereich ihrer Leistungen liegt. Sie nutzen jede Konjunktur aus, und wenn ihnen der eine Beruf nichts mehr abwirft, so greifen sie schleunigst nach einem anderen, der bessere Einkünfte verspricht.

Alle huldigen sie dem beliebten Gaunergrundsatz: das Eisen schmieden, solange es glüht. Daraus erklärt sich auch die Unrast und Geschäftigkeit ihrer Lebensweise. Spüren sie mit ihrem scharfen Instinkt, daß der Boden unter ihren Füßen zu schwanken beginnt, so packen sie schleunigst ihre Siebensachen und verschwinden. Darum

flüchten sie stets, ehe ihr Nimbus zerrinnt. Auf ihm beruht ja ihr ganzes Renommee. Nur dadurch, daß sie überraschend auftauchen und geheimnisvoll sich wieder drücken, halten sie die Gemüter ständig in Atem. Und so reisen sie kreuz und quer durch Europa, von einem Lande in das andere, von einer Hauptstadt in die andere, leuchten bald hier, bald dort wie Meteore auf und lassen überall erstaunte, von ihrer Erscheinung geblendete Gesichter zurück.

Freilich, eines Tages ereilt doch selbst die geschicktesten und raffiniertesten unter ihnen die unerbittliche Nemesis. Dann enden sie wie Ruggiero am Galgen oder wie Cagliostro in den Kasematten. Nur wenigen von ihnen ist es vergönnt, wie dem Grafen Saint-Germain, als ein alter Mann in den Armen holder Frauen zu sterben. Die meisten jedoch versinken nach einigen Jahren des Glanzes und Ruhmes als verelendete Kreaturen im Strome der Welt oder setzen gleich Schrepfer ihrem Leben selbst ein Ziel.

Der neue Methusalem.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Paris eine alte närrische Dame; die Marquise d'Urfé. Sie war sehr reich und gab einen großen Teil ihres Vermögens für eine Laune aus, die sich zu einer fixen Idee in ihrem Hirn entwickelt hatte; sie glaubte nämlich steif und fest an das Mirakel ihrer Wiedergeburt als Mann unter der Einwirkung magischer Kräfte. Diesen absonderlichen Gedanken hatte ihr kein anderer als der aus den Bleikammern des Dogenpalastes entflohene Casanova eingeredet. Der kecke Abenteurer-Kavalier stand gerade im Begriff, sich in der vornehmen Gesellschaft zu etablieren, und darum kam ihm die alte Marquise mit ihren törichten Neigungen und unerschöpflichen Geldmitteln wie gerufen. Er bestärkte ihren Wunderglauben und wußte sie sich so gefügig zu machen, daß er später, wenn seine Barmittel zur Neige gingen — was nicht selten vorzukommen pflegte — stets auf ihre Freigebigkeit rechnen konnte.

Im Salon dieser merkwürdigen, vom Verjüngungswahn besessenen Dame lernte Casanova einen Herrn kennen, den er, trotz mancher liebenswürdigen und fesselnden Eigenschaften, für einen ausgemachten Hochstapler hielt. Der Mann war mittelgroß, von kräftiger Gestalt, elegant, aber mit gewählter Einfachheit gekleidet. Man merkte es ihm auf den ersten Blick an, daß er in

vornehmen Häusern verkehrt hatte und sich im Salon zu bewegen verstand. Er trat sehr sicher auf, sprach mit außerordentlicher Gewandtheit über die entlegensten Gegenstände und schilderte die abenteuerlichsten Begebenheiten mit einer Überzeugungskraft, die den Zuhörern alle Zweifel an ihrer Wahrheit nahmen. So erzählte er u. a., er sei dreihundert Jahre alt, habe mit Karl V. und Franz I. verkehrt, könnte mit beiden Händen zugleich schreiben, und zwar so, daß eine Handschrift der anderen auf ein Haar ähnele, besitze die Universalmedizin, kenne das Geheimnis, Diamanten zu schmelzen und zu vergrößern, verstehe Bienen zu zähmen und sei überhaupt mit der Natur derartig vertraut, daß sie seinem Willen jederzeit gehorche. Wenn er auf einen Vorgang aus früheren Jahrhunderten zu sprechen kam, malte er ihn bis auf die kleinsten Einzelheiten aus, schilderte er die Mienen und Gesten der beteiligten Personen und gab er sogar die stattgefundenen Gespräche wieder. Seine Redegabe war verblüffend, zumal er die meisten Sprachen beherrschte, mehr jedoch noch seine Kunst, die Lügen und Prahlereien in eine glaubwürdige Form zu kleiden, die selbst nüchtern denkende Köpfe — geschweige denn die Damen, die er ganz in seiner Gewalt hatte — in Erstaunen versetzte.

Dieser, die Pariser Gesellschaft faszinierende Aufschneider, nannte sich Graf von Saint-Germain. Er lebte in Chambord, wo Ludwig XV. auf Veranlassung der Pompadour ihm ein Laboratorium eingerichtet hatte, damit er durch seine chemischen Leistungen die Fabriken Frankreichs in Schwung bringe. Die alternde Geliebte des

Königs glaubte ebenso unerschütterlich wie die Marquise d'Urfé an das Geheimnis des Saint-Germainschen Verjüngungselixiers und erhoffte mit Hilfe des Adepten, dessen äußere Erscheinung das beste Zeugnis für die Wirkung seines Zaubertrankes ablegte, eine neue Jugend zu erlangen.

Saint-Germain war nicht so unverschämt wie andere Alchemisten, die schlankweg behaupteten, ihre Mixturen hätten die Eigenschaft, das Alter rückgängig zu machen. Er erklärte derartiges für unmöglich. Sein Verjüngungselixier, verkündete er, könne nur alle, die eine entsprechende Dosis davon zu sich nähmen, in dem Status quo mehrere Jahrhunderte lang erhalten. Trotzdem kursierte in Paris eine Anekdote, nach der eine alte Krämerfrau infolge allzueifriger Anwendung des Saint-Germainschen Lebenselixiers immer jünger und zuletzt sogar ein Säugling geworden wäre. Doch auch die Aussicht, seinen Lebenszustand zu einem verharrenden zu machen, schien verlockend genug, um sich in die Behandlung des Wundermanns zu begeben. Sein jugendliches Aussehen bei schon vorgeschrittenen Jahren bestärkte manchen sich nicht mehr auf der Höhe der Leistungsfähigkeit fühlenden Lebemann und manche verblühte Mondäne zur Vornahme der kostspieligen Kur, zumal es nicht an glaubwürdigen Stimmen fehlte, die dem Grafen das patriarchalische Alter bestätigten. Einer dieser Kronzeugen war der bayreuthische Gesandte in Paris, Baron von Gleichen, dem von zwei durchaus zuverlässigen Personen versichert worden war, sie hätten 1710 Saint-Germain in Venedig gekannt, und er habe damals das Aussehen

eines etwa fünfzigjährigen Mannes gehabt. Auch Gleichens Sekretär, der 1735 Saint-Germain in Holland begegnet war, meinte, als er ihn 24 Jahre später in Paris wiedersah, er habe sich überhaupt nicht verändert. Eins steht fest, daß Saint-Germain mit 60 Jahren — soviel zählte er wohl, als Gleichen ihn kennenlernte — einen ungewöhnlich jugendlichen Eindruck machte. Ob er diesen nun seiner Mäßigkeit beim Essen oder den Sennesblättern, mit denen er sich täglich purgierte — weswegen er stets wie ein Apothekerladen roch — oder seinen vielbegehrten Schminken und Schönheitswässerchen verdankte, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Jedenfalls trugen seine Lebensfrische und scheinbar unverwelkliche Jugendkraft dazu bei, daß die öffentliche Meinung ihn zu einem Methusalem stempelte. Die Dummheit der Pariser begnügte sich jedoch nicht damit, ihm etliche Jahrhunderte zuzuschreiben, sondern sie ging sogar so weit, ihn als einen Zeitgenossen Christi hinzustellen.

Diese Legendenbildung nützte ein anderer Abenteurer, der sich Mylord Gower nannte und vorgab, Saint-Germain zu sein, in Marais geschickt zur Verbreitung unglaublichster Geschichten aus, für die er in der dortigen Gesellschaft ein empfängliches Publikum fand. Er behauptete nämlich, Christus gekannt zu haben, den er als den besten Mann von der Welt, aber als etwas romantisch und unüberlegt charakterisierte, wobei er die Frechheit besaß, hinzuzufügen, daß er ihn im voraus vor dem schlimmen Ende gewarnt habe. Ferner beteuerte er, die Kanonisation der heiligen Anna und Elisabeth



sei auf seine Fürsprache hin erfolgt; er hätte den versammelten Bischöfen von Nicäa so oft und eindringlich die Tugenden dieser Damen geschildert, bis die geistlichen Herren schließlich überzeugt worden wären. Daß solche unsinnige Geschichten geglaubt wurden, zeigt am deutlichsten, wie sehr die damalige Menschheit, trotz aller Aufklärung, dem Wunderbaren ergeben war. Gleichzeitig liefern sie einen Beweis für das ungewöhnliche Zutrauen, daß man Saint Germain entgegenbrachte. Da man Gower in dem Pariser Stadtviertel für den berühmten Grafen hielt, wagte man an den Märchen, die er kolportierte, nicht zu zweifeln. Saint-Germain genoß also den Ruf einer mystischen Persönlichkeit, die über tiefe Kenntnisse der Natur und Weltbegebenheiten verfügte.

Gefördert wurde dieser Mystizismus durch das Dunkel, das über der Abstammung und Herkunft des angeblichen Grafen lag. Er selbst liebte es, seine Jugend mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben und die Vornehmheit seiner Geburt zu betonen. Sprach er von seiner Kindheit, so erzählte er von prächtigen Terrassen in einem südlichen Lande, zahlreicher Dienerschaft, die ihm zu Gebote gestanden habe, und prunkvoller Umgebung, die eines Prinzen würdig gewesen sei. Manche vermuteten in ihm den Sohn eines Königs von Portugal, andere meinten, er sei dem Liebesverhältnis zwischen einer auswärtigen Prinzessin und einem Juden aus Bordeaux entsprossen, der französische Minister Choiseul sah in ihm lediglich einen portugiesischen Juden. Allem Anschein nach war er der Sohn eines Steuereinnehmers

namens Rotondo und hatte in dem savoyischen Städtchen Sanct Germano ungefähr um das Jahr 1710 das Licht der Welt erblickt. Nach einer in Vitri verbreiteten Anekdote soll er bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre als Mädchen erzogen worden sein, bis ein mißlungener Luftsprung seine Mannhaftigkeit erwiesen hatte. Seitdem singen die dortigen Mädchen ein Lied, in dem davor gewarnt wird, allzu große Luftsprünge zu machen, sonst könnten sie sich in Buben verwandeln wie Maria Germain.

Wie alle Abenteurer, so pflegte Saint-Germain unter verschiedenen Namen aufzutreten. In Frankreich hieß er allgemein Graf von Saint-Germain, in Venedig nannte er sich Graf de Bellamare, in Pisa Chevalier Schöning, in Mailand Chevalier Wellbone, in Genua Graf Soltikow, in Schwabach Graf Tzarogy. Zwischendurch trat er auch als Marquis von Montferrat auf. Durch verschiedene Äußerlichkeiten entfachte und reizte er die Neugier der Menge. So ließ er beispielsweise als er in Venedig weilte, alle Briefe dorthin ohne Namensnennung adressieren. Die Briefe, die niemand gehörten, waren für ihn bestimmt. Dann verbreitete er das Gerücht, daß man in jeder Stadt sich durch andere Zeichen mit ihm verständige: in Neapel durch Pfeifen, in Wien durch den Ruf „Pst! Pst!", in Venedig dadurch, daß man mit der Hand das Kinn streichle und in Paris durch Lorgnieren. Stets war er darum besorgt, den Leuten Stoff zur Unterhaltung über seine Persönlichkeit zu bieten und sich in einem rätselhaften Lichte erscheinen zu lassen.

Auch die diplomatischen Missionen, die er im Auf-

trage dieser oder jener Regierung übernahm, waren von einem solchen geheimnisvollen Nimbus umhüllt. Im Haag fungierte er 1760 als Vertrauensmann des Marschalls Belle-Isle von Frankreich. Letzterer arbeitete auf eine Lösung der Allianz zwischen Österreich und Frankreich und einen Friedensschluß mit Preußen hin. Mit Zustimmung des Königs entsandte er Saint-Germain als geheimen Agenten nach dem Haag, um mit dem Herzog von Braunschweig Verhandlungen anzuknüpfen. Choiseul, der Gegner Belle-Isles, erfuhr bald von dem hinter seinem Rücken abgekarteten Spiel und beauftragte den französischen Gesandten im Haag, Saint-Germain zu verhaften. Aber dieser entzog sich der Gefangennahme durch die Flucht. Ferner wird behauptet, daß Saint-Germain an der Palastrevolution, die den Sturz Peters III. zur Folge hatte, beteiligt gewesen sei, obzwar ein authentischer Beweis für seine Mitwirkung nicht vorliegt. Doch darf man wohl annehmen, daß diese Ansicht einen gewissen realen Hintergrund hat; dafür zeugt die liebenswürdige Behandlung, die der sonst schwer zugängliche und stolze Graf Alexei Orlow Saint-Germain bei einer Begegnung in Livorno angedeihen ließ, die Verleihung des russischen Generalpatents, ein Geschenk von 20000 venetianischen Zechinen, das Orlows Bruder Gregor bei einer Durchreise in Nürnberg dem Genannten überreichte, und schließlich am deutlichsten ein Ausspruch Gregors, den er zu dem Markgrafen von Ansbach geäußert haben soll: „Voilà un homme qui a joué un grand rôle dans notre revolution."

Wie weit es mit Saint-Germains diplomatischer Geschicklichkeit bestellt war, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Eins ist nur gewiß, daß Friedrich der Große, der eine tiefe Menschenkenntnis besaß und Fähigkeiten gut zu bewerten verstand, über den Grafen das kurze, aber treffende Urteil fällte: „Le comte Germain est un conte pour rire." Allerdings gilt das Urteil des Königs weniger dem Diplomaten, als dem Chemiker und Erfinder. Saint-Germain hausierte nämlich mit seinen „nutzbringenden Geheimnissen" fast an jedem europäischen Hofe und suchte sie gegen hohe Summen an den Mann zu bringen. So knüpfte er auch mit Friedrich dem Großen Verbindungen an, allein ohne jeden Erfolg. Mehr Glück hatte er bei dem Markgrafen Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach, den er durch Vermittlung der Schauspielerin Clairon kennen lernte. Der Markgraf, der Saint-Germain anfangs für einen Vertrauensmann der russischen Regierung hielt, lud den Sonderling in seine Sommerresidenz Triesdorf ein und stellte ihm die unteren Zimmer des Schlosses zur Verfügung. Hier lebte Saint-Germain sehr zurückgezogen, meist mit chemischen Experimenten beschäftigt, und verbrachte nur die Abendstunden in Gesellschaft des Markgrafen, der an dem wunderlichen und geheimnisvollen Gaste Gefallen gefunden hatte. Erst als der Markgraf auf einer Reise, die er nach Italien unternahm, über Saint-Germains Herkunft und Metier wenig befriedigende Auskünfte erhielt, kühlten sich seine Beziehungen zu ihm ab. Von dem Markgrafen darüber zur Rede gestellt, daß er sein Vertrauen mißbraucht hätte,

beteuerte Saint-Germain hoch und heilig, er wäre ein Mann von Ehre, und seine Angaben stimmten mit der Wahrheit überein; er hieße Ragoczy, dürfte sich aber nicht deutlich erklären, weil die Beweise seiner Herkunft in den Händen einer Person lägen, von der er abhängig sei; wegen dieser Abhängigkeit würde er verfolgt; darum hätte er sich hier in die Einsamkeit zurückgezogen, um sich ganz der Erfüllung eines Versprechens zu widmen, das er ins Werk setzen wollte, falls man ihn nicht daran hinderte. Der Markgraf begnügte sich mit der Rückgabe der Briefe, die er Saint-Germain geschrieben hatte, und ließ den Sonderling im übrigen gewähren. Eine Zeitlang führte er noch in Schwabach sein stilles, vor der Welt verschlossenes Dasein weiter; dann war er eines Tages verschwunden.

Ein ruheloses Wanderleben jagte fortan Saint-Germain von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bald tauchte er hier, bald dort auf. Und überall bot er seine „Geheimnisse" zum Kauf an. So erschien er 1776 beim Leipziger Magistrat, der ihn jedoch abwies. Von hier aus wandte er sich nach Dresden, wo er etwas mehr Gegenliebe fand. Man glaubte wenigstens an sein hohes Alter, der Hof interessierte sich für ihn, und man scheint sogar geneigt gewesen zu sein, auf seine Vorschläge einzugehen und ihm einen hohen Posten anzubieten. Doch kam die Anstellung nicht zustande. Nach einer Erklärung, die Saint-Germain dem preußischen Gesandten gab, soll er Sachsen für sein Genie als zu klein betrachtet haben. Da er aber nirgends mit seinen Erfindungen festen Fuß fassen konnte, so müssen diese ent-

weder untauglich, oder die ganze Welt muß für sein Genie zu klein gewesen sein.

Worin bestanden nun diese vielen „nutzbringenden" Geheimnisse, die Saint-Germain allerorts anpries? Größtenteils waren es chemische Tinkturen und Präparate, die einen aufsehenerregenden Umschwung in der ganzen Industrie herbeiführen sollten. Saint-Germain hatte eine solche hohe Meinung von seinen Erfindungen, daß er, als er sie dem preußischen Gesandten in Dresden zur Verwertung anbot, einen vielfachen Millionengewinn in Aussicht stellte und seine Offerte mit den Worten begründete: „Ich halte die Natur in meinen Händen, und wie Gott die Welt erschuf, so vermag ich aus dem Nichts alles was ich will zu schaffen." Betrachtet man diese Erfindungen näher, so erwiesen sie sich, trotz alles verlockenden Scheines, sehr wenig rentabel. Außer den berüchtigten Schönheitswassern und Lebenselixieren waren es zumeist Verfahren für Farbenmischung, Lederbereitung, Leinenbleiche, Seidenfärbung u. dgl. Als man in Ansbach den Versuch unternahm, nach einem der Rezepte Leder zu präparieren, hatten die Schuhe, die aus diesem Fabrikat hergestellt wurden, eine so geringe Haltbarkeit, daß sie bereits nach vierundzwanzig Stunden in Stücke gingen. Ähnliche Erfahrungen machte man auch mit den übrigen Rezepten. Saint-Germains chemische Kenntnisse reichten eben nicht in die Tiefe. Sie waren nur äußerlich erworben. Von der Theorie hatte er keine Ahnung. Daher wirkten seine Präparate im Augenblick für einen oberflächlichen Betrachter bestechend, enthüllten jedoch in der Praxis ihre Unzulänglichkeit.

Trotzdem fanden sich immer wieder Fürsten und hochgestellte Personen, die bereitwilligst Mittel für seine chemischen Experimente zur Verfügung stellten. Das beweist, daß Saint-Germain ungeachtet seiner Prahlereien und Aufschneidereien sich überall Zutrauen zu erwerben wußte. Gewiß war vieles, womit er seine Zeitgenossen köderte, mit betrügerischen Manipulationen verbunden, wie zum Beispiele seine Verjüngungselixiere, Goldmacherkunststücke, Diamantenvergrößerungen, Landgüterkäufe und anderes. Seine Betrügereien waren jedoch nicht so plump und spekulierten nicht so offenkundig auf die Dummheit und den Geldbeutel der Mitmenschen, wie die anderer Charlatane und Abenteurer. Darum geriet er auch nie mit den Gerichten in Konflikt. Er schien ängstlich auf seinen guten Ruf bedacht zu sein. Als man ihn einmal in einer kleinen italienischen Stadt wegen eines Wechsels festhielt, zahlte er die ziemlich hohe Summe auf der Stelle, behandelte den Gouverneur äußerst herablassend und kühl und wurde darauf mit den ehrerbietigsten Entschuldigungen entlassen. Er liebte es, den Gentleman herauszukehren, und seine Umgangsformen entsprachen auch denen eines gesitteten Kavaliers. Er war wegen seiner Unterhaltungsgabe im Salon wohl gelitten und ein gern gesehener Gast.

Liest man die Urteile der Zeitgenossen über ihn, so findet man eigentlich wenig, was zu seinem Nachteil spricht. Baron von Gleichen hielt ihn trotz aller Absonderlichkeiten für einen interessanten Mann, und Graf Lamberg schildert ihn in seinen Memoiren eines Weltmannes als

einen seltenen Kopf, der Überredungskunst mit kritischem Geist verbunden, über eine nicht alltägliche Gelehrsamkeit verfügt, ein ausgebreitetes, obgleich lokales Gedächtnis gehabt und durch sein Wesen Bewunderung erweckt hätte. Ein anderer Augenzeuge, der Gelegenheit hatte, Saint-Germain in Schwabach zu beobachten und in den „Kuriositäten" eine Charakteristik von ihm gibt, meint: „Lieblos würde es sein, diesen Mann für einen Betrüger zu erklären. Hierzu gehören Beweise, und diese hat man nicht. Solange er im Verhältnisse mit dem Markgrafen stand, hat er nie etwas begehrt, nie sich in etwas gemischt, was ihn nicht anging. Bei einer äußerst einfachen Lebensart waren seine Bedürfnisse sehr eingeschränkt. Hatte er Geld, so teilte er's den Armen mit. Daß er irgendwo Schulden hinterlassen, ist nicht bekannt, doch hat der Verfasser lange nachher erfahren, daß er in den letzten Zeiten seines Aufenthalts in Schwabach einen Baron von L. zu Spekulationen verleitet, die ihn um manche tausend Gulden ärmer gemacht haben."

Nimmt man diese und noch andere Zeugnisse zusammen, so kommt man zu dem Endergebnis, daß Saint-Germain zwar ein Abenteurer, aber einer der ungefährlichsten seines Zeitalters gewesen ist. Er wollte, wie Bülau ganz richtig bemerkt, mit seinen Schwindeleien nicht mehr bezwecken, als sich in der vornehmen Welt und deren Genüssen zu behaupten, auf Kosten reicher Gönner ein behagliches Leben zu führen und sich an dem Staunen zu ergötzen, das er durch seine Besonderheiten erregte.

Und so weicht auch sein Ende von dem anderer Charlatane erheblich ab. Ihm drückt das Schicksal nicht die Pistole in die Hand, um dem Leben ein Ziel zu setzen, keine feuchten Kerkerwände umschließen die letzten Stunden seines Daseins, sondern in ein heiteres Idyll mündet sein Erdenwallen aus. In Eckernförde, wo der ihm geistesverwandte und den Geheimwissenschaften mit gleichem Eifer ergebene Landgraf Karl von Hessen dem vom Wanderleben Müden Zuflucht bietet, beschließt er den Rest seiner Tage. In den Armen schöner Frauen, die ihn pflegen und verhätscheln, haucht er als betagter Greis seine Seele aus.

Der Großkophta von Sachsen.



Der Großkophta von Sachsen.

Unter allen deutschen Städten hatte Leipzig im achtzehnten Jahrhundert das stärkste internationale Gepräge. Die weltberühmte Messe mit ihrem bunten Völkergemisch gab der Stadt eine eigentümliche Note. Weilte man zur Meßzeit in Leipzig, so fühlte man sich wie in einen Bienenkorb versetzt: Menschenmassen wimmelten auf den Straßen und Plätzen, und die Luft war vom Summen der Stimmen erfüllt. Ausländer von allen Ecken und Enden der Welt kamen hier zusammen. Da sah man Engländer, Franzosen, Holländer, Russen, Türken, Griechen, Araber, Armenier, Perser, Chinesen, Mohren und andere Nationalitäten. Es war ein ungemein farbiges Bild, das den Eindruck erweckte, als ob sich alle Völker der Erde hier zu einer Trachtenschau versammelt hätten.

Mit den Scharen der Kaufleute und Gewerbetreibenden stellten sich aber auch jene Elemente ein, die auf die Torheit und den Geldbeutel der angereisten Fremden spekulierten: allerhand Landfahrer und Schwindler, Quacksalber und Wahrsager, Marktschreier und Gaukler, Falschspieler und Glücksritter. Sie fanden viel Zulauf und ein freigebiges Publikum. Manche von ihnen ließen es dann auch nicht mit einem kurzen Besuch bewenden, sondern blieben, wenn das Geschäft blühte, über die Messe hinaus zur Befriedigung der Neugier und Sensationslust der Leipziger in der gastfreien Stadt wohnen

und trieben so lange ihr fragwürdiges Handwerk, bis der hohe Rat es ihnen verbot. Vielleicht darf man es dieser durch die Messe eingebürgerten Gewohnheit zugute schreiben, daß Leipzig ein beliebtes Absteigequartier und Betätigungsfeld für herumvagierende Abenteurer wurde. Die berüchtigsten unter ihnen — die beiden „Grafen" Saint Germain und Cagliostro — haben es jedenfalls nicht versäumt, auf ihrer Tour hier Halt zu machen und sind ehrenvoll aufgenommen worden. Leipzig brauchte aber gar nicht nach auswärtigen Kräften Umschau zu halten, denn es beherbergte in seinen Mauern selbst eine Größe, die es an Unverschämtheit und Geschicklichkeit mit den beiden oben Genannten getrost aufnehmen konnte: den Gastwirt Johann Georg Schrepfer.

Dieser sächsische Großkophta, von dem wir nur wissen, daß er 1730 geboren wurde und in seiner Jugend Kellner war, unterhielt zu Beginn der siebziger Jahre in der Klostergasse ein Kaffeehaus, das dank der seltsamen Persönlichkeit des Eigentümers und seiner Geisterabende eine starke Anziehungskraft auf alle leichtgläubigen und wundersüchtigen Gemüter ausübte. In Leipzig gehörten die Freimaurer zumeist jener Richtung an, die besonders den Wunderglauben begünstigte, sich eine Herrschaft über das Geisterreich anmaßte und im Besitz des wahren Geheimnisses der Maurerei zu sein glaubte — den Logen der „strikten Observanz" oder den angeblichen Nachkommen der Tempelherren. In der „strikten Observanz" herrschte ein sehr strenges Subordinationsverhältnis, die Mitglieder waren ganz und gar den absolutistischen Weisungen des Meisters vom Stuhle unterworfen

und dieser wiederum dem Vorsteher der Landeslogen. Die Gesamtheit der Logenbrüder hatte also nicht den geringsten Einfluß und mußte sich den Befehlen und Anordnungen der unbekannten Oberen bedingungslos fügen. Für Jesuitenemissäre, die auf Proselytenmacherei ausgingen, bildeten daher die Logen der strikten Observanz ein fruchtbares Betätigungsfeld. Weichliche, zu Schwärmerei und Phantasterei neigende Naturen erlagen infolgedessen leicht den heimlich wirkenden Einflüssen, während kritische und nüchterne Köpfe, die im Freimaurertum die Verwirklichung freiheitlicher und humanitärer Ideale suchten, hier sich unbefriedigt fühlten.

Schrepfer nahm, obwohl er selbst Freimaurer war, gegenüber den Leipziger Logen eine oppositionelle Stellung ein. Er behauptete, daß ihm allein die höhere maurerische Wissenschaft vertraut sei. Er machte viel Aufhebens von seinen Kenntnissen, reizte die Neugier der Fremden durch geheimnisvolle Andeutungen über die ihm zur Verfügung stehenden magischen Kräfte und schlängelte sich besonders an Mitglieder Leipziger Logen heran, um ihnen mit dem ganzen Aufwand seiner heftig sprudelnden Beredsamkeit die Überzeugung beizubringen, daß sie im Irrtum befangen seien, daß jenes Freimaurertum, dem sie sich ergeben hätten, nichts als Schwindel bedeute, und daß nur er sie in das Wesen des wahren Freimaurertums einzuführen vermöge. Es gab wohl viele, die Schrepfers Behauptungen und Verheißungen mit zweifelnder Miene anhörten, aber es fehlte auch nicht an Leuten, die sich von ihm willig ins Garn locken ließen. Diese Gläubigen — hauptsächlich Kaufleute und

einige Adlige — wurden seine Stammgäste und zugleich die eifrigsten Besucher des Hokuspokus, den der geschäftstüchtige Gastwirt an mehreren Abenden der Woche in seiner Kneipe veranstaltete.

Der russische Schriftsteller Karamsin schilderte in seinen „Briefen eines russischen Reisenden“ nach dem Bericht eines Augenzeugen eine solche Sitzung. Er schreibt: „Ein gewisser M. kam mit seinen Freunden zu Schrepfer, um einer Geisterbeschwörung beizuwohnen. Er fand eine Menge Gäste vor, denen fortwährend Punsch gereicht wurde. M. wollte nicht trinken. Schrepfer drang auf ihn ein, er möge doch wenigstens ein Glas trinken, aber M. blieb fest. Darauf wurden alle in einen großen Saal geführt, der mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und dessen Fenster geschlossen waren. Schrepfer ließ alle Zuschauer zusammentreten, zeichnete einen Kreis um sie herum und gebot ihnen, sich nicht von der Stelle zu rühren. Etwa drei Schritte von ihnen entfernt, brannte auf einem kleinen Altar eine Spirituslampe — die einzige Beleuchtungsquelle des Saales. Schrepfer warf sich nun vor diesen Altar, nachdem er seine Brust entblößt und ein großes blitzendes Schwert in die Hand genommen hatte, auf die Knie und begann laut zu beten, und zwar mit einer solchen Inbrunst und einer solchen Leidenschaft, daß M., der gekommen war, einen Betrüger und einen Betrug zu sehen, ein Zittern und andächtiges Schauern in seinem Herzen verspürte. Aus den Augen des Betenden leuchtete Feuer, und seine Brust hob und senkte sich. Er sollte den Geist eines unlängst Verstorbenen zitieren. Nach Beendigung des



Gebetes begann er die Beschwörung mit diesen Worten: ‚O du, seliger Geist, der du in eine körperlose, unbekannte Welt übergesiedelt bist, erhöre das Flehen deiner von dir verlassenen Freunde, die dich zu sehen wünschen, erhöre es, indem du für eine Weile deine neue Behausung verlässest und vor unseren Augen erscheinst!‘ Plötzlich fühlten die Zuschauer ein elektrisches Zucken durch ihre Nerven gehen, man vernahm ein donnerähnliches Getöse und gewahrte über dem Altar einen leichten Dampf, der langsam sich verdichtete und aus dem sich zuletzt eine menschliche Gestalt herausschälte; allein M. konnte keine große Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen bemerken. Der Geist schwebte über dem Altar, während Schrepfer, der totenbleich geworden war, mit dem Schwert in der Luft herumfuchtelte. M. beschloß, den Kreis zu verlassen und sich Schrepfer zu nähern; doch kaum hatte dieser seine Bewegung bemerkt, als er aufsprang, sich auf ihn stürzte, und — das Schwert ihm auf die Brust setzend — mit furchtbarer Stimme schrie: ‚Unglücklicher, du bist des Todes, wenn du auch nur einen Schritt machst!‘ M. knickte zusammen, so hatten ihn die furchtbare Stimme und das blitzende Schwert erschreckt! Der Geist verschwand. Schrepfer streckte sich vor Erschöpfung auf dem Boden aus und befahl allen Zuschauern, in das Nebenzimmer zu gehen, wo ihnen auf Schüsseln frische Früchte gereicht wurden."

Im allgemeinen hütete sich Schrepfer, Personen, die den Anwesenden bei Lebzeiten bekannt gewesen waren, aus der Unterwelt zu zitieren. Als einmal der Wunsch geäußert wurde, den alten Gellert zu sehen, versagte seine



Zauberkunst. Mit Vorliebe ließ er dagegen geschichtliche Gestalten erscheinen. Merkwürdigerweise stimmte oft die Kleidung dieser Erscheinungen wenig mit dem Kostüm ihrer Zeit überein. Doch solche „Kleinigkeiten" wurden von den andächtigen, ganz im Banne des vorgeführten Blendwerks stehenden Zuschauern übersehen. Auch daß ein Geist einmal modische Schnallenschuhe trug, würde niemand weiter aufgefallen sein, wenn nicht einer der Sitzungsteilnehmer die Herkunft der Schnallen aus seinem Laden festgestellt hätte; Schrepfers ältester Kellner hatte sie tags zuvor bei ihm erstanden. Solche Wahrnehmungen machten natürlich stutzig und ließen Zweifel an der Echtheit der heraufbeschworenen Geister aufkommen. Obgleich Schrepfer bei seinen Manipulationen wohl zumeist mit Spiegelungen arbeitete, so bediente er sich doch ebenso häufig menschlicher Beihilfe. Es heißt, daß eine Geisterzitation einmal nicht zustande kam, weil die Tür verriegelt war. Seine Geister besaßen also keinen Astralleib, wie man allgemein von Geistern anzunehmen pflegt, sondern waren körperliche Wesen von Fleisch und Blut. Darum teilte er auch seine magischen Operationen in zwei Klassen: in pneumatische, die in einer nebelartigen Dunstmasse Gespenstererscheinungen vorführten, und in elementare, bei denen bestimmte Personen auf Verlangen heraufbeschworen und dann in einer wechselnden farbigen Beleuchtung, je nach dem Grade ihrer Seligkeit, gezeigt wurden. Dem ständigen Besucher der Schrepferschen Maurerabende konnte es eigentlich kaum entgehen, daß die Geister der zweiten Gattung sich an Gestalt und Größe auffallend ähnelten.

Man kommt diesem Geheimnis sehr leicht auf die Spur, wenn man sich an den Bericht eines Augenzeugen hält, der gelegentlich einmal einen schwangeren Geist beobachtet haben will, und zwar zu einer Zeit, da Schrepfers Frau einer Entbindung entgegensah. Die wichtigen Handlangerdienste, die dem schlauen Betrüger seine bessere Hälfte leistete, dürften dann wohl der Grund gewesen sein, warum die gute Dame während der Vorstellung nie im Zuschauerraum zugegen war, obzwar Schrepfer den Damen — gegen allen Maurerbrauch — allerdings in Männerkleidung, die Teilnahme an den Sitzungen gestattete.

Die Schrepferschen Alfanzereien erscheinen uns heute im höchsten Maße lächerlich, aber wir fragen uns doch kopfschüttelnd, wie es möglich war, daß das Publikum diesen offensichtlichen und leicht erkennbaren Betrug solange duldete. Gewiß bestand es nicht bloß aus leichtgläubigen Toren; nein, es gab manchen ernsthaften und gescheiten Mann darunter, der sich von dem geschickten Prestigiateur düpieren ließ und der wenigstens eine Weile an dessen thaumaturgische Leistungen glaubte, bis ihm eines schönen Tages der Schleier von den Augen fiel. Aber auch solche Personen, die von vornherein in Schrepfers Treiben Schwindel witterten, kamen zu seinen Sitzungen, freilich mehr von Neugier als von wirklichem Interesse getrieben, etwa wie man heute ins Theater geht, um ein Sensationsstück zu sehen, von dem alle Welt spricht und hinter dem nichts steckt. Denn das eine muß man Schrepfer lassen: er war ein geschickter Regisseur und wußte genau, was auf das Publikum seiner Zeit

wirkte. Die ganze Aufmachung seines Hokuspokus verriet es. Der spärlich erleuchtete, unheimlich durch seine schwarze Wandbespannung sich ausnehmende Saal, der Altar mit dem davor im Priesterornat stehenden Magier, der bald segenspendend die Arme ausbreitete, bald auf die Knie fiel und inbrünstig betete, bald Bibelsprüche feierlich hersagte, bald fürchterliche Flüche ausstieß, bald theatralisch seine Hand auf das aufgeschlagene Evangelium legte, bald mit dem Kruzifix in der Pose eines Teufelsaustreibers in der Luft herumfuchtelte, ferner der geheimnisvoll aus der Erde heraufsteigende Nebel, der häufige Wechsel des Lichts und endlich das donnerähnliche, mit Pfeifen, Zischen, Sausen und allen möglichen und unmöglichen Höllenlauten verbundene Getöse beim Erscheinen der gerufenen Geister — alles dieses zusammen in stundenlanger Ausdehnung war wohl dazu angetan, leicht erregbare und für ungewöhnliche Reize empfängliche Gemüter, namentlich wenn der vor der Vorstellung herumgereichte starke Punsch noch das Seinige zur Erhitzung der Einbildungskraft beigetragen hatte, in einen Nervenaufruhr zu versetzen, der den Beteiligten ein halb angenehmes, halb unangenehmes Behagen verursachte, das man am ehesten mit der Wirkung einer Elektrisiermaschine vergleichen kann. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich das Schrepfersche Kaffeehaus in der Klostergasse zum Kulminationspunkt der sensationslüsternen Launen des Leipziger Publikums entwickelte und diese Eigenschaft auch dann noch beibehielt, als der glückliche Besitzer nach einiger Abwesenheit unter dem Titel eines französischen Obersten und dem Namen eines

Barons von Steinbach zurückkehrte und seine Geisterbeschwörungen wieder aufnahm, ohne daß jemand über den merkwürdigen Berufs- und Namenswandel sich Gedanken machte.

* *
*

Aber von einer Seite drohten Schrepfer Gefahren — von den Logen. Durch sein beständiges Hetzen gegen sie und das Hinstellen ihres Maurertums als Humbug und Beutelschneiderei hatte er sie aufs höchste erbittert. Namentlich die Loge Minerva zu den drei Palmen, die er fortwährend mit Schmähungen überhäufte, war gegen ihn aufgebracht. Die mutmaßliche Ursache des Konfliktes, der sich zwischen ihr und Schrepfer entspann, dürfte folgende gewesen sein. Die Minerva hatte zwei ihrer Brüder wegen einer unbedeutenden Zeremonialangelegenheit — in Wirklichkeit wohl wegen ihrer Teilnahme an Schrepfers Maurerabenden — mit Ausschluß bedroht. Diese Angelegenheit benutzte der gekränkte Gastwirt zu einem heftigen Vorstoß gegen die Loge, die einesteils in einem Beschwerdeschreiben an den Grafen von Brühl, der dem Vorstand der Landesloge angehörte, zum Ausdruck gelangte, andernteils sich in gröblichen Beschimpfungen und Pamphleten kundgab, in denen er die Loge der Betrügerei bezichtigte, weil sie eintretenden jungen Mitgliedern die Enthüllung tiefer Geheimnisse verspräche, ohne doch die geringste Kenntnis von ihnen zu besitzen. Außerdem drohte er mit dem Verrat der maurerischen Symbole und Ritualien. Die Loge, die wohl zu der Erkenntnis gelangt war, daß sie mit Verwarnungen allein

nichts anzurichten vermochte, wandte sich mit einer Klage an den Herzog von Kurland, den Sohn des Kurfürsten, der das Protektorat über alle Freimaurer in Sachsen besaß. Die Beschwerde hatte Erfolg: Schrepfer wurde eines Tages verhaftet, von vier Unteroffizieren auf die Wache geführt und dort mit hundert Stockschlägen traktiert, deren Empfang er durch nachstehende Quittung bestätigen mußte:

„Ich, Endesunterzeichneter, bekenne hierdurch und kraft dieses, daß ich die von Sr. K. H. des Prinzen C. von Curland mir decretirten ein Hundert Prügel dato richtig erhalten habe.

Leipzig, 18. September 1773.

Joh. George Schrepfer."

Von anderer Seite wird der Sachverhalt ein wenig abweichend dargestellt. Es heißt, Schrepfer habe, als ihm seine Gaukeleien von der Loge vorgehalten worden seien, sich damit gebrüstet, daß der Herzog von Kurland sein Maurersystem genehmigt und daß infolgedessen die Leipziger Freimaurerloge ihm nichts zu befehlen hätte. Der Herzog habe jedoch diese Behauptung als eine Lüge hingestellt. Hierüber aufgebracht, soll Schrepfer ein Pasquill auf den Herzog verfaßt haben, welches die Ursache der über ihn verhängten Strafe geworden sei.

Trotz dieser Züchtigung, die Schrepfer veranlaßte, sich in einem langen Schreiben gegen die ihm zugefügte und seine Bürgerehre auf das schwerste verletzende Kränkung bei dem Leipziger Magistrat aufzulehnen, kam es zwischen ihm und dem Herzog noch zu einem recht guten

Einvernehmen. Da die Renommisterei zu den Gebieten gehörte, auf denen sich Schrepfer stets mit großer Gewandtheit zu bewegen verstand, trieb er sie, seit er sich den Titel eines französischen Obersten und den Namen eines Barons von Steinbach zugelegt hatte, so weit auf die Spitze, daß er sich sogar für einen natürlichen Sohn des Herzogs von Orleans ausgab. Es fehlte damals nie an Menschen, die auf solche Schwindeleien hineinfielen, und zumeist waren es etwa nicht kleine, beschränkte Leute, sondern Personen von Ansehen und Einfluß. Da war der Konferenzminister Peter Friedrich Graf von Hohenthal, dem es Schrepfers Geisterbeschwörungen so angetan hatten, daß er noch lange Zeit danach, als niemand mehr an ihrem Schwindelgeist zweifelte, ihre Wahrhaftigkeit verteidigte; ferner der Kammerherr von Heynitz, der von einer Schrepferschen Maurerabendsitzung derartig ergriffen wurde, daß man für seinen Verstand fürchtete; der Kammerherr Johann Rudolf von Bischofswerder, der von einem Mystifizierten sich in einen eifrigen Adepten verwandelte und später am Hofe Friedrich Wilhelms II. inmitten einer nach Wunderoffenbarungen gierenden Aristokratie ein aberwitziges spiritistisches Treiben inszenierte; der geheime Kriegsrat Christian Friedrich von Hopfgarten, der herzogliche Adjutant Oberst von Fröden und endlich der schwärmerisch veranlagte Minister von Wurmb. Alle diese Herren bildeten in Dresden, wohin Schrepfer hinfort den Hauptschauplatz seiner Tätigkeit legte, sein andächtiges Auditorium für seine magischen Operationen. Mit einigen von ihnen, zum Beispiel Bischofswerder und Hopfgarten, stand er sogar auf sehr vertraulichem Fuße.

Es konnte nicht ausbleiben, daß nun, da so viele angesehene Dresdner Persönlichkeiten, welche die besten Beziehungen zum Hofe unterhielten, sich für den sächsischen Großkophta interessierten, auch der Herzog selbst die Neigung verspürte, den von ihm gemaßregelten Logenbruder näher kennen zu lernen. Man untersuchte nicht, ob das Offizierspatent und die Briefe des Herzogs von Orleans, mit denen Schrepfer seinen Bauernfang betrieb, gefälscht waren. In dieser Hinsicht verhielt man sich im achtzehnten Jahrhundert sehr chevaleresk. Die Empfehlungsschreiben — und mit solchen Ausrüstungsgegenständen waren Abenteurer vom Schlage Schrepfers immer gut versorgt — genügten allein, um dem Überbringer eine gastliche Aufnahme zu gewähren. Und für einen freundlichen Empfang Schrepfers in Dresden war von einem seiner Leipziger Freunde — dem reichen Seidenwarenhändler du Bosc — das Nötige getan worden, indem dieser den berüchtigten Magier seinem einflußreichen Schwager, dem Geheimen Finanzrat Färber, wärmstens empfohlen hatte. Kurzum, der Weg zum Herzog war offen. Letzterer scheint denn auch seinen Groll gegen Schrepfer gänzlich unterdrückt zu haben. Er behandelte ihn fortan sehr zuvorkommend, stellte ihm sogar sein Palais für die spiritistischen Sitzungen zur Verfügung, wohnte ihnen häufig bei — wie verlautet, soll Schrepfer bei seinem Auftreten nie aufgestanden sein, sondern ihm nur mit einem jovialen Kopfnicken einen Platz an seiner Seite angewiesen haben — und zeigte sich ihm schließlich so gewogen, daß er entrüstet gegen den französischen Gesandten Stellung nahm,

als dieser gewagt hatte, Schrepfers Zugehörigkeit zum französischen Offizierskorps zu bezweifeln und ihn wegen Betrug mit Verhaftung zu bedrohen.

Schrepfer hatte sich rehabilitiert. Sein in Leipzig seit der ihm diktierten Prügelstrafe bedenklich gesunkener Ruf war wieder gestiegen. Dieselbe Torwache, die ihn seinerzeit verhaftet und die Exekution an ihm vollzogen hatte, mußte nun ins Gewehr treten, wenn er mit seinem Duzfreunde Bischofswerder durch die Straßen Leipzigs fuhr. Das verfehlte natürlich nicht seine Wirkung auch auf diejenigen, die ihm übel gesinnt waren. Selbst die Loge Minerva mußte zu Kreuze kriechen und ihren erbittertsten Feind als einen von den „höheren Oberen" ausnehmend gut empfohlenen „würdigen Bruder" in ihre Mitte aufnehmen.

Schrepfer durfte mit dem Erreichten wohl zufrieden sein. Die angeknüpften wertvollen Verbindungen eröffneten ihm für seine weitere Proselytenmacherei aussichtsreiche Perspektiven. Er betonte denn auch auf Schritt und Tritt mit wichtigtuerischer Miene sein erlangtes Ansehen und reiste ungeheuer geschäftig, durch geheimnisvolle Andeutungen den Eindruck erweckend, als ob er wichtige Missionen zu erfüllen hätte, bald nach Berlin, bald nach Braunschweig, und zwar angeblich zu dem regierenden Herzog, der das Amt des Großmeisters aller Logen der strikten Observanz versah, am häufigsten jedoch nach Dresden. Dabei verstrickte er sich durch seine Renommistereien immer tiefer und tiefer in sein Lügengewebe hinein.

Das einzige, was in seinen Erzählungen, die er überall unter dem Siegel der Verschwiegenheit zum besten gab, den Anschein der Glaubwürdigkeit trug, war sein Verhältnis zu den Jesuiten. Würde er es nicht selbst verraten haben, so wüßte man es doch aus seinem Briefwechsel mit dem berüchtigten Hofprediger Starck, jenem „gesinnungstüchtigen" Manne, der unter der Maske des Protestantismus für die katholische Kirche eifrig Propaganda trieb. Zweifellos scheinen die Jesuiten in Schrepfer ein willkommenes Werkzeug für das von ihnen erstrebte Ziel — die Verschmelzung ihres aufgehobenen Ordens mit dem Freimaurertume — erblickt und ihn ihren Zwecken dienstbar gemacht zu haben. Daß sie jedoch so weit gegangen seien, ihren Agenten mit der Aufbewahrung eines Teiles ihrer Schätze zu betrauen, wie jener wiederholt versicherte, gehört in das Reich der Legende.

Und doch war gerade das letztere der Köder, mit dem Schrepfer hauptsächlich operierte. Selbst der Herzog von Kurland glaubte fest an das Vorhandensein des Schatzes, der in Höhe von einer Million Reichstaler aus sächsischen Steuerscheinen bestehend, in dem Frankfurter Bankhause Bethmann deponiert sein und zum Besten derjenigen verwandt werden sollte, die sich um das Vaterland am meisten verdient gemacht hätten. Der Herzog hatte übrigens ein ganz persönliches Interesse an dem geheimnisvollen Schatz, denn laut Schrepfers Versprechungen war ihm von dieser Summe für die Dauer von drei Jahren eine Jahresrente von 16000 Reichstalern zugedacht, die nach Ablauf dieses Zeit-

raumes beträchtlich zu verbessern sei. Gleiche Anrechte auf Jahresrenten, wenn auch erheblich niedriger bemessen, aber mit der Aussicht auf entsprechende Erhöhung, waren dem Minister von Wurmb und verschiedenen anderen Personen zugesichert worden. Als Bedingung wurde verlangt: nicht nach der Herkunft des Geldes zu forschen. Daran knüpfte sich jedoch noch eine andere stillschweigende Bedingung: die Schrepferische Maurerei mit allen Mitteln und Kräften zu fördern.

Natürlich hatten die in Frage kommenden Anwärter, ehe sie den Versprechungen des Leipziger Großkophtas Glauben schenkten, bei dem zuständigen Bankhaus in Frankfurt Erkundigungen nach dem angeblichen Schatz eingezogen. Der von dort eingetroffene Bescheid hatte in der Tat das Vorhandensein eines versiegelten, auf den Namen Baron Steinbach lautenden Pakets bestätigt. Daß in diesem aber auch wertlose Papiere enthalten sein konnten, wagte niemand zu vermuten. Man war im Gegenteil von der Wahrhaftigkeit der Schrepferschen Behauptungen so überzeugt, daß man ihm auf die verlockenden Aussichten hin bereits ansehnliche Summen vorschoß. Wurde er an seine Versprechungen gemahnt, so führte er allerhand scheinbar triftige Gründe an, die eine Hinauszögerung der Eröffnung des Pakets notwendig machten. Erst als ein längeres Verheimlichen des Inhalts jenes Depositums Schrepfers Ansehen zu gefährden drohte, ließ er es nach Dresden überführen. Endlich, kurz vor der Michaelismesse, sollte die Entsiegelung des Pakets stattfinden. Die Auserwählten hatten sich zu diesem feierlichen Akt in der Wohnung

des Ministers von Wurmb vollzählig versammelt. Wer jedoch fehlte, war — Schrepfer. Unter dem Vorwande eines dringenden Geschäfts war er an demselben Tage nach Leipzig gereist. Obgleich dieses unerwartete Verschwinden des Geisterbeschwörers einigen Verdacht erregen mußte, wagte man doch nicht, in seiner Abwesenheit die Siegel zu entfernen. Wann und wo zu guter Letzt die Eröffnung stattgefunden hat — ob in Dresden oder in Leipzig, ob noch bei Lebzeiten Schrepfers oder erst nach seinem Tode — ist nicht bekannt. Die Beteiligten hüllten sich aus begreiflichen Gründen in Stillschweigen, enthielt doch das mysteriöse Paket statt der erhofften Millionen nichts als — leeres Papier.

Solche Entdeckungen mußten übrigens noch etliche Personen machen, denen Schrepfer verschiedene angeblich mit kostbaren Schätzen gefüllte Kästchen als Pfand gegen geliehene Beträge in Verwahrung gegeben hatte. Ihr Inhalt bestand aus Erde; in einem von ihnen befand sich sogar Unrat. Man kann sich das Erstaunen der geprellten Gläubiger bei der Öffnung der ihnen anvertrauten Wertpakete vorstellen. Einem von ihnen, dem Seidenwarenhändler du Bosc — es ist derselbe, der Schrepfer durch Empfehlungen den Weg zu dem Herzog von Kurland ebnete — kostete seine Vertrauensseligkeit 5000 Taler. Aus allem diesen geht deutlich hervor, daß der viel bewunderte Leipziger Thaumaturg trotz seiner hochtrabenden Redensarten sich durch nichts von einem Betrüger und Hochstapler unterschied.

Wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß Schrepfer seine Schwindelmanöver geschickt einzufädeln verstand,

so mußten sie infolge der Art und Weise, wie sie inszeniert waren, doch eines Tages offenbar werden, sobald einer der in Mitleidenschaft Gezogenen hartnäckig auf der Enthüllung der versiegelten Geheimnisse bestand. In einem solchen Falle war es ein für allemal um ihn geschehen. Dann blieb ihm allein die Wahl zwischen Kerker oder freiwilligem Tode. In Dresden hatten sich die Wolken schon beängstigend am Himmel zusammengeballt und das Unwetter wäre zweifellos auf ihn niedergegangen, wenn er sich nicht noch rechtzeitig flüchtend der Gefahr entzogen hätte. Das Verhängnis wurde dadurch jedoch nur hinausgeschoben, aber nicht abgewandt. Die Furcht vor Entdeckung der Schwindeleien schwebte als Damoklesschwert dauernd über seinem Haupte. Das machte ihn unruhig, nervös und schweigsam. Den Freunden, die an sein großsprecherisches und hochfahrendes Wesen gewohnt waren, entging nicht dieser Wandel. Trotzdem setzte er in gewohnter Weise die Maurerabende in seinem Kaffeehause fort, zeigte sich gelegentlich in der Leipziger Loge, vertröstete seine Gläubiger von einem Tage zum anderen und bemühte sich, so unbefangen als möglich zu erscheinen.

Inzwischen war die Michaelismesse verstrichen und der Zeitpunkt, den Schrepfer als endgültigen Termin für die Bezahlung seiner Schulden in Aussicht gestellt hatte, herangerückt. Am letzten Meßabend — es war der 7. Oktober 1774 — veranstaltete er noch für seine Intimen, unter denen sich auch einige angereiste Meßfremde befanden, eine kleine Feier. Die Punschterrine dampfte, man sprach über alle möglichen übersinnlichen Dinge,

würzte die Unterhaltung hin und wieder durch eingestreute Witze und war sehr lustig und in aufgeräumter Stimmung, am meisten von allen der Gastgeber selbst, so daß man hätte vermuten können, er habe sich der auf ihm lastenden Verpflichtungen entledigt. Bald nach Mitternacht, als man sich zum Auseinandergehen anschickte, bemerkte er plötzlich: „Diese Nacht legen wir uns nicht zu Bette, denn morgen mit dem Frühesten, noch vor Sonnenaufgang, sollen Sie ein ganz neues Schauspiel zu sehen bekommen. Bis jetzt habe ich Ihnen Verstorbene gezeigt, die ins Leben zurückgerufen wurden; morgen aber sollen Sie einen Lebenden sehen, den Sie selbst für tot halten werden."

Die Anwesenden gingen freudig auf den Vorschlag ein, da sie vermuteten, daß Schrepfers magische Kunst ihnen eine ganz besondere Überraschung bieten würde und begnügten sich, im Stuhl schlummernd, den Morgen zu erwarten. Gegen fünf Uhr brachen alle auf. Es waren außer Schrepfer der Kammerherr von Bischofswerder, der Freiherr von Hopfgarten, Kaufmann Frölich aus Görlitz, Kaufmann Petri aus Sorau und ein Advokat Hofmann. Man schlug den Weg nach dem Rosental ein, das damals zu den beliebtesten Spaziergangsorten der Leipziger gehörte. Während man in eifriger Unterhaltung durch eine der weitläufigen Alleen schritt, die August der Starke in das sumpfige, unwegsame Waldgelände hatte schlagen lassen, bedeutete Schrepfer plötzlich seine Begleiter, einen Augenblick zu warten und sich nicht von der Stelle zu rühren, bis er sie rufen würde; sie würden dann eine wunderbare Erscheinung zu sehen

bekommen. Die Freunde gehorchten, und Schrepfer verschwand im Dickicht. Nach einer Weile fiel in der Nähe ein Schuß, von dem man annahm, daß er in irgendeinem Zusammenhang mit dem bevorstehenden Wunder stünde. Als jedoch nach längerem Warten Schrepfer immer noch nichts von sich hören ließ, gingen die Zurückgebliebenen ihn suchen und fanden ihn bald darauf leblos am Boden hingestreckt: er hatte sich mit einem Terzerol erschossen.

Unter den Briefen, die Schrepfer kurz von seinem Tode geschrieben hatte, befand sich auch einer an den Seidenwarenhändler du Bosc. Er lautete:

„Mein lieber Freund!

Sie und W(urmb) haben es so weit gebracht, daß ich mich jetzt in Jehnem leben befinde. Die ich ruffe werden mir folgen müssen, hören Sie mein Freund, ich werde bey Gott vor sie bitten. Aber ich rathe Ihnen bei Ihrem Leben, lassen Sie jetzt Bischoffswerther nicht und helffen Ihn. Zukünftige Neu-Jahr-Messe wird eine fremde Hand vor mich zahlen. Gott gebe Sie ein so ruhiges Ende als ich fühle. Gott sey Richter zwischen uns. Ich bin Ihr Freund biß in Todt.

J. G. Schrepfer.

Dieser Brief erweist deutlich, daß die Schuldenlast Ursache des Schrepferschen Selbstmordes war. Und er kennzeichnet gleichzeitig den Charakter seines Verfassers, der noch vor dem Ende einen Mann, dem er so viel zu verdanken hatte, für seinen Tod verantwortlich machte

und mit heuchlerischer salbungsvoller Bußpredigermiene sich als dessen Seelenretter aufspielte. Das Prahlerische und die Sucht nach effektvoller Wirkung blieben ihm noch im Sterben treu. Kein Wunder, daß sich über ihn, dessen ganzes Leben infolge seiner Renommistereien und Lügenerzählungen in einem mysteriösen Dunkel erschienen war, im Volke das Gerücht verbreitete, man habe ihn unverletzt mit der Kugel im Munde gefunden, weil er durch höhere Mächte seinem irdischen Dasein entrückt worden sei.

Cagliostro.

Wohl keiner der Schwindler und Wundertäter des achtzehnten Jahrhunderts erfreute sich einer größeren Volkstümlichkeit als der Sizilianer Giuseppe Balsamo, genannt Alessandro Graf Cagliostro. Er war der König der Abenteurer des galanten Zeitalters. Mit meisterhafter Geschicklichkeit verstand er dessen zahlreiche Schwächen auszunützen, dank seiner eminenten Wandlungsfähigkeit sich bald auf diesem, bald auf jenem Gebiet der Kunst des höheren Schwindels hervorzutun, sich überall — wenn auch nur für kurze Zeit — Gemeinden von Gläubigen zu schaffen, und in ganz Europa zwei Jahrzehnte lang von sich reden zu machen. Bonafede, Mesmer, Saint-Germain, Schrepfer und wie alle die Glücksritter, die den Schwindel als Beruf pflegten, heißen mögen, sinken zu Stümpern herab, wenn man sie mit diesem genialen Betrüger vergleicht, der wie kein anderer seine Zeitgenossen in die Irre geleitet hat.

Cagliostro hat uns selbst seine Lebensgeschichte erzählt. Natürlich entspricht das meiste davon nicht den Tatsachen. Eifrig bestrebt, sich als eine mysteriöse Persönlichkeit hinzustellen, umwob er seine Jugend mit allerlei phantastischen Legenden. So behauptete er, aus einem vornehmen Hause zu stammen, seine Kinderjahre in Medina im Palast eines Mufti verbracht zu haben und von einem sechzigjährigen Hofmeister namens Althotas

in den Wissenschaften, orientalischen Sprachen und ägyptischen Geheimkünsten unterwiesen worden zu sein. Später wäre er auf Reisen gegangen, die ihn durch die wichtigsten Länder Asiens und Afrikas geführt und die der Erweiterung seiner Kenntnisse gedient hätten, bis er nach seinem Geburtsort Malta zurückgekehrt sei, wo ihn der Großmeister des Ordens in seinem Palast gastlich aufgenommen und mit großer Zuvorkommenheit behandelt habe. Nach dem Tode seines Hofmeisters Althotas habe er unter dem Namen eines Grafen Cagliostro mit dem Fürsten Aquino, der ihn im Auftrage des Großmeisters stets begleitete, abermals sich auf die Reise begeben, diesmal über Sizilien und Neapel nach Rom, wo er in Verbindung mit den vornehmsten Familien getreten und die Ehe mit einer Patrizierin eingegangen sei.

Von einer Abstammung Cagliostros aus adligem oder gar gräflichen Hause ist nichts bekannt. Sein Vater, ein kleiner Kaufmann in Palermo, hieß Peter Balsamo und war jüdischer Herkunft. Nach dem Bericht des Jesuitenpaters Marcellus, der die erste Biographie Cagliostros verfaßt hat, soll Giuseppe am 8. Juni 1743 das Licht der Welt erblickt haben. Goethe, der sich eine Zeitlang für den Wundermann lebhaft interessierte, benutzte seinen Aufenthalt in Palermo zu Nachforschungen über dessen Familie. Aus dem Stammbaum, den er bei dieser Gelegenheit feststellte, geht hervor, daß Guiseppe den Namen, den er sich später zulegte, nicht erfunden, sondern seiner eigenen Familie entlehnt hat: sein Großonkel nannte sich Cagliostro. Goethe konnte sonst keine Anzeichen entdecken, die auf eine vornehme Abkunft

des berüchtigten Schwindlers hindeuteten. Mutter und Schwester, die er besuchte, lebten in äußerst dürftigen Verhältnissen, so daß Goethe sich veranlaßt fühlte, nach seiner Heimkehr ihnen von Deutschland aus eine kleine Geldunterstützung zu senden.

So wird man dem Pater Marcellus wohl beistimmen müssen, wenn er Cagliostros Jugend in weniger rosigen Farben schildert, als es der Abenteurer selbst tut. Der Hang zu Betrügereien und Schelmenstreichen scheint ihm von frühester Kindheit an im Blut gesteckt zu haben. Sie fesselten ihn mehr als die Wissenschaften, in denen der Oheim nach dem frühzeitigen Tode des Vaters den jungen Giuseppe unterweisen ließ. Mehrere Male entfloh er aus dem Seminarium des heiligen Rochus zu Palermo. Und auch die barmherzigen Brüder, zu denen er später kam, erlebten an ihm wenig Freude. Sie straften ihn zwar für seine Schandtaten, aber die Kasteiungen und Züchtigungen, die man ihm auferlegte, führten nur dazu, ihm das Klosterleben ganz zu verleiden. Eines Tages war er auf und davon. Hinfort trieb er sich mit allerlei liederlichem Gesindel herum, führte ein rauflustiges Leben, verprügelte Polizeibeamte, befreite Arrestanten, stahl und schwindelte Geld, fälschte Theaterbillets und Testamente, prellte seine Mitbürger und verschwand schließlich vom Schauplatz seiner Tätigkeit, als ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wurde.

Über seine nächsten Lebensjahre sind wir nur auf Mutmaßungen angewiesen, da man seinen eigenen Berichtungen keinen Glauben schenken kann. Wahrscheinlich machte er in Gemeinschaft mit gleichgesinnten Ge-

nossen als eine Art Rinaldo Rinaldini Sizilien unsicher. Vielleicht mag er auch nach Malta für eine Weile gekommen sein. Erst seitdem er in Rom sein Domizil aufschlug, wurden die Nachrichten über ihn wieder zuverlässiger. Hier ging es ihm recht kümmerlich. Durch den Verkauf selbst kolorierter Federzeichnungen fristete er notdürftig sein Dasein. Da führte ihm der Zufall ein hübsches junges Mädchen in den Weg — Lorenza Feliciani, die Tochter eines Gürtlers. Cagliostro erkannte sofort, daß sich ihm hier Rettung aus seiner mißlichen Lage bot. Lorenza war ungebildet, aber sie hatte sich einige vornehmen Manieren angeeignet und verstand es, eine Dame zu spielen. Diese Eigenschaft machte sich der schlaue Abenteurer nun zunutze: Lorenza mußte ihm als Köder für reiche Lebemänner dienen, die er — wenn sie sich in den Netzen der Sirene verstrickt hatten — um ihre Barschaft erleichterte. Um sein kupplerisches Gewerbe vor der Welt zu verschleiern, erkor er die hübsche Römerin zur gesetzlichen Lebensgefährtin, und Lorenza entpuppte sich in dieser Eigenschaft als eine vorsorgliche Gattin, die ihn fortan auf seiner Pilgerfahrt durch Europa begleitete, ihn durch ihre einträglichen Verführungskünste mehr als einmal aus den bedrängtesten Situationen rettete und trotz der brutalen Behandlung, die ihr von seiner Seite widerfuhr, in seltener Treue bis zuletzt bei ihm ausharrte.

Im Pilgerkostüm begannen beide, nachdem sie Venedig, dem Dorado aller fragwürdigen Existenzen, einen kurzen Besuch abgestattet hatten, ihre Landfahrt. Almosen bettelnd, Schönheitselixiere feilbietend, kolorierte Feder-

zeichnungen in obskuren Kneipen veräußernd, zwischendurch irgendeinen gutmütigen Wohltäter weidlich ausbeutend oder irgendeinen lüsternen, auf Lorenzas Reize versessenen Lebegreis in eine kostspielige Liaison verwickelnd, so schwindelt sich das saubere Paar zuerst durch Spanien und Portugal, von Barcelona nach Lissabon, dann über London nach Paris, von hier durch Südfrankreich, Italien, Spanien, kreuz und quer aus einer Ortschaft in die andere mit unglaublicher Unverschämtheit, bis es nach sechsjährigem Herumvagabundieren im Jahre 1776 abermals in London landet.

Mit dem zweiten Londoner Aufenthalt schließen Cagliostros Lehrjahre. Bis dahin hatte er sich, seine Unzulänglichkeit vermutlich erkennend, noch wohlweislich von der großen Welt ferngehalten. Nur wenn hier und da irgendein fettes Opfer zufällig ihm in die grob gesponnenen Maschen geraten war, hatte er sich darauf gestürzt und es nach Vampyrart ausgesogen. Seine Schwindelmanöver unterschieden sich vorderhand auch kaum von denen anderer Glücksritter und Ausbeuter, allenfalls durch den höheren Grad der Frechheit. Eine kleine Episode mag seine Schlauheit illustrieren.

Cagliostro wurde in Paris einmal von einem Tanzmeister zum Ball eingeladen. Der brave Jünger Terpsichores scheute keine Unkosten, um das Fest, entsprechend der Anwesenheit seines vornehmen Gastes, so glänzend als möglich zu gestalten. Der „Graf" wollte natürlich die hohe Meinung seines Gastgebers von ihm durch sein Auftreten bestärken, aber es fehlten ihm leider die geeignete Garderobe und — Geld. Cagliostro fand

jedoch schnell einen Ausweg aus dieser Verlegenheit. Er schickte zu einem Trödler und ließ ein paar wertvolle Gewänder bringen. Das kostbarste und prächtigste wurde ausgewählt und am Abend angelegt. Andern Tages sandte er wieder die Kleidungsstücke zurück mit dem Bemerken, daß ihm kein einziges zugesagt habe. Allein der Händler erkannte an einem Kennzeichen, daß die Garderobe benutzt worden war und forderte infolgedessen eine Leihgebühr. Cagliostro verweigerte sie ihm. Da schlug der Trödler auf der Straße Lärm. Vor dem Hause entstand ein Menschenauflauf, der für den Geschädigten Partei ergriff, und dem Hauswirt blieb nichts anderes übrig, als seinen unverschämten Mieter auf die Straße zu setzen.

Mit dem Hinausgeworfenwerden endeten meist die Cagliostroschen Gastspiele. In London genoß er einst die Gastfreundschaft eines wohlhabenden Engländers, der ihn aus Mitleid bei sich aufgenommen und ihm die Ausmalung seines Landhauses übertragen hatte. Bei dieser Gelegenheit erschlich er sich die Zuneigung einer der Töchter seines Wohltäters und erhielt für diesen Vertrauensmißbrauch von seinem Gastgeber den Laufpaß.

Immer wieder setzte er die Leute durch seine unerhörten Schwindeleien in Erstaunen, und merkwürdig, je unglaubwürdiger diese schienen, desto mehr Gläubige fand er — eine Erscheinung, die für jene Zeit symptomatisch war. So behauptete er einmal in London, er könne die ganze Stadt mit Meerwasser tageshell erleuchten, weil er imstande sei, Wasser in Öl zu verwandeln. Unzählige Münchhausiaden band er dem Publikum

auf: in Arabien habe er ein mit Arsenik gemästetes geschlachtetes Schwein in einem Palmenhain ausgelegt und dadurch alle wilden Tiere der Umgebung vergiftet; in Bern wollte er den Behörden den Rat erteilt haben, die Gletscher mit Essig und Salpeter zu begießen, damit die Eismassen zum Schmelzen gebracht und die unter ihnen befindliche Metallschätze bloßgelegt würden; auch behauptete er, Gotteslästerer und Atheisten am Geruche zu erkennen, weil deren Ausdünstungen ihm epileptische Anfälle verursachten.

Wie der Graf von Saint-Germain renommierte Cagliostro mit seinem methusalemitischen Alter. Wenn er ganz bescheiden war, so setzte er es auf 150 Jahre an. Leichtgläubigen jedoch machte er weis, daß er schon zur Zeit der Hochzeit von Kana gelebt hätte. Ja, gelegentlich gab er sich sogar für den Antichrist oder den ewigen Juden aus. Die Verjüngungselixiere, die er feilbot und die in den ersten Jahren seines Abenteurerdaseins neben den Erträgnissen aus Lorenzas Liebschaften seine Haupteinkünfte bildeten, sollten seine Behauptungen bestätigen und andere zum Nacheifer veranlassen. Und es mangelte auch nicht an verblühten Matronen und verbrauchten Roués, die sich von seiner Reklame einfangen ließen und für teueres Geld — der Preis eines Wunderfläschchens belief sich zuweilen auf 500 Louisdor — seinen „ägyptischen Wein" kauften, um ihre verlorene Jugend und Schönheit zu erneuern. Man sagt, er sei später nach Westfalen zu dem Grafen von Saint-Germain gepilgert und habe diesem Meister der Verjüngungskunst noch manchen Kniff für seine Praxis abgelauscht.

Doch kehren wir zu Cagliostros zweitem Londoner Aufenthalt zurück, der den Boden für seinen internationalen Ruf bereitete. Hatte er sich bisher in der üblichen Bahn aller Schwindler und Hochstapler, nur — wie wir sahen — mit etwas mehr Raffinement bewegt, so schlug er jetzt neue Wege ein. Er erinnerte sich der alchemistischen Experimente, die er als dreizehnjähriger Novize unter der Obhut des Klosterapothekers in dem Laboratorium zu Cartegirone unternommen hatte und erwog, ob er nicht als Alchemist schneller zum Ziele gelangen könne. Die Zahl der Charlatane war immer noch größer als die der Schwarzkünstler, und das Mystische übte auf die Menge immer noch einen stärkeren Reiz aus und versprach ein einträglicheres Geschäft. Also schwankte Cagliostro nicht länger und ging unter die Alchemisten. Und er täuschte sich nicht: seine Experimente mit aqua tofana, Cantharidentinktur und Ipecacuanha warfen ihm mehr ab als seine Verjüngungselixiere. Er stieß auch gleich in London auf eine mit beschränktem Menschenverstande begabte Miß, die vor Verlangen danach brannte, die Brillanten ihres ohnehin kostbaren Armbandes vergrößert zu sehen. Cagliostro sorgte dafür, daß sie sich während der Dauer ihres Aufenthaltes bei ihm gut zu seinen Gunsten verzinsten. Seitdem pflegte er eine Zeitlang das Diamantenvergrößern und Goldmachen und Hanf-in-Seide-Verwandeln als Spezialität.

Aber noch in anderer Beziehung wurde London bahnbrechend für Cagliostros weitere Entwicklung. Er machte hier die Bekanntschaft mit dem Swedenborgianismus.

Wir wissen aus einem vorhergehenden Abschnitt, wie die Lehre des schwedischen Hellsehers faszinierend auf die Zeitgenossen wirkte. In England, wo das Sektiererwesen ganz besonders üppig gedieh, fanden Swedenborgs Ideen in den Logen begeisterte Anhänger. Man suchte in die göttliche Ordnung der Dinge einzudringen, Kenntnisse über den Zustand der Menschen nach dem Tode zu erlangen und die Notwendigkeit einer Wiedergeburt festzustellen. Dazu gesellten sich rosenkreuzerische Anschauungen, die den verschwommenen geheimnisvollen Sinn der Systeme noch verstärkten. Cagliostro gelang es, in einer dieser Logen, die vermutlich von Jesuiten protegiert wurden, Aufnahme zu finden. Die Aufnahmezeremonie selbst entbehrte nicht einer gewissen Komik. Man ließ ihn eine Weile mit einer Hand an einem Seile hängen, was ihm nicht geringe Schmerzen verursachte. Dann verband man ihm die Augen, drückte ihm eine Pistole in die Hand und befahl ihm, diese mit Pulver und Blei zu laden. Als er hörte, daß er sie gegen sich richten und losschießen sollte, weigerte er sich, es zu tun. Hierauf nahm man ihm die Pistole aus der Hand und hieß ihn nun folgende Eidesformel nachsprechen: „Ich, Joseph Cagliostro, verpflichte mich in Gegenwart des großen Baumeisters und meiner Obern, wie auch der ehrwürdigen Gesellschaft, in der ich mich befinde, alles und jedes zu tun, was mir von meinen Obern wird anbefohlen werden, und deswegen verpflichte ich mich unter den bekannten Strafen, meinen Obern blindlings zu gehorchen, ohne nach dem Warum zu fragen und weder mündlich noch schriftlich, noch mit Gebärden

das Geheimnis alles dessen, was mir wird eröffnet werden, zu offenbaren." Jetzt durfte er dem abermaligen Geheiß, die Pistole loszudrücken, nicht mehr widerstehen. Er schoß bei verbundenen Augen und fühlte einen Stoß am Kopfe, ohne jedoch eine Verletzung zu spüren. Man hatte ihm natürlich beim zweiten Male eine blindgeladene Pistole in die Hand gedrückt und einer der Anwesenden hatte ihm während des Schusses einen Schlag auf die Schläfe versetzt. Nach diesen abgelegten Proben seiner Herzhaftigkeit wurde Cagliostro in die Loge aufgenommen.

Der Ritus befriedigte ihn jedoch nicht, und er trug sich darum mit dem Gedanken der Begründung eines eigenen Maurersystems. Durch Zufall fiel ihm ein Manuskript, das von ägyptischer Maurerei handelte und einen gewissen Cofton zum Verfasser hatte, bei einem Buchhändler in die Hände. Er erstand es und verknüpfte die in der Schrift niedergelegten Gedanken mit seinen eigenen Logenerfahrungen zu einem System, das sich die physische und moralische Vollkommenheit der Menschheit zum Ziel setzte. Die physische Wiedergeburt oder die Erhaltung der Jugendkräfte erfolgte vermittels der materia prima oder des Steines der Weisen, während die moralische durch Läuterung der Seele zu dem Urzustande der Unschuld vor der Erbsünde zurückführte.

Moses, Elias und Christus wurden von Cagliostro als die drei Hauptvorsteher des Erdballs, als die „vollkommensten Freimaurer" bezeichnet. Ihr Einfluß auf den Erdball und ihre Fürsorge für die Menschheit, behauptete er, dauere unentwegt fort. Ihre Untergeord-

neten seien die „geheimen Oberen“. Durch die Freimaurerei würden alle diejenigen zur Vollkommenheit erzogen, die zur heiligen Mystik bestimmt seien. Es gäbe verschiedene Klassen oder Stufen der werdenden Vollkommenheit. Die erste bestehe aus zweiundsiebzig Jüngern und verfüge über die Kenntnisse des Verjüngungselixiers, dürfe sie jedoch ohne Vorwissen der Oberen nicht verwenden. Aus den zweiundsiebzig werde die aus neunundvierzig Jüngern bestehende zweite Klasse gebildet; dieser sei bereits das Geheimnis des „roten Pulvers“ bekannt, d. h. das Vermögen, Metalle in Gold zu verwandeln; allerdings sei dieses Vermögen nur demjenigen verliehen, der nicht aus Eitelkeit oder irgendeinem egoistischen Triebe, sondern zu wohltätigem Zwecke sich des Goldes bedienen wolle. Die dritte Klasse ziehe den Kreis wieder enger und wähle aus den neunundvierzig fünfunddreißig Erlesene aus. Zu dieser Klasse zählte Cagliostro sich selbst; er sei damit schon Anwärter auf das ewige Leben, werde nur zeitweilig durch einen anscheinenden Tod geläutert und steige dann, gleich einem Phönix, aus seiner eigenen Asche immer wieder auf. Die nächste Klasse, die der Vollkommenheit noch näher rückte, umfasse vierundzwanzig Jünger. In dem letzten irdischen Grade endlich befänden sich nur zwölf Mitglieder; wer diese Stufe erstiegen habe, könne, wie Elias, in die höheren Regionen aufgenommen werden.

Um seinem System einen recht geheimnisvollen Anstrich zu geben, bediente er sich einer Menge symbolischer Zeichen, Figuren und Zahlen. Der Zirkel und das Dreieck spielten dabei eine große Rolle. 3 und 9, 2 und 7 galten

als heilige Zahlen. Ebenso die Buchstaben I H S, die man nur mit tiefster Ehrfurcht anblicken, nennen oder denken durfte. Wer die geheimnisvolle Kraft dieser magischen Zahlen und Buchstaben erkannt habe, lautete seine Lehre, dem erschlössen sich die Tore der Weisheit und Glückseligkeit, und der gelange schließlich in den Besitz der drei fehlenden Kapitel der Bibel, die sich in den Händen der Magier befänden und die die höchste Weisheit enthielten, durch welche die Welt beherrscht würde. Wenn Cagliostro Briefe unterschrieb, so setzte er nie seinen eigenen Namen, sondern ein durchgestrichenes Z und die Zahl 1255 darunter, die in der Quersumme 13 ergibt. Kurzum, es war alles darauf abgesehen, leichtgläubige und zum Wunderbaren neigende Gemüter zu verwirren und einzufangen.

* *
*

Mit diesem System ausgerüstet zog Cagliostro in den folgenden Jahren durch die Hauptstädte Europas und gründete überall seine ägyptischen Logen. Er ging dabei mit ungemein viel Schlauheit zu Werke. Vor allem gab er sich stets den Anschein eines großen Herrn. Je nach dem Lande oder der Stadt, die er aufsuchte, trat er unter verschiedenen Namen auf, bald als Conte Alessandro Cagliostro, bald als Marquis Pellegrini, bald als Signor Balsamo, bald als Graf Soundso usw. Ebenso wechselte er seinen Beruf. Mit Vorliebe bezeichnete er sich als preußischen oder spanischen Offizier. Stets reiste er mit großem Gefolge; Kuriere, Lakaien, Leibjäger in prächtigen Livreen bildeten seine Suite. Er

stieg in den besten Hotels ab, mietete eine ganze Etage und lebte auf großem Fuße. Kaum hatte er sich irgendwo häuslich niedergelassen, so verbreitete sich auch schon in der Stadt die Kunde, ein berühmter Wunderarzt sei angekommen, heile Kranke umsonst und teile Wohltaten aus. In der Tat benutzte er die Freigebigkeit zuerst als Lockmittel. Die Armen strömten scharenweise herbei, so daß seine Vorzimmer bald von Patienten überfüllt waren. Mit seinen Arzneien befreite er den einen oder den anderen auch von Fieber oder kleinen belanglosen Krankheiten. Sah er, daß er nicht helfen konnte, so wimmelte er den Patienten unter irgendeinem Vorwande ab oder bombardierte ihn mit Schimpfworten, die jenem alle Lust zu weiteren Besuchen nahmen. Die Neugier trieb auch Leute besserer Stände zu ihm hin. Selbst Prinzen und besonders vornehme Damen sprachen bei ihm vor. In Straßburg kam er derart in Mode, daß sich die Hautevolee zu ihm wie zu einer Assamblee drängte. Er selbst tat natürlich das möglichste, durch ausgesprengte Gerüchte über erfolgreiche Wunderkuren seinen Ruf zu steigern. Bald hatte er sich denn auch an einen irgendeinen einflußreichen Freimaurer oder gar an den Meister vom Stuhl selbst herangepirscht und auf diese Weise sich Zutritt zu den Logen verschafft. Jetzt begann für ihn das Geschäft. Alles laute Getue und Von-sich-redenmachen war bisher nur schlau berechnete Reklame gewesen. Nun mußten durch geschickte Spekulation auf die Wundersucht der Zeitgenossen die bisherigen Unkosten gedeckt und ein ansehnlicher Überschuß eingebracht werden. Cagliostro fand mit feinem Instinkt schnell diejenigen

heraus, die am meisten dem Hang zu übernatürlichen Dingen ergeben waren. Hatte er erst deren Begeisterung entfacht und gehorsame Schüler an ihnen gewonnen, so kamen die Mißtrauischen und Zweifler an die Reihe. Auch sie wurden zum Teil überwunden, sei es durch kühne Manipulationen, sei es mit Hilfe der blinden Anhängerschar, die jene mit sich fortzog. Nur wenige blieben hartnäckig und unbelehrbar bis zum Schluß. Auf sie entlud sich dann sein ganzer Zorn, der sich nicht selten in einem Hagelschauer von Schimpfworten kundgab.

Cagliostros Taktik bestand darin, Logen in den Logen zu errichten. Ehe er jedoch mit Erfolg an die Arbeit gehen konnte, mußte er vorerst einen festen Boden unter den Füßen haben. Fühlte er sich sicher, dann schwang er sich eines Tages frech auf dem Hochsitz des Meisters vom Stuhle und hielt den andächtig lauschenden Brüdern in einem dialektisch gefärbten Italienisch oder entsetzlichen Kauderwelsch-Französisch eine langatmige Predigt über Tugend, Unsterblichkeit und Gottheit. Das schlechte Französisch und die plumpen, ungehobelten Manieren, deren er sich im Verkehr bediente, nahm man ihm nicht weiter übel; denn man meinte, wie sollte er in Ägypten, von wo er herzukommen vorgab, Europas galante Höflichkeit und gute Umgangsformen erlernt haben.

Das Schwergewicht des Cagliostroschen Hokuspokus lag in den ägyptischen Logensitzungen, die er inszenierte, sei es, um seine Jünger für die höheren Grade vorzubereiten, sei es, um Geister Verstorbener oder in der Ferne weilende Personen zu beschwören, sei es, um seine alchemistische Kunst zu zeigen. Einige Augenzeugen haben

diese Vorstellungen beschrieben. Sie pflegten meist zu mitternächtlicher Stunde stattzufinden. Die Gäste wurden von einem galonierten Diener in einen geräumigen, mit theatralischem Halbdunkel erfüllten Saal geführt, dessen Wände mit schwarzem Zeug ausgeschlagen waren. An den Wänden prangten Abbildungen asiatischer Gottheiten, verschiedene Figuren, Symbole und hieroglyphische Zeichen. In der Mitte des Zimmers stand ein Altar, auf dem allerhand Teufelskram — Schädel, Amulette, ausgestopfte Eulen, vergilbte Pergamente, Retorten, einbalsamierte Affen, Schlangen in Glasgefäßen — wirr durcheinander lag. Vor diesem Altar mußte das Publikum im Halbkreis und in ziemlich weitem Abstand von der Zauberstätte Platz nehmen. Wenn alle versammelt waren, erschien der „Graf", gefolgt von seiner hübschen Gemahlin, die sich in der vordersten Reihe niederließ. Nun setzte sich der Prophet auf einen Dreifuß und erzählte seinen seltsamen Lebenslauf, wobei er sich vielfach als einen vorsintflutlichen Menschen bezeichnete. Nachdem er in einem langen Gallimathias das Blaue vom Himmel heruntergeschwindelt hatte, begann er seine Zaubereien, die eigentlich nichts weiter als geschickte Taschenspielerkunststücke waren. So verwandelte er beispielsweise Wasser in Wein, den er den Anwesenden zu kosten gab, reichte älteren Herren Tropfen seines Lebenselixiers, die sich nach dem Genuß auch sofort verjüngt fühlten, oder vergrößerte Edelsteine. Letztere Prozedur war seine erfolgreichste und zugleich erträglichste Nummer. Er ließ sich von einem der Zuschauer einen kostbaren Brillantring geben, hob den Stein her-

aus, tauchte letzteren in eine Flüssigkeit, murmelte dazu ein paar ägyptische und arabische Worte, schüttete sein berüchtigtes rotes Pulver in das Gefäß, in dem der Stein lag, und gab ihn dann zum allgemeinen Erstaunen doppelt vergrößert dem Eigentümer zurück. Daß dieser an Stelle des Edelsteins ein Stück Kristall erhalten hatte, erkannte der betrogene Besitzer meist erst dann, wenn der Verwandlungskünstler schon über alle Berge war.

Bei seinen Prophezeiungen und Geisterbeschwörungen bediente sich Cagliostro häufig der Mithilfe von Kindern, die er natürlich vorher über alle Fragen, die er an sie richten würde, genau unterrichtet und denen er unter Androhung grausamster Strafen, wie Zerstücklung bei lebendigem Leibe oder anderer Torturen, strengste Verschwiegenheit auferlegt hatte. Der zum Medium ausersehene Knabe — zuweilen war es auch ein Mädchen — wurde hinter eine verschlossene Tür gesteckt. Dann stellte sich der Magier in die Mitte des Zimmers, zog seinen Degen, gebot allen Andacht und Stillschweigen, stampfte mit den Füßen, schrieb mit dem Degen allerhand merkwürdige Zeichen in die Luft, sprach sinnlose Worte wie Helion, Melion, Tetragrammaton vor sich hin, stieß furchtbare Drohungen gegen alle diejenigen aus, die seinen Geboten nicht Folge leisten würden, und zitierte die Geister, die er rufen sollte, indem er durch die verschlossene Tür allerhand Fragen an das Medium richtete, auf die jenes nun mit den ihm vorher eingeflüsterten Antworten reagierte. Nach Ablauf der Unterhaltung murmelte er noch irgend etwas Unverständliches vor sich, stampfte mit dem Fuß an die

Tür, ließ das Kind heraus, und stürzte — eine Ohnmacht vortäuschend, was er meisterhaft verstand — vor Erschöpfung nieder. Wenn irgend etwas nicht klappte, sei es, daß das Medium einen Namen, den es nennen mußte, vergessen hatte, sei es, daß einer der Anwesenden in den verbotenen Kreis getreten und nicht, wie angedroht, tot zusammengebrochen war, so fehlte es Cagliostro nie an einer Ausrede. Entweder hatte er es selbst darauf abgesehen, um — wie er sagte — einen der Zuschauer zu prüfen, oder es befand sich, seiner Meinung nach, ein Ungläubiger im Zimmer, welcher der höheren Offenbarung unwürdig war.

Allein Cagliostro mußte auch hin und wieder mit Personen rechnen, die sich nicht ohne weiteres mit ein paar Worten abspeisen ließen, sondern sich vielmehr ein Vergnügen daraus machten, ihn durch Kreuz- und Querfragen gründlich in die Enge zu treiben. Solchen überlegenen Gegnern stand er hilflos gegenüber und wußte — wie schon oben angedeutet — nichts anderes als seine Grobheit entgegenzusetzen oder er versuchte sie bei den Mitgliedern seiner Gemeinde anzuschwärzen. Diese nüchternen, von keiner Überschwänglichkeit und Wundersucht angekränkelten Naturen, die sein betrügerisches Gebahren durchschauten, waren seine ärgsten Feinde, deren unterminierende Tätigkeit denn auch meist sein Ansehen ins Wanken brachte und ihn zum Wechseln seines Aufenthaltes zwang. Am gefährlichsten jedoch wurde ihm eine Frau, die selbst anfangs in seinem Bann gestanden und sich als eine gelehrige Schülerin erwiesen hatte — die kurländische Dichterin Elisa von der Recke.

Als Cagliostro nach manchen erfolgreichen Streifzügen und Gastspielen in Venedig, Leipzig, Berlin, Danzig und Königsberg im Februar des Jahres 1779 nach Mitau kam, erkannte er sofort, daß der Boden für ihn hier günstig war. Die höhere Gesellschaft schien allem Wunderbaren besonders geneigt zu sein. Er verschaffte sich Zutritt zu dem reichsgräflich Medemschen Hause, dessen Familienoberhaupt den Freimaurern angehörte und Alchemie als Liebhaberei pflegte. Wo gab es damals einen Edelmann, der kein Laboratorium sein eigen nannte und nicht in den Mußestunden mit Retorten, Tigeln, Windöfen und anderen Instrumenten hantierte? Cagliostro erwarb sich durch ein paar geschickt ausgeführte Experimente das Zutrauen des Grafen und seines ebenfalls mit alchemistischen Versuchen sich gern beschäftigenden Bruders. Die beiden Herren vermittelten dem Magier die Bekanntschaft anderer einflußreicher Aristokraten, und Cagliostro hatte bald in Mitau eine kleine Gemeinde. Auch Damen des Adels drängten sich teils aus Neugier, teils aus ehrlicher Überzeugung an den Wundermann heran und wünschten, in seine Loge d'Adoption aufgenommen zu werden. Unter den Frauen bezeigte das begeistertste Interesse für Cagliostros Prophetentum die Schwägerin des regierenden Herzogs, Elisa von der Recke, geborene Reichsgräfin von Medem. Ihr empfindsames Gemüt war der dankbarste Nährboden für Geisterbeschwörungen und allerhand wunderbare Manipulationen. Sie hatte sich durch die Lektüre von Wielands seraphischen Schriften, Cronegks „Einsamkeiten", Youngs „Nachtgedanken" und nament-

lich Lavaters Bekenntnissen in eine religiös-schwärmerische Stimmung hineingelesen, die zu einer leidenschaftlichen Verehrung der Person Christi ausgeartet war. Das Unglück ihrer Ehe vertiefte noch ihr religiöses Empfinden. Ihr ganzes Sehnen richtete sich auf die Vervollkommnung ihrer Seele und auf eine höhere Gemeinschaft mit den Geistern geliebter Verstorbener. Das machte sie so empfänglich für alle übernatürlichen Eindrücke und Begebenheiten. Cagliostro hatte diese eigentümliche Veranlagung Elisas sofort erkannt und seine Folgerungen daraus gezogen. Sie stand bald ganz unter seinem suggestiven Einfluß. Seiner eigentümlichen Überredungskunst, die sich oft zwischen Beschimpfungen und Schmeicheleien bewegte, je nachdem ob Elisa seine Erwartungen erfüllte oder nicht, gelang es schließlich, ihr den Glauben beizubringen, daß sie zu Höherem auserkoren sei und des Umgangs mit den Verstorbenen teilhaftig werden würde. Sie sah nun in ihrem Herrn und Meister einen gottgesandten Propheten, wenn auch wider Willen zuweilen der Verdacht in ihr sich regte, ob nicht in dessen Beschwörungen nekromantische Machenschaften mit im Spiele ständen. Cagliostro waren die hochstrebenden Wünsche seiner Schülerin selbstverständlich höchst gleichgültig. Er nährte sie nur, weil er einer treuen Helfershelferin oder vielmehr untadeligen Fürsprecherin bei seinen weiteren Eroberungszügen bedurfte. Sein nächstes Ziel war Petersburg. Die russische Hauptstadt mit ihrer reichen Aristokratie, üppigen Freigebigkeit und ausgesprochener Neigung zu Extravaganzen malte sich seine Einbildung als ein ergiebiges Betätigungsfeld aus. Welch'

ein Triumph winkte ihm, wenn es ihm gelang, die allmächtige Kaiserin für sich zu interessieren! Wer konnte ihm besser dazu verhelfen, als eine ausgezeichnet bei Hof angeschriebene Dame aus angesehener Familie? Elisa sollte mit ihm zusammen nach Petersburg reisen. Darauf hatte er es abgesehen. Vielleicht würde sie es — umsomehr, als die Verwandten zuredeten — auch getan haben, wenn nicht doch im letzten Augenblick Cagliostro mit seiner laxen Moral sich ihre Sympathie verscherzt hätte. Den Anlaß dazu bot gelegentlichlich einer Vorlesung die Auslegung des ersten Buches Mose, Kap. VI, 2 und 4. Die frivole Art, mit der er diese Bibelstelle interpretierte, verletzte die feinfühlige sittenreine Frau auf das tiefste. Vollends jedoch erschütterte er ihren Glauben an sein Prophetentum durch die einmal hingeworfene Bemerkung, daß er eine Frau gegen ihren Willen durch magische Mittel zu sinnlicher Liebe zwingen könne. Seit diesem Ausspruch verblaßte der Nimbus des Vielgefeierten in Elisas Augen, ja, es stellten sich nun sogar in ihr Zweifel an seiner ehrlichen Gesinnung ein, Zweifel, die ihr Veranlassung gaben, seine Manipulationen in Mitau gründlich nachzuprüfen und sein weiteres Wirken mit aufmerksamen Augen kritisch zu verfolgen. Das Material, das sie bei dieser Gelegenheit sammelte, gab ihr unzweideutig zu erkennen, daß sie einem abgefeimten Betrüger ihr Vertrauen geschenkt hatte. Als sie endlich 1787 mit einer Broschüre unter dem Titel „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779 und von dessen dortigen magischen Operationen“ an die Öffentlichkeit

trat, trug sie mit ihren Enthüllungen wesentlich zur Entlarvung des gefährlichen Schwindlers bei.

Inzwischen hatte Cagliostro mit manchem neuen Betrug die Chronik seiner Skandalosa vermehrt. In Petersburg, wohin er sich von Mitau aus wandte, gingen seine Hoffnungen nicht in Erfüllung. Obgleich einer der einflußreichsten Männer jener Tage, der allmächtige Günstling der Zarin, Fürst Potemkin, sich ihm, oder vielmehr seiner hübschen Gattin wohlgeneigt und erkenntlich bezeigte und obgleich sein Aushängeschild als Wunderarzt viele Damen und Herren der Gesellschaft anlockte, blieb ihm der große Erfolg versagt. Vor allem schadete ihm schon die Feststellung des spanischen Gesandten, daß es einen spanischen Adligen und Oberst namens Graf Cagliostro nicht gäbe. Ferner präsentierte ihm der preußische Gesandte einen uneingelösten Wechsel des preußischen Konsuls in Cadiz. Den Hauptanlaß zu seiner Diskreditierung gab jedoch folgendes Vorkommnis. Eine reiche Russin hatte ihm ihr mit einer tötlichen Krankheit behaftetes Kind zur Heilung anvertraut, natürlich unter Hinterlegung eines ansehnlichen Vorschusses. Einige Wochen später brachte er der Mutter das Kind als genesen zurück. Diese erkannte sofort, daß es sich um ein fremdes handelte; das ihrige war inzwischen gestorben. Eine Rückzahlung des Vorschusses lehnte er ab; er hatte ihn längst ausgegeben. Vielleicht wurde durch diesen Vorfall der Leibarzt der Zarin bewogen, gegen Cagliostros Kurpfuschereien Sturm zu laufen. Jedenfalls wuchs seine Gegnerschaft seitdem bedrohlich, und es kam sogar zu Demonstrationen vor seinem Hotel. Cagliostro war

nun keineswegs der Mann, sich durch einen Volksauflauf einschüchtern zu lassen. Er trat auf den Balkon hinaus und machte der Menge den Vorschlag, man solle ihm doch einen aus den verderblichsten Giften zusammengebrauten Trank reichen; er werde ihn vor aller Augen unbeschadet trinken, während alle anderen, die davon kosteten, sterben müßten. Auf diese etwas gefährliche Probe wollte sich niemand einlassen, und so blieb der schlaue Magier doch letzten Endes Sieger. Aber trotzdem zog er es vor, Petersburg den Rücken zu kehren.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Warschau, wo Cagliostro mit seinen Schwarzkünstlerexperimenten ein paar polnische Magnaten düpierte, traf er im September des Jahres 1780 in Straßburg ein. Hier erklomm er den Gipfel seiner Berühmtheit. Ein glücklicher Zufall machte ihn gleich populär. Es gelang ihm, den Sekretär des Kommandanten von einem bösen Übel zu befreien. Der Kardinal, Prinz Rohan, ein sehr schwärmerisch veranlagter und für alles Übernatürliche leidenschaftlich eingenommener Herr, erfuhr davon und trachtete sofort nach der Bekanntschaft mit dem Wunderarzt. Cagliostro, der bald die Gemütsverfassung des Prinzen als für seine Zwecke überaus dienlich erkannt hatte, wahrte gegenüber den Annäherungsversuchen des hohen Prälaten eine kühle Zurückhaltung, was — wie er richtig vermutete — der beste Weg zum Ziele war; denn der Kardinal fühlte sich dadurch nur heftiger zu dem Wundermann hingezogen und in seiner Meinung über dessen große Fähigkeiten bestärkt. Cagliostro gestattete ihm wohl den Zutritt zu seinem Laboratorium, aber er blieb einsilbig und zu-

geknöpft. Erst als er die Überzeugung hatte, daß sein wißbegieriger Gast sich mit Leib und Seele ihm verschreiben würde, wenn er es forderte, sagte er ihm eines Tages mit erhobenem Pathos: „Ihre Seele ist der meinen würdig; Sie verdienen, daß ich Ihnen alle meine Geheimnisse mitteile." Seitdem besaß er in dem Prinzen einen Gönner, wie er sich keinen besseren wünschen konnte. Die Gelder flossen ihm in Strömen zu, und seine Stellung in der Gesellschaft war gemacht; man lud ihn überall ein, ja, es gehörte sozusagen zum guten Ton, mit dem neuen Parazelsus bekannt zu sein. Nun war Straßburg allerdings auch ein ganz besonders günstiger Boden für Schwindler und Abenteurer, denn die magnetische Geheimbündelei hatte hier ihren Hauptsitz. An ihrer Spitze stand der Marquis von Puysegur, der Entdecker des Somnambulismus. Dieser, einer der eifrigsten Schüler und Parteigänger Mesmers, wollte nämlich beobachtet haben, daß die Kranken während des Magnetisierens in eine Art Halbschlaf verfielen, in denen sie hellseherische Momente hatten, die ihnen nicht nur ermöglichten, ihre eigenen Krankheiten zu beschreiben und die Mittel dagegen zu nennen, sondern auch zukünftige Dinge vorauszusagen. Puysegur gründete auf dieser Unterlage einen magnetisch-somnambulen Geheimbund, welcher der Schauplatz des ärgsten Humbugs wurde, der jedoch die Hautevolee Straßburgs in sich vereinigte. Natürlich mußte Cagliostro, von einem einflußreichen Mann, wie dem Prinzen Rohan protegiert, in einem solchen Kreise reüssieren, obwohl die medizinische Fakultät der Universität sich alle Mühe gab, die Ausweisung des

frechen Quacksalbers zu erreichen. Da Cagliostro stets Gefahr lief, seinen Ruf einzubüßen, wenn er allzu lange an einem Ort verweilte, so packte er eines Tages seine Siebensachen und verließ die Stadt seiner größten Erfolge.

In den nächsten Jahren trieb er sich, Schönheitswasser und Jugendelixiere verkaufend, Wunderkuren vornehmend und ägyptische Logen stiftend, teils in Frankreich, teils in Italien herum, bis er Ende des Jahres 1784 in Paris auftauchte, gerade zur rechten Zeit, um in eine der sensationellsten Skandalgeschichten aller Zeiten hinein verwickelt zu werden: den Halsbandprozeß. Dank der Protektion des Prinzen Rohan fand Cagliostro Eingang in die vornehmsten und reichsten Kreise von Paris. Die Hauptunterhaltung, die er den sensationslüsternen Parisern bot, war die Beschwörung berühmter Geister wie Voltaire, Diderot, d'Alembert u. a. aus dem Hades. Mit diesen magischen Operationen verdiente er Unsummen, die ihm einen fürstlichen Haushalt ermöglichten. War es da verwunderlich, wenn der Staatsgerichtshof der Anschuldigung der Hauptgaunerin la Motte, Cagliostro habe sich das Millionenhalsband angeeignet und es zerstückelt, Glauben schenkte und den Verdächtigen in Haft nahm, um so mehr, da noch ein anderer Verdachtsgrund — seine Freundschaft mit dem Kardinal Rohan — belastend mitsprach. So wanderte der vergötterte Wunderarzt und Großmeister aller ägyptischen Zukunftslogen eines Tages aus seinem prächtigen Hotel in der Sanct-Claudius-Straße in die Bastille, um neun lange Monate darin zu verbleiben, bis seine Unschuld erwiesen, oder sagen wir

besser: seine Mitschuld an der peinlichen Affäre nicht einwandfrei festgestellt werden konnte. Diese Kerkermonate waren für den an ein üppiges, glanzvolles Leben Gewohnten eine harte Prüfung. „Wenn man mir," sagte er später, „die Wahl zwischen dem Tod und einer sechsmonatlichen Gefangenschaft in der Bastille anböte, so würde ich ohne Bedenken sagen: Führt mich zur Richtstätte."

Von nun an ging es mit Cagliostro bergab. Die nächsten Jahre waren von einem unruhigen Umherschweifen erfüllt — ein Ahasverdasein im wahrsten Sinne des Wortes. Nirgends konnte er für längere Zeit Fuß fassen, weder in Frankreich, noch in London, noch in der Schweiz, noch in Italien. Überall, wo er sich blicken ließ, standen sofort Feinde gegen ihn auf — Wissenschaftler, Ärzte, Journalisten — und hinter ihm hetzte beständig die Meute gerichtlicher Schergen. In seiner Seelenangst — seinem Beichtvater in Trient hatte er sogar Zerknirschung und Reue vorgeheuchelt —, wandte er sich, vielleicht auch mehr auf den Antrieb seiner Frau, die sich in ihre Heimat zurücksehnte, mit einer Reihe Empfehlungsschreiben an einflußreiche Persönlichkeiten ausgerüstet, woran es ihm nie fehlte, nach Rom. Mit Hilfe des Kardinals de Bernis und anderer hoher Prälaten erhoffte er von dem Papst eine Bestätigung seiner ägyptischen Maurerei, obwohl er wissen mußte, daß im Kirchenstaat auf Propaganda für das Freimaurertum die Todesstrafe stand. Die Gesellschaft in Rom war nicht anders wie überall, d. h. ebenso sensationslüstern und wundersüchtig, die Herren Kardinäle nicht ausgenommen. Und so fanden

seine Geheimsitzungen in Rom nicht minder Zulauf aus den besten Kreisen wie seine magischen Operationen in der Seinestadt. Aber die Herrlichkeit währte nicht lange. Seine revolutionären Prophezeiungen, die damals für einen Mann, der einigermaßen die politischen Verhältnisse in Frankreich kannte, nicht schwer waren, erregten den Verdacht, daß er mit den Männern des Umsturzes in Paris fraternisiere. Eines Tages wurde er in seiner Wohnung verhaftet und in die Engelsburg gebracht. Nach fünfzehnmonatlicher Untersuchungshaft stellte man ihn vor ein Inquisitionstribunal. Da man ihm eine revolutionäre Betätigung nicht nachweisen konnte, wälzten die Richter die ganze Bürde der Schuld auf sein religiöses Treiben ab und stellten ihn als einen Ketzer, Religionsschänder und Gotteslästerer hin. Cagliostro weigerte sich standhaft, dies einzugestehen. Erst die Folter zwang ihn zu einem Bekenntnis nach dem Wunsche der Richter und zum Widerruf seiner Lehre. Daraufhin wurde er zum Tode verurteilt. Der Papst verwandelte jedoch die Todesstrafe in lebenslängliche Festungshaft. Cagliostros Frau Lorenza hatte aus Furcht vor der Tortur schneller ein Geständnis abgelegt und bei dieser Gelegenheit das ganze Sündenregister ihres Gatten gebeichtet und war dafür in das Kloster Sanct 'Apollonia in Trasteverre eingesperrt worden, wo sie auch später starb.

Die letzten Lebensjahre verbrachte Cagliostro in dem Fort San Leo bei Urbino. Sie waren ein furchtbares Martyrium. Er hatte viel unter der rohen Behandlung des Kommandanten zu leiden, der ihm Wasser und Brot als einzige Nahrung verabfolgen und, wenn er sich be-

schwerte, obendrein Stockschläge austeilen ließ. Es wird erzählt, daß man sein Stöhnen bis auf die Straße gehört habe. Im August des Jahres 1795 verbreitete sich dann plötzlich die Nachricht von seinem Tode. Ob er seinen unsagbaren Leiden infolge Entkräftung erlegen war, oder ob man ihn gewaltsam ins Jenseits befördert hatte, ist unaufgeklärt geblieben. Ein Beamter des Vatikans hat behauptet, daß er erdrosselt worden sei, als er sich in einem Tobsuchtsanfall auf den ihn besuchenden Geistlichen gestürzt hätte. Sein Schicksal erregte jedenfalls in ganz Europa ein lebhaftes Mitgefühl; die öffentliche Meinung vertrat die Ansicht, daß er für sein Verbrechen allzu hart bestraft worden war.

* *
*

Die Teilnahme, die man allenthalben dem in den Kasematten schmachtenden Abenteurer entgegenbrachte, muß uns heute eigentlich stutzig machen. Man sollte eher meinen, daß durch die Welt ein Aufatmen der Erleichterung gegangen wäre, als sie von dem lästigen Schmarotzer, der sie über ein Jahrzehnt lang an der Nase herumgeführt hatte, befreit worden war. Nichts charakterisiert deutlicher den Zustand der damaligen Gesellschaft, als diese Tatsache. Sie wollte betrogen werden; sie bedurfte solcher Parasiten, die an ihrem Eingeweide zehrten, sie fühlte sich ohne derartige Begleiterscheinungen nicht wohl. Der Ausspruch Goethes, daß die moralische und politische Welt vor Ausbruch der großen Revolution mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken wie eine große Stadt unterminiert gewesen sei, hat seine unantast-

bare Richtigkeit. Der Wunder- und Gespensterglauben, die theosophischen Phantastereien und magischen Spekulationen, kurzum das ganze mystisch-exzentrische Gebaren der Zeit hatte die Gesellschaft infiziert und sie um die Klarheit des Urteils gebracht. Sonst wäre es unmöglich gewesen, daß ein Mann wie Cagliostro so lange ungehemmt sein anrüchiges Gewerbe treiben und überall blind ergebene Anhänger finden konnte. Aber die Gönner und Verehrerinnen drängten sich ihm ja geradezu auf. Wohin er auch kam, überall streckten sich ihm offene Arme entgegen. Er brauchte seinen Zauberstab nur zu rühren und das „Tischlein-deck-dich" stand, mit köstlichen Gaben überladen, zur Verfügung vor ihm. Man erwies ihm fürstliche Ehren, man feierte seine Anwesenheit durch Bankette, man überhäufte ihn mit Geschenken, bezahlte seinen Mietzins und seine Schulden, man buhlte förmlich um seine Gunst; distinguierte Herren wählten ihn zu ihrem Vertrauten und Freunde, vornehme Damen stiegen in den Hotels ab, wo er wohnte und zahlten phantastische Preise für Kost und Wohnung, oder ließen sich die Speisen von dort bringen, wo er seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, oder kauften in den Geschäften, die seine Lieferanten waren, machten vor ihm Fußfälle, küßten seine Hände und schickten der „Gräfin" kostbare Geschenke.

Und zu dieser Verhimmelung in Taten und Gebärden gesellte sich noch eine fast größere in Worten. Das überschwängliche Urteil des Kardinals Rohan setzt allem die Spitze auf. Auch er soll zu den schwärmerischen Bewunderern gehört haben, die vor Cagliostro nach seinen

magischen Operationen niederknieten und seine alles vermögenden Hände küßten. Der Gräfin La Motte schrieb er voll innerster Überzeugung: „Sehen Sie selbst, wie ungerecht die Behauptung der Welt ist, ich ruinierte mich für den Grafen Cagliostro, während er doch der bedeutendste Mensch ist, den ich kenne und selbst ein Gott!" Ein anderer Enthusiast namens Mayer nennt ihn einen außerordentlich wunderbaren Mann, dessen Betragen und ausgebreitete Kenntnisse gleich bewunderungswürdig seien, dessen äußere Gestalt Verstand ankündige und Genie anzeige, dessen Feueraugen tief in der Seele lesen können. Und der leicht in Begeisterung überquellende Lavater spricht von ihm als von einem Manne, wie es wenige gebe, bedauert nur, daß ihm das Gefühl für die Einfalt des Evangeliums fehle. An anderer Stelle drückt er sich allerdings etwas vorsichtiger aus. „Cagliostro" — schreibt er an Goethe — „ist ein höchst origineller, kraftvoller, unerhabener und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeiner Mensch; ein Parazelsischer Sternnarr, — ein hermetischer Philosoph — ein Arkanist — ein Antiphilosoph — das ist nun wohl das Schlimmste, was von ihm gesagt werden kann. Ohn' alles, was von ihm erzählt wird — so, wie er dasteht, gewiß ein erzfester, höchst prägnanter Mann."

Wie soll man sich alle diese Überschwänglichkeiten, diese Huldigungen an einen abgefeimten Betrüger erklären? Waren sie wirklich nur Folgen der epidemisch verbreiteten Wundersucht jener Zeit? Entsprangen sie lediglich der allgemeinen Begeisterung für magische Operationen, deren geheimnisvolle Kraft, nach des „Meisters" eigener Er-

klärung in nichts anderem beruhte als „in verbis, in herbis, in lapidibus“? Oder spielten nicht auch hypnotische Einflüsse hier eine Rolle? — Die meisten, die Cagliostro kannten, schildern ihn als einen Menschen mit wenig vorteilhaftem Äußeren. Ein Reisender, der ihm 1783 in Straßburg begegnete, beschreibt ihn folgendermaßen: „Er ist ein kleiner, dicker, höchst breitschultriger, breit- und hochbrüstiger, dick- und steifnackiger, rundköpfiger Kerl von schwarzem Haar, gedrungener Stirn, starken, feingerundeten Augen, einer etwas gebogenen, feingerundeten, breitrückigen Nase, runden, dicken, auseinandergeworfenen Lippen, rundem, festem, hervorstehendem Kinn, runder, eiserner Kinnlade, feinem, fast kleinem Ohr, kleiner fleischiger Hand, kleinem schönen Fuß, gewaltig, vollblütig, rotbraun, mit einer gewaltig klingenden und vollen Stimme.“ Bartolozzis stark geschmeicheltes, in Öl, Aquatinta, Gips und Kupferstichen weit verbreitetes Bildnis kann also nicht für lebenswahr gelten. Carlyle hat schon recht, wenn er Cagliostros Kopf das „vollkommenste Charlatengesicht“ nennt. Aber in diesem echten, aufgedunsenen, Sinnlichkeit und Habgier ausdrückenden Halunkengesicht mit den seraphisch schmachtenden, wie in himmlischer Ergebung aufwärts gerichteten Augen lag doch eine fesselnde Macht, besonders wenn es in Ekstase geriet und von den Lippen der Strom der Beredsamkeit floß. Dann erhielten Cagliostros Worte etwas Überzeugendes, und der begeisternde Ton, in dem er sprach, verlieh den alltäglichen Dingen, die er vortrug, einen geheimnisvollen Inhalt, der unwillkürlich die Zuhörer in seinen Bann zog.

Schwache Naturen, Menschen mit einem zarten, sensiblen Nervensystem und weichem Charakter fallen solchen theatralischen Schaumschlägern leicht zum Opfer. Sie lassen sich durch deren Temperamentsausbrüche blenden und betören. Cagliostros Gläubige gehörten fast durchweg zu dieser Menschengattung. Er besaß aber kein ungezügeltes, leidenschaftliches Temperament, sondern — wie Carlyle richtig bemerkt — „ein cholerisches Temperament und war ein stämmig gewachsener, lärmsüchtiger Bursche, stets bereit zuzuschlagen, wenn der Sieg gewiß schien, ja, im Grunde genommen, nicht ohne eine verteidigungsfähige Wildheit, wie sie den Schweinen eigen zu sein pflegt.“ Unleugbar stand ihm eine große Willensstärke zu Gebote. Er ließ sich niemals vom Schicksal unterkriegen, obgleich er mehr als einmal sich in den verzweifeltsten Lebenslagen befand. Rastlos tätig, sich selten Erholung gönnend, oft nur mit ein paar Stunden Schlaf im Lehnstuhl sich begnügend, im Essen und Trinken vielfach sehr bescheiden, hauptsächlich von Makkaroni, die er selbst zubereitete, sich nährend, stählte er seinen Körper und lähmte auf solche Art alle physischen Widerstände. Trotzdem sein ganzes Treiben zielbewußt auf Bereicherung und Wohlleben eingestellt war, ähnelte er zuweilen doch mehr einem Asketen als einem Epikuräer. Frauen haben nie Einfluß auf ihn gewinnen können. Überhaupt beugte er sich keiner Autorität, es sei denn, seinen erdichteten geheimnisvollen „Oberen“. Er kehrte immer den Despoten hervor, der alles daransetzt, andere unter das Joch seines Willens zu zwingen. Widersprach man ihm, so wurde er jähzornig, grob, un-

flätig, gemein. Unduldsamkeit zeichnete ihn vor allen anderen Eigenschaften aus. Sie und die Neigung zum Betrügen bildeten die Grundzüge seines Wesens.

Dabei war sein Betrug plump und dumm. Alles, was er seinen Zuhörern vorschwatzte, war eine auswendig gelernte Lektion. Niemals hatte er einen geistreichen Einfall. Was er in Mitau vorführte, wiederholte er in Petersburg, Warschau, Straßburg, Paris, Rom und anderswo. Er glich einem einseitig begabten Schauspieler, der, in einer ihm auf den Leib geschriebenen Rolle Gastspiele gebend, von Stadt zu Stadt zieht. Um so erstaunlicher ist es, daß er so lange in Mode blieb. Vielleicht verdankte er das seiner vortrefflichen Inszenierungskunst. Man höre nur, was ein Zeitgenosse schreibt: „Ich komme eben von einer Audienz bei ihm (Cagliostro) zurück. Wie würden Sie diesen würdigen Menschenfreund verehren, wenn Sie ihn an meiner Stelle gesehen hätten, wie er von einem zum andern eilte, ihre ekelhaften Wunden mit der größten Emsigkeit verband, ihre Leiden erleichterte, ihnen Hoffnung einflößte, Arzneien und Wohltaten unter sie verteilte und sie mit Gaben überschüttete, ohne dabei einen anderen Zweck zu haben, als der leidenden Menschheit zu Hilfe zu kommen und das unschätzbare Glück zu genießen, hier auf Erden das Ebenbild der wohltätigen Gottheit zu sein ... Weit glücklicher, indem er gibt, als wenn er empfängt, offenbart sich seine Freude in seiner Herzensrührung. Alle diese Elenden, von Dankbarkeit, Liebe und Ehrfurcht durchdrungen, werfen sich ihm zu Füßen, umfassen seine Knie, nennen ihn ihren Retter, ihren Vater, ihren Gott!

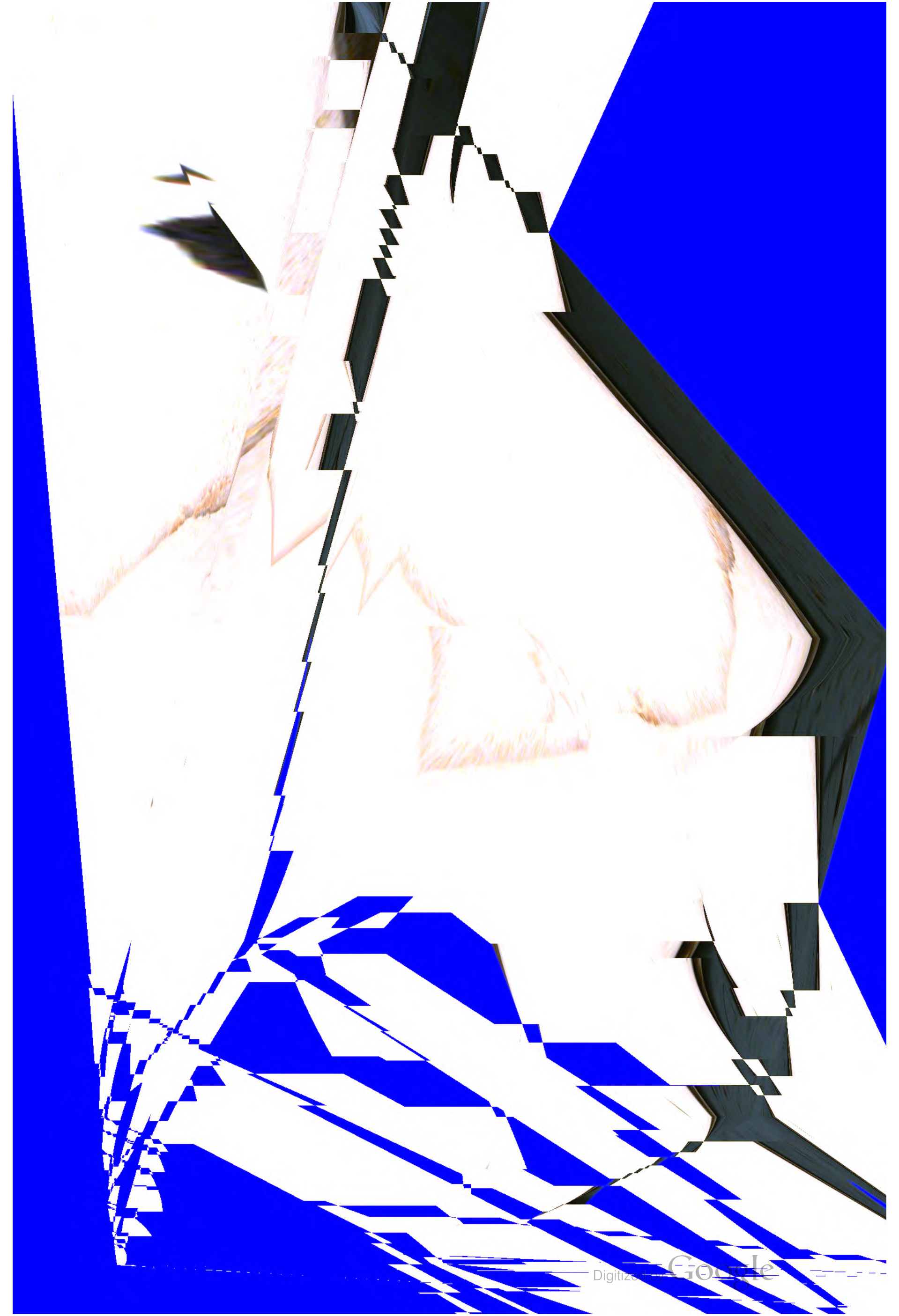
Der edle Mann wird bewegt, Tränen rollen aus seinen Augen, er möchte sie gerne verbergen, kann aber nicht; — er weint und die ganze Versammlung vergießt einen Strom von Zähren."

Wahrlich, geschickter und vorteilhafter kann man sich wohl kaum beim Publikum einführen, als durch ein solches Tableau! Und dieses wiederholte sich in jeder Stadt. Erst lockte man durch uneigennützige Taten die Schaulustigen heran, und hatten sie sich sattgeweint, dann beutete man sie desto leichter aus. Aber selbst schon diese Uneigennützigkeit war eine Maske. In der Öffentlichkeit wurde der große Menschenfreund zwar nicht müde zu behaupten, daß er keine Geschenke annähme, sondern nur aus Liebe und Mitgefühl für die Leiden der Menschen das Amt des Seelenarztes ausübe, im geheimen flossen ihm jedoch die greifbaren Dankbezeugungen durch die Hände der liebenswürdigen Gattin um so reichhaltiger zu. Aber stets beteuerte Madame, daß ihr strenger Herr Gemahl um Gottes willen nichts davon erfahren dürfe. Offenbart sich in dieser Taktik nicht der geriebenste Gauner? Doch sie erfüllte ihren Zweck: der Apostel fand seine Gemeinde.

„L'homme dans chaque siècle a connu les prestiges;
Le docteur que tu vois a profité des siens:
Il étudia l'homme et, grand magicien,
Sur l'ignorance humain il fondu ses prodiges."

(Vierzeiler unter dem Kupferstich von Devera nach dem Porträt Cagliostros von Guerini.)

Baron Trenck.



anderer als der aufgeklärteste Herrscher Europas — der große Preußenkönig — ein so furchtbares Los zugedacht hatte, und worin bestand sein fluchwürdiges Verbrechen?

Seinen Namen kündet der Titel des erwähnten Buches. Einer uralten fränkischen Adelsfamilie entstammend, deren Ahnen bis auf die Ordenszeit zurückreichen, war er am 16. Februar 1726 in Königsberg zur Welt gekommen. Ungewöhnlich begabt und durch eine sorgfältige Erziehung frühreif entwickelt, wurde er schon im Alter von dreizehn Jahren Student an der Universität seiner Vaterstadt — unter 3500 Kommilitonen der jüngste. Aber er blieb es nicht lange. Friedrichs des Großen Generaladjutant, Graf von Lottum, lernte ihn kennen, fand Gefallen an seinem aufgeweckten, frischen und unerschrockenen Wesen und überredete ihn, die Offizierslaufbahn zu ergreifen. Ohne lange Überlegung willigte Trenck ein, denn er fühlte, daß der Soldatenberuf seiner Natur mehr entsprechen würde als ein akademisches Amt. So siedelte er nach Potsdam über. Gleich nach seiner Ankunft wurde er dem König vorgestellt, auf den er ebenfalls einen guten Eindruck machte. Man steckte ihn in die Garde du korps. Drei Wochen später ließ der König ihn zu sich kommen und unterzog ihn einer Prüfung, die darin bestand, daß er ihm fünfzig Soldatennamen nannte, den Stoff zu zwei Briefen diktierte und eine bestimmte Gegend mit Bleistift aufzunehmen befahl. Trenck memorierte binnen fünf Minuten die Soldatennamen, verfaßte darauf die Briefe, einen in französischer und einen in lateinischer Sprache, und entwarf geschwind die gewünschte Skizze. Seine Leistun-

gen fielen so zur Zufriedenheit des Königs aus, daß er ihn auf Grund der abgelegten Prüfung zum Kornet der Garde ernannte. Schneller hat wohl kaum ein Kadett zum Offizier avanciert, als dieser jugendliche ostpreußische Junker — ein Beweis, wie hoch der Monarch Trencks Fähigkeiten bewertete.

Die glänzendsten Aussichten standen dem jungen Gardeleutnant offen. Die Gunst des Königs schien ihn im Fluge emportragen zu wollen. Da ereignete sich etwas, wodurch das schöne Einvernehmen zwischen dem Herrscher und seinem Adjutanten — bis zu diesem Rang hatte es Trenck schon in wenigen Wochen seines Aufenthalts in Potsdam gebracht — eine empfindliche Trübung erfuhr. Nicht daß es sich um ein Subordinationsvergehen oder überhaupt eine Verfehlung gegen die militärische Disziplin handelte, es war eine unglückliche Verkettung der Umstände, in die der junge Offizier ohne sein Zutun verwickelt wurde und aus der er sich nur mit Preisgabe seines persönlichen Glücks befreien konnte, wozu es ihm jedoch an Willen und Charakterfestigkeit gebrach.

Bei einem Fest zur Feier der Verlobung der Prinzessin Luise Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger machte Trenck, der als wachthabender Offizier für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen hatte, die Bekanntschaft der Prinzessin Amalie, einer jüngeren Schwester Friedrichs des Großen, die sich durch große Schönheit auszeichnete. Während die Mitglieder des königlichen Hauses und die zahlreich erschienenen Gäste sich in einer freudigen Feststimmung befanden, trug sie ein

niedergedrücktes Wesen zur Schau. Sie hatte Grund zu dieser Mißstimmung, denn sie fühlte sich hintergangen. Die Wahl des schwedischen Hofes war zuerst auf sie gefallen, und nur weil sie auf den Rat der Schwester sich dem Stockholmer Gesandten gegenüber hochmütig und abweisend verhalten hatte, was von jenem als eine Ablehnung des Antrags gedeutet worden war, kam das in Aussicht genommene Heiratsprojekt nicht zustande. Es war für sie dann eine um so peinlichere Überraschung gewesen, als Ulrike in den nunmehr ihr unterbreiteten Heiratsantrag eingewilligt hatte. In dieser Gemütsverfassung, halb von Groll, halb von Rachebedürfnis erfüllt, sah sie nun den jungen Trenck. Sie war damals einundzwanzig Jahre alt, wogegen er erst achtzehn zählte. Der junge, gewandte, lebhafte, durch sein einnehmendes Äußere vorteilhaft auffallende Offizier machte auf sie Eindruck. Er schien ihr der geeignete Mann zu sein, um sich in seinen Armen über die ihr zugefügte Kränkung zu trösten. Ihre Prinzessinnenwürde gänzlich außer acht lassend, bestellte sie ihn unverblümt noch am selben Abend zu einem Rendezvous. Und Trenck wagte als gehorsamer Kavalier nicht „nein" zu sagen. Dem einen Schäferstündchen folgten andere, folgte ein regelrechtes Liebesverhältnis. Es war klar, daß diese heimlichen Besuche für die Dauer nicht unbemerkt bleiben konnten. Bald wußte auch der König davon.

Für Friedrich ergab sich daraus eine schwierige Situation. Um der hohen Politik willen durfte er nicht dulden, daß ein Mitglied des Königlichen Hauses Anlaß zu allerlei anrüchigen Klatschgeschichten bot; anderseits

konnte er nicht offen einschreiten, weil er dadurch nicht nur seine Schwester kompromittiert, sondern auch einem Offizier, dem er gewogen war und von dem er sich viel für die Zukunft versprach, jede Karriere abgeschnitten hätte. Er hoffte wohl im stillen, daß diese Liaison ebenso schnell wie sie entstanden, wieder vergehen würde und suchte nur die Liebenden voneinander zu trennen. Aber er täuschte sich. Der leidenschaftliche, junge Liebhaber fand stets neue Mittel und Wege, um zu seiner Angebeteten zu gelangen. Die häufigen Arreststrafen, die wegen geringfügigster Dienstverletzungen, oft auch grundlos über ihn verhängt wurden, konnten ihn nicht zur Einsicht bringen. Ja, er setzte sogar etwas darein, seiner hohen Dame zu zeigen, wie sehr er um ihrer Liebe willen leiden mußte.

Der König betraute ihn, da alles nicht fruchtete, nun so häufig als möglich mit der Erledigung auswärtiger Aufträge. Kaum war Trenck jedoch zurück, so nahm das Liebesspiel wieder seinen Fortgang. Als er einmal über Erwarten schnell eine solche Mission in Dresden ausgeführt hatte und sich in Potsdam bei Friedrich, der gerade eine Parade abhielt, meldete, fragte jener: „Wo kommt Er her?" — „Aus Dresden," erwiderte Trenck. — „Wo war Er, eh' Er nach Dresden ritt?" — „Im Arrest." — „So geh' Er wieder hin, wo Er gewesen ist!" lautete kurz und bündig der Bescheid.

Der König mochte wohl schließlich eingesehen haben, daß er mit dem Arrestverhängen allein dem zähen Liebhaber die Leidenschaft nicht werde austreiben können. Darum griff er, so schwer es ihm vielleicht fiel, zu

härteren Maßnahmen. Er ließ ihn unter dem Vorwande, daß er unerlaubte Beziehungen zu seinem Vetter, dem österreichischen Pandurenoberst, Franz von der Trenck, während des schlesischen Feldzuges unterhalten habe, in die Festung Glatz einsperren. Der ganze Verdacht beruhte auf folgendem Brief des Pandurenobersten an seinen Vetter: „Aus Dero Schreiben de dato Berlin den 12. Februar ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um gegen meine Husaren und Panduren herumzutummeln. Ich habe bereits in voriger Kampagne mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. In Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen Ihre von meinen Leuten gefangenen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab, oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen und als seinem Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird." Dieser Brief, den Trenck als eine plumpe Fälschung bezeichnete, soll, nach seinen Angaben, von seinem Eskadronschef, einem Obersten Jaschinsky, der sich der besonderen Gunst des Königs erfreute, verfaßt worden sein. Welche Beweggründe auch die Veranlassung dieser Intrige gewesen sein mögen — denn um eine solche handelte es sich offenbar —, über eine Tatsache kommt man doch nicht hinweg: die schroffe, ablehnende Haltung des Königs gegenüber allen Unschuldsbeteuerungen und Bitten des Häftlings, ihn einem Verhör zu unterziehen und ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung zu gewähren. Es scheint,

als ob Friedrich selbst nicht an Trencks Schuld glaubte, aber doch wiederum froh war, den unentwegten Liebhaber hinter Schloß und Riegel zu haben, damit er nicht weiteres Unheil anrichten könne.

Diejenige, um derentwillen Trenck seine Strafe verbüßte, blieb ihm auch in seiner Gefangenschaft gewogen. Da sie keine andere Möglichkeit besaß, ihm zu helfen, obwohl sie es an solchen Versuchen nicht hatte fehlen lassen, schickte sie ihm wenigstens Trostbriefe und unterstützte ihn mit Geld. Trenck ahnte nicht, daß seine Haft nur ein Jahr währen sollte. Durch den Platzkommandanten war ihm eingeredet worden, daß seine Verurteilung lebenslänglich sei. Diese dunkle Zukunftsaussicht bestimmte ihn, durch Flucht dem furchtbaren Schicksal zu entrinnen. Mehrere Fluchtversuche schlugen fehl. Das eine Mal hatte er mit einer Feile das Gitter seines Fensters durchsägt und sich aus einem aus Bettlaken verfertigten Seil an der Mauer heruntergelassen. Bei dieser Gelegenheit war er jedoch in eine Senkgrube geraten und darin stecken geblieben. Der Kommandant, General von Fouqué, ließ ihn zum öffentlichen Gaudium bis Mittag in dem Unflat stecken und enthielt ihm dann noch den ganzen Tag das Wasser vor, so daß er sich nicht reinigen konnte. Ein anderer kühner Versuch, den er zusammen mit einem Mitgefangenen am Weihnachtsabend des Jahres 1746 unternahm, führte endlich zum Ziel. Beim Absprung in den hohen Wallgraben hatte sich sein Leidensgefährte den Fuß verstaucht; Trenck mußte ihn zwölf Stunden lang, von allen Seiten verfolgt, durch Schnee und Kälte auf dem Rücken tragen, bis

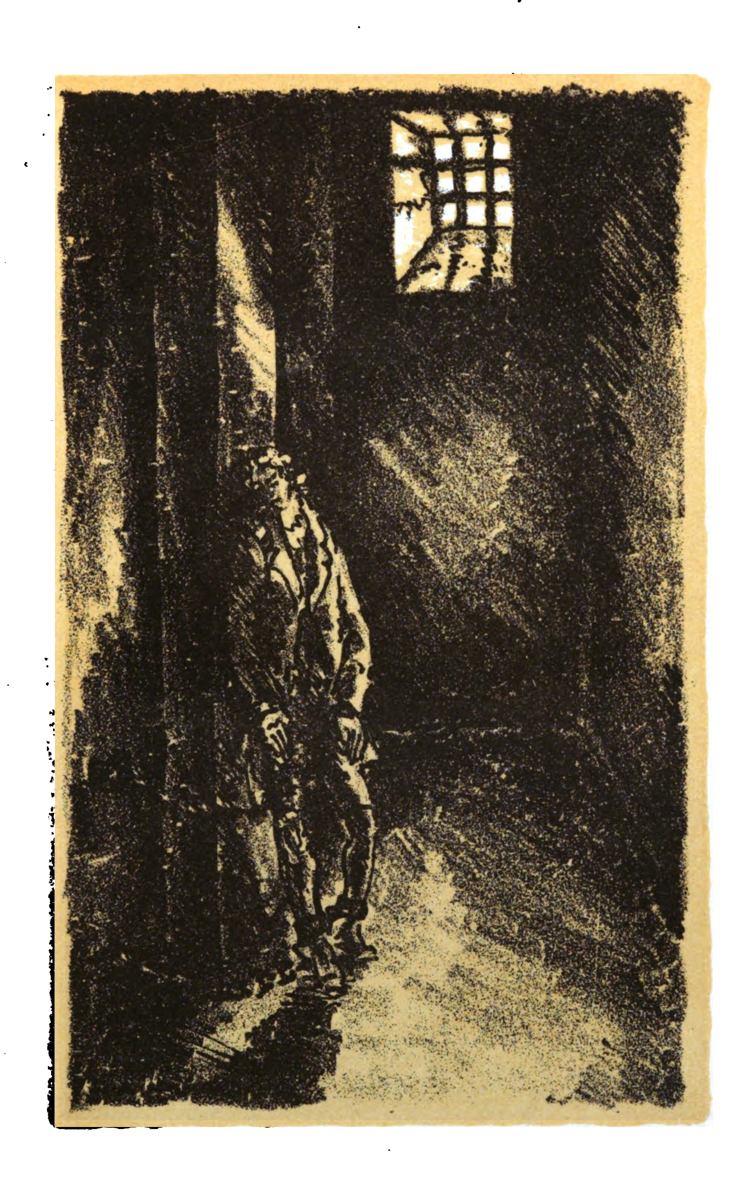
er endlich völlig erschöpft die böhmische Grenze erreichte.

Die Flucht aus der Glatzer Festung leitete die abenteuerlichste Periode in Trencks Leben ein. Ohne Mittel — seine ganze Barschaft bestand aus einem Louisdor — wanderte er mit seinem Freunde unter falschem Namen in der Winterkälte 169 Meilen, ohne zu betteln und zu stehlen, den kümmerlichen Unterhalt teils durch den Verkauf von Sachen bestreitend, teils auf die Gaben mitleidiger Leute angewiesen, teils als Musikant in polnischen Bauernhäusern sich und seinem Weggenossen ein kärgliches Abendbrot und Nachtlager verdienend, dabei ständig der Gefahr ausgesetzt, von preußischen Grenzoffizieren erkannt und festgenommen zu werden, über Bielitz, Meseritz, Thorn nach Elbing. „Wir gingen," erzählt er in seiner Lebensbeichte bei Gelegenheit der Schilderung dieser Entbehrungen, „in ein Bauernhaus, wo ein altes Weib eben Brot aus dem Ofen zog. Bezahlen konnten wir keines, und in diesem Augenblick empfand ich wirklich, daß es möglich sei, eine Mordtat um ein Stück Brot zu begehen." Und ein anderes Mal entringt sich ihm der Stoßseufzer: „Noch vor zwei Jahren tanzte ich in Berlin mit den Prinzessinnen und Schwestern meines Monarchen und jetzt saß ich in einer polnischen Hütte als Musikant für nackte und noch dazu für polnische nackte Bauern, mit denen ich mich noch zuletzt herumschlagen mußte." Die traurigste Erfahrung wurde ihm zuteil, als er im Brandenburgischen angelangt, zerlumpt und hungrig das Haus seiner Schwester betrat und es auf Geheiß seines Schwagers sofort wieder verlassen mußte.

Nach mannigfaltigen Kreuz- und Querfahrten, die ihn über Warschau und Krakau nach Wien führten, wo er die Bekanntschaft seines ihm so verhängnisvoll gewordenen Vetters machte, gelangte er, nachdem er in Nürnberg mit den dort stehenden russischen Offizieren Freundschaft geschlossen, ihnen im Hazardspiel das nötige Reisegeld abgewonnen, zu einem Hauptmann des Tobolskschen Regiments avanciert und in dem russischen Befehlshaber Graf Lieven einen aufrichtigen Beschützer gefunden hatte, über Danzig, wo er fast den Preußen in die Hände gefallen wäre, und Riga nach Moskau. Hier begann das Glück ihm wieder hold zu sein. Der englische Gesandte, Lord Hyndford, nahm sich seiner an und führte ihn in die Gesellschaft ein. Die Frau des Kanzlers Grafen Bestjuschew, eine geborene Hamburgerin und geschworene Feindin des Preußenkönigs, schenkte ihm ihre Gunst und hob ihn empor. Allein der preußische Gesandte von Goltz verfolgte aufmerksam sein Tun und Treiben und suchte ihn um jeden Preis unschädlich zu machen. So verdächtigte er ihn bei der Regierung der Spionage und lenkte außerdem die Aufmerksamkeit Bestjuschews auf die Beziehungen Trencks zu seiner Gattin. Fast hätten diese Anschuldigungen schlimme Folgen gehabt und Trenck die Verbannung nach Sibirien eingetragen, wenn er nicht durch seine Freundin rechtzeitig gewarnt und von Lord Hyndford seine Unschuld erwiesen worden wäre. Aufgebracht über die Goltzsche Intrige, hielt Trenck mit seinem Groll nun nicht mehr zurück und trat offen auf die Seite der Gegner Preußens. „Ich leugne auch gar nicht," berichtete er in seinen Me-

moiren, „daß ich von diesem Augenblick in Rußland alles mögliche tat, um die Absichten des Kaiserlichen Gesandten, Grafen Bernes, zu fördern, welches mein einmal angefachtes Feuer zu ernähren und mich zu brauchen wußte." Kurzum Trenck war auf dem besten Wege, ein angesehener Mann in Rußland zu werden. Da traf die Nachricht ein, daß der Pandurenoberst gestorben sei und seinem Vetter ein Millionenvermögen hinterlassen habe. So schwer Trenck der Abschied von seinen russischen Freunden fiel, machte er sich doch auf den Rat Hyndfords auf den Weg, nicht ohne vorher von der Kaiserin Elisabeth als Pflaster für die unschuldig erlittene Verfolgung und als Zeichen besonderer Gunst zweitausend Rubel empfangen zu haben, und reiste über Stockholm und Kopenhagen nach Wien, um seine Erbschaft anzutreten. Später bedauerte er diesen Schritt. „Rußland," schrieb er, „hätte ich nie verlassen sollen. Dieses war der Hauptfehler aller meiner Unternehmungen, den ich noch gegenwärtig bereue. Dort habe ich in einem Jahre mehr gelernt, mehr Freudentage und Ehre genossen, als in meinem übrigen ganzen Leben."

In Wien erwarteten Trenck unzählige Mißhelligkeiten, Ärgernisse und Scherereien. Die Ursache bildete das Testament des Pandurenobersten, Franz von der Trenck. Dieser, ebenso wie sein Vetter, eine kühne, draufgängerische, unternehmende und abenteuerlustige Natur, ein tüchtiger Soldat, der mit seinen verachteten Panduren Friedrich dem Großen im schlesischen Feldzuge viel zu schaffen gemacht hatte, aber ein Mann ohne Gewissensbedenken, mit ausschweifenden Gewohnheiten und grau-



samen Neigungen, der um seiner Verfehlungen willen zu lebenslänglicher Festungshaft auf dem Spielberg bei Brünn verurteilt worden war, dieser Mann, der nach den Worten seines preußischen Verwandten als Tyrann und Menschenfeind gelebt hatte und als ein heiliger Schurke gestorben war, hinterließ dem Genannten seine Güter und sein ansehnliches Vermögen. Zwar behauptete der Erbe, er habe von dem Vermächtnis nicht den geringsten Nutzen gehabt, sondern vielmehr aus seiner eigenen Tasche noch 60 000 Gulden hinzugeschossen, weil allein bei Übernahme der Erbschaft dreiundsechzig Prozesse gegen den Erblasser anhängig gewesen seien, die Riesensummen verschluckt hätten. Man weiß nicht, wie weit man Trenck, der es gern liebte, sich als ein hintergangenes und ausgebeutetes Opfer hinzustellen, in dieser Hinsicht glauben kann. Eins ist sicher, daß ihm außer dem Gelde einige beträchtliche Güter in Ungarn verblieben, auf die er allerdings wegen ihres Fideikommißcharakters als nächster Anwärter ohnehin ein Anrecht zu haben glaubte. Mit der Erbschaftsübernahme waren aber auch noch einige Klauseln verknüpft: der Erbe durfte keiner anderen Regierung als dem Hause Österreich dienen und sollte zur katholischen Kirche übertreten. Trenck fügte sich widerstrebend, trat in österreichische Dienste und wurde zum Rittmeister ernannt, nachdem man ihn erst kurz vorher verdächtigt hatte, Falschmünzer zu sein. Überhaupt mußte Trenck auf Schritt und Tritt die Erfahrung machen, daß man ihm in Wien nicht sonderlich gewogen war. Die Kaiserin Maria Theresia hielt ihn, wahrscheinlich infolge der Einflüsterungen der Jesuiten, die jener sein

Leben lang als Todfeinde betrachtete, für einen Ketzer schlimmster Art, einige Hofschranzen intrigierten gegen ihn und suchten höheren Orts die Meinung zu befestigen, daß er es mit seinem Eintritt in den österreichischen Staatsdienst nicht ernst meinte, sondern nach erlangter Erbschaft wieder in seine preußische Heimat zurückkehren werde. Kurzum überall, nicht zuletzt in den langwierigen Prozeßverfahren, wurden ihm Hindernisse in den Weg gelegt, die nur dazu beitrugen, seine Abneigung gegen Österreich zu vertiefen.

Im März des Jahres 1754 starb Trencks Mutter. Er nahm Urlaub und reiste nach Danzig, um mit seinen Geschwistern die Familienangelegenheiten zu regeln, weil sein Vermögen und folglich auch seine Erbschaften vom preußischen Staat konfisziert worden waren. In Danzig wurde er verhaftet, wie es hieß, als Vergeltungsmaßnahme gegen die Inhaftierung zweier Danziger Bürger in Wien. Das sollte natürlich nur ein Vorwand sein. In Wirklichkeit war er in eine Falle geraten, was durch die überstürzte Auslieferung des Gefangenen an Preußen, die bereits in der nächsten Nacht erfolgte, hinlänglich erwiesen wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiserliche Resident in Danzig, ein gewisser Abramson, die Hand selbst mit im Spiele hatte. Merkwürdig berührt auch die Tatsache, daß in Wien gar keine Schritte zur Befreiung Trencks unternommen wurden. Sollte etwa der dortigen Regierung der peinliche Vorfall willkommen gewesen sein?

Während der Überführung Trencks nach Berlin mußte das Standquartier des Herzogs Eugen von Württemberg

passiert werden. Dieser vornehme Offizier behandelte den unglücklichen Arrestanten mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und zeigte durch sein ganzes Benehmen, daß ihm dessen Schicksal tief zu Herzen ging. Er hätte ihm gern geholfen, und er scheint dies auch beabsichtigt zu haben, denn er gab ihm auf der Weiterfahrt nur einen einzigen Offizier zur Begleitung mit, der den ihm anvertrauten Gefangenen auffallend nachlässig bewachte, so daß es nicht an Gelegenheiten zur Flucht fehlte. Aber Trenck machte nicht davon Gebrauch.

Nach einem kurzen Verhör, das Trenck nur mit ein paar Worten erwähnt, wurde er in die Kasematten der Magdeburger Zitadelle gesperrt. Die Schilderung seiner Gefangenschaft in diesem fürchterlichen Verließ ist der ergreifendste Abschnitt seiner Lebensbeschreibung. Noch heute wird man beim Lesen desselben aufs tiefste erschüttert; denn man fühlt, daß aus diesen Seiten nicht, wie so häufig bei Trenck, absichtlich aufgebauschte Übertreibung, sondern schlichte, unverfälschte Wahrheit spricht. Mit welcher innigsten Anteilnahme müssen erst die empfindsamen Zeitgenossen, denen der Magdeburger Gefangene ungefähr in dem gleichen geheimnisvollen Nimbus erschien, wie der Mann mit der eisernen Maske, den Menschen zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, die Einzelheiten dieses Martyriums verfolgt haben! Man stelle sich vor: ein düsterer Kerker zu ebener Erde, acht Fuß breit und zehn Fuß lang, mit Mauern von zwei Metern Dicke, oben an der Wand ein kleines vergittertes Fenster, das ein paar kärglichen Lichtstrahlen Eintritt gewährt, der Fußboden aufgeweicht

und naß von dem Wasser, das beständig an den Mauern herabträufelt, und als Mobiliar nichts als einen Leibstuhl, der alle acht Tage ausgetragen wurde. In dieser dumpfen Behausung mußte Trenck, durch schwere achtundsechzigpfündige Ketten, mit denen man ihn an die Mauer angeschmiedet hatte, in der Bewegung beschränkt, auf die kärglichste Nahrung angewiesen — anfangs täglich anderthalb Pfund Kommißbrot und einen Krug Wasser — fast zehn Jahre seines Lebens verbringen. Es erscheint einem wie eine Fabel, daß ein Mensch unter solchen Umständen so lange leben konnte. Nur der zähen Gesundheit des Gefangenen, seiner unbeugsamen Energie und ungeheuren Selbstbeherrschung ist es zu verdanken, daß er dieser Marter nicht erlag. „Ich kann übrigens," äußerte er später, „mit überzeugter Gewißheit jedem Leser versichern, daß mir auch im Kerker die Jahre wie Tage verflossen. Nur zuweilen, wenn die Sehnsucht nach dem Genuß der schönen Welt erwachte, wenn die Triebe der Natur sich nach der edlen Freiheit drängten, wenn mein Ehrgeiz bei Betrachtung niederträchtiger Fesseln sich empörte, wenn ich meine Feinde siegreich und meine Güterräuber im Wohlstande betrachtete (er spielte hier auf einige österreichische höhere Beamte an, die, seine Gefangenschaft ausnutzend, sich die Einkünfte von seinen Gütern angeeignet hatten), oder wenn ein Anschlag zur Flucht mißlang, dann empfand ich Augenblicke, die zur Raserei und Verzweiflung reiften, dann fühlte ich die ganze Bürde meines Zustandes in vollem Gewichte."

Die einzige Zerstreuung, die Trenck sein furchtbares Los erleichterte, war seine Schriftstellerei. Er dichtete

Erzählungen, Fabeln, Lieder, Satiren, die er aus Mangel an Tinte — den Gebrauch derselben hatte man ihm streng untersagt — mit eigenem Blute niederschrieb, das er aus seinem Finger herausquetschte, in einem Scherben aufbewahrte, und, wenn es gerann, wieder mit der Hand erwärmte. Eine Bibel, die er auf diese Weise teils mit allerhand Versen, teils mit einer ebenfalls in gebundener Form abgefaßten Erzählung unter dem Titel: „Der Melancholico-Cholericus in einer Satyrischen Erzählung von dem Geschicke des strengen Majors Paul Ripel von Mops“ gefüllt hat, befindet sich im Besitz des ehemaligen Königs von Sachsen. Eine Zeitlang gravierte er Zinnbecher, die auf dem Raritätenmarkt große Kostbarkeiten geworden sind. Sie enthalten mit einem gewöhnlichen Bretternagel eingeritzte Bilder, die teils einen allgemein menschlichen symbolischen Charakter tragen, teils in einem Zusammenhang mit dem Schicksal ihres Schöpfers stehen. Deutsche oder französische Verse, allerdings so klein, daß man sie nur mit der Lupe lesen kann, pflegen sie zu begleiten. Auf einem dieser Becher, mit denen die Offiziere der Magdeburger Garnison einen schwungvollen Handel trieben, liest man folgendes Gedicht:

„Mein Leser! wenn du mich auf diesem Becher siehst!
Frey, Edel, Menschlich denkst und Vorurteile fliehst?
So wirst du Stoff für mich und dich zum Denken finden.
Dann hilff dem Armen Trenck, Verläumder überwinden!

Ach forsche was mich drückt! Sprich, wo ich seufzend schweige!
Und reiche mir die Hand, eh' ich zum Grabe steige!"

Es hat selten ein Mensch glühender die Freiheit geliebt als Trenck. Und gerade ihn, den kühnen, unruhigen Feuergeist, beraubte ein schreckliches Los der schönsten Jahre seines Lebens, indem es ihn aus den Freuden des Daseins jäh herausriß und in die grauenhafteste Kerkereinsamkeit verbannte. Doch wie ein in der Wildnis gefangener Tiger tagaus, tagein rastlos in seinem Käfig auf- und abrennt und voll Verzweiflung an dem undurchdringlichen Gitter rüttelt, so wurde auch er nicht müde, immer neue Möglichkeiten der Flucht zu ersinnen und zu versuchen. Bald knüpfte er Verbindung mit der vor seinem Gefängnis patrouillierenden Schildwache an, die aus Mitleid ihn mit den nötigen Werkzeugen versorgte; bald beförderte er durch sie Briefe an Freunde, die ihn auf demselben Wege mit Geld versorgten, das er für Bestechungszwecke gebrauchte; bald plante er Verschwörungen mit Hilfe der in Magdeburg untergebrachten österreichischen Kriegsgefangenen; bald durchfeilte er seine Eisenketten und grub mit seinen Händen in monatelanger unermüdlicher Arbeit unterirdische Gänge, die er frühmorgens wieder sorgfältig zudeckte, nachdem er den ausgehobenen Sand auf dem Boden festgestampft hatte. Wie oft befand er sich schon nah am ersehnten Ziel, aber immer wieder trat im letzten Augenblick ein Ereignis dazwischen, das sein Vorhaben vereitelte, sei es, daß eine Schildwache ihn verriet, sei es, daß ein Zufall die Ent-

deckung seiner Vorbereitungen herbeiführte. Und die Folge war dann stets eine weitere Verschärfung der Bewachung, Verstärkung der Ketten und noch größere Einschränkung der ohnehin kaum vorhandenen Bewegungsfreiheit. Die Festungskommandanten, denen strengste Wachsamkeit hinsichtlich dieses Gefangenen anbefohlen war, walteten ihres Amtes mit Inquisitorenhärte. Aber alle diese Maßnahmen schreckten Trenck nicht davon ab, von neuem aussichtslose Fluchtversuche zu wagen. Endlich, am Weihnachtsabend des Jahres 1763, genau siebzehn Jahre nach der Flucht aus der Festung Glatz, schlug Trencks Befreiungsstunde. Der Graf Schlieben traf als Kurier in Magdeburg ein und überbrachte das Entlassungsdekret. Ehe er seine Freiheit wiedererhielt, mußte er jedoch schwören, sich an niemand rächen zu wollen, niemals den sächsischen oder preußischen Boden zu betreten, über alles, was geschehen, zu schweigen — schriftlich und mündlich — und solange der König lebe, keinem Herrn, weder in Militär, noch in Zivil zu dienen.

Die Tatsache, wem Trenck eigentlich seine Freiheit zu verdanken hatte, ist nicht ganz aufgeklärt. Er selbst bezeichnet als seine Befreier den damaligen Gouverneur von Magdeburg, Herzog Ferdinand von Braunschweig, und den österreichischen Gesandten in Berlin, Generalfeldmarschall Baron Ried. Thiébaut dagegen erzählt in seinen Erinnerungen über Friedrich den Großen, die Prinzessin Amalie, die nach wie vor treu an dem einstigen Geliebten gehangen habe, sei die Urheberin gewesen. „Von dem glühenden Wunsche beseelt, dem Geliebten zu helfen," berichtet er, „setzte sie ihre letzte Hoffnung

auf eine Fürsprache der Kaiserin Maria Theresia. Die große Schwierigkeit war nur, diese für den Gefangenen zu interessieren. Ein Unterhändler, den die Prinzessin in Wien hielt, entdeckte ihr schließlich die geeignete Persönlichkeit — einen Mann niedrigsten Standes, der als Parkettbohner in der Hofburg bedienstet war und jeden Morgen um sechs Uhr im Schlafgemach der Kaiserin das Kaminfeuer anzuzünden hatte, wobei Maria Theresia zuweilen mit dem Manne, einem geborenen Savoyarden, einige Worte wechselte. Der Agent der Prinzessin suchte ihn auf, versprach ihm eine Belohnung von zehntausend Dukaten und zahlte sofort eine Summe von zweitausend Dukaten an. Es gelang dem Bedienten, in geschickter Weise die Gedanken der Kaiserin mit dem Gefangenen in Magdeburg zu beschäftigen; sie schritt zu seinen Gunsten ein, und Friedrich mochte ihr wohl die Bitte, die erste nach dem Abschluß des Hubertusburger Friedens, nicht abschlagen."

Hatte der König wirklich einen solchen Groll auf Trenck, daß nur die Bitte einer Kaiserin schließlich ihn zu erweichen vermochte? Und ist wirklich nur Trencks leichtsinnige Liebschaft die Ursache seines nicht zu besänftigenden Zornes gewesen? Einst, im schlesischen Kriege, soll er doch, seinem Liebling den Orden Pourlemerite umhängend, zu dem englischen Gesandten sich geäußert haben: „C'est un matador de ma jeunesse!" Und das zu einer Zeit, als ihm die Beziehungen Trencks zu seiner Schwester längst bekannt waren. Nein, es ist undenkbar, daß Friedrich, der sonst so tolerant dachte, über einen Offizier um einer Jugendtorheit willen eine

Strafe verhängte, wie sie dem schlimmsten Verbrecher gebührt! Es müssen noch andere Gründe für ihn stichhaltig gewesen sein. Spionage? — Die konnte dem Angeschuldigten nicht nachgewiesen werden. Daß Trenck in Rußland gegen Preußen konspirierte, wird von ihm offen zugegeben. Vielleicht mag dieser Umstand den König besonders erbittert haben, wenn er sich auch hätte sagen sollen, daß die Worte eines Gekränkten nicht allzu schwer in die Wagschale fallen. Mehr jedoch — und dies wird hauptsächlich seine Empörung entflammt haben — fühlte er sich durch die Indiskretionen verletzt, die Trenck beging. Er wußte schon in Deutschland über sein Liebesverhältnis nicht zu schweigen. So vorsichtig er sich später als Memoirenschreiber in bezug auf seine Herzensbeziehungen ausdrückt, so unvorsichtig war er im persönlichen Verkehr. Kein Wunder, wenn Friedrich, der die Bedeutung des guten Rufes einer heiratsfähigen Prinzessin in der Politik zu schätzen wußte und gerade gegenüber der Kaiserin Elisabeth, deren moralische Qualitäten ihm selbst Anlaß zum Spott gegeben hatten, diesen Standpunkt aufrecht erhalten mußte, dem Urheber des skandalösen Hofklatsches die ganze Strenge seines Zornes fühlen lassen wollte. Aber auch, wenn man diese Erwägungen in die Beurteilung der Handlungsweise Friedrichs hineinbezieht, wird man ihn nicht von dem Vorwurf einer ungerechten Härte freisprechen können. Der Fall Trenck bleibt ein dunkler Punkt in der Denkungsart des großen Königs.

* *

Nach der Befreiung aus der Gefangenschaft lenkte Trencks Leben in friedlichere Bahnen ein, wenn er auch nach wie vor ein Brausekopf und unruhiger Geist blieb. Allerdings behauptete er in seinen Erinnerungen, daß er lieber auf zehn Jahre nach Magdeburg in sein Gefängnis zurückkehren, als alles das noch einmal ertragen wollte, was ihm nach seiner erlangten Freiheit in Österreich widerfahren sei. Man darf diese Worte jedoch nicht allzu ernst nehmen. Trenck liebte es, mit seinen Leiden zu kokettieren und sich bei jeder Gelegenheit als einen Märtyrer hinzustellen. Er bildete sich ein, die Welt sei nur für ihn allein vorhanden und jeder müsse sich mit ihm beschäftigen. In dem geringfügigsten Ärgernis witterte er eine Schikane. Überall sah er Feinde, die ihm nachstellten oder gar nach dem Leben trachteten. Namentlich von den Geistlichen fühlte er sich ständig verfolgt. Einmal hätten ihm, erzählt er, drei Dominikaner beim Kloster Schwarzenbruck aufgelauert, um ihn umzubringen. Er habe sie jedoch bemerkt, mit schrecklicher Stimme angerufen und einen von ihnen über den Haufen geschossen. Ein anderes Mal sei er von acht Straßenräubern angegriffen worden, die er mit der Scheide seines Degens in die Flucht geschlagen hätte. Auf ein paar mehr oder weniger kam es ihm dabei nicht an. Die Übertreibung handhabte er ebenso gewandt wie seinen Degen.

Diese Münchhauseneigenschaft war ein hervorstechender Zug seines Wesens. Seine Erzählungen sind darum, trotz der häufigen Wahrheitsbeteuerungen, mit großer Vorsicht zu bewerten. Gewiß, es fehlte ihm nicht an Mut und Verwegenheit. Aber manchmal klingen doch die

Schilderungen seiner Abenteuer stark nach Jägerlatein. Man höre nur die Beschreibung seines Zusammenstoßes mit den als Kaufleute verkleideten Preußen, die ihn und seinen Kameraden Schell hinter Czenstochow festnehmen und nach Schlesien transportieren wollen. „Den 7. gingen wir den Weg nach Parshimiechy. Kaum waren wir aber eine Stunde vorwärts, so sahen wir von weitem einen Wagen auf der Straße. Wir kamen näher und erkannten den Wagen unserer Verfolger, der im Schnee zu stecken schien, und die Herren alle herum. Sobald wir uns näherten, riefen sie uns zu Hilfe. Der Anschlag muß gewesen sein, uns heranzulocken. Schell war ein schwacher Mensch, mir hingegen wäre man in die Arme gefallen und hätte uns leicht in den Wagen geworfen, denn der Zweck war, uns lebendig zu fangen. Sogleich traten wir aus der Straße und gingen etwa dreißig Schritte seitwärts vorbei mit der Antwort: „Wir haben keine Zeit, euch zu helfen, meine Herren!“ Gleich rissen sie aber vier Pistolen heraus und liefen uns auf den Leib mit dem Geschrei: „Halt, steht Spitzbuben!“ — Wir fingen abgeredetermaßen an zu laufen, auf einmal wandte ich mich kurz und schoß den ersten, welcher mir ganz nahe kam, mit der Flinte auf das Herz. Er fiel; Schell gab Pistolenfeuer, ein paar Schüsse fielen zurück, wodurch Schell eine Streifkugel am Halse bekam. Ich griff den anderen an, schoß mit beiden Pistolen, er lief davon. Ich verfolgte ihn in der Wut bei 300 Schritte, holte ihn ein, und als er sich mit dem Degen in der Faust wandte, sah ich, daß er voll Blut war, fand wenig Gegenwehr und hieb ihn nieder. — Gleich wandte ich mich

zurück und sah den Schell in der Gewalt der anderen beiden dem Wagen zuschleppen. Rasend stürzte ich auf sie los. Kaum erblickten sie mich, als sie beide in das Feld liefen. Der Kutscher sah das Scharmützel, schwang sich auf den Wagen und fuhr davon."

Am aufdringlichsten macht sich Trencks Prahlerei dort geltend, wo er auf seinen Ruhm zu sprechen kommt. Nun hatte er insofern recht, daß man ihn eine Zeitlang — besonders in Paris — als eine europäische Sehenswürdigkeit betrachtete, daß gekrönte Häupter seine Bekanntschaft suchten, daß man ihn auf dem Theater verherrlichte, ihm zu Ehren Feste gab, sein Bild auf Porzellan und Fächer malte, ihn als lebensgroße Wachsfigur im Panoptikum zeigte und die neuesten Moden nach seinem Namen benannte. Doch der großsprecherische Ton, mit dem er immer wieder seine Berühmtheit hervorhob und sich als den Mittelpunkt der Gesellschaft hinstellte, ließ ihn als einen ungemein eitlen, von sich eingenommenen Menschen erscheinen. Fortwährend kehren Sätze wie diese wieder: „Man gab mir Feste und Bälle. Die ganze Stadt war rege, und man erwies mir soviel Liebe und Achtung, daß ich die dort genossene Freude ewig nicht vergessen werde und den gutherzigen Einwohnern daselbst den redlichsten Dank opfere," oder: „Der Zulauf war allgemein, um mich zu sehen. Man überströmte mich mit Höflichkeit. Es wurden mir zu Ehren Bälle und Feste veranstaltet. Alle Schönheiten der Stadt erschienen in vollem Glanze, sie umringten mich, und jeder Tänzer wälzte mir die seinige in die Arme." Oder: „Man hatte das Stück ‚Le Baron Trenck' angekündigt, aber

die Polizei verbot es auf mein Begehren, um dem Tumult vorzubeugen, weil mich das Volk erdrückt hätte." Oder: „Kaum trat ich in die Loge, so empfing man mich im Orchester mit Pauken und Trompeten und das Parterre mit einem lärmenden Händeklatschen und Zurufen: Vive le Baron Trenck!" Oder: „In Nancy hatten tausend Menschen zwei Tage auf mich gewartet, und die Zöllner hatten große Trinkgelder erhascht, um meine Ankunft sogleich überall bekannt zu machen." Oder: „Überall, wo ich ein Diner oder Souper annahm, waren schon alle Hausfreunde eingeladen, um mich kennen zu lernen, und nach dem Essen drang alles in derselben Absicht herbei. So war ich innerhalb sechs Tagen schon überall bekannt und die ganzen sechs Monate (in Paris) hindurch ein wirklich gequälter Mensch und im voraus engagiert. Jedes Mittagsmahl war ein Fest. In den meisten Häusern war das Dessert mir zu Ehren mit Anspielungen auf mein Gefängnis und Schicksal mit Triumphbogen und Lorbeerkränzen eingerichtet. Die Damen sangen Arien, die mir zu Ehren komponiert waren, und präsentierten mir den Lorbeerzweig."

Wenn Trenck sich wenigstens damit beschieden hätte, daß alle diese tatsächlichen und eingebildeten Ovationen dem politischen Märtyrer, dem Gefangenen des viel gehaßten, viel gefürchteten und viel bewunderten großen Preußenkönigs galten; nein, er wiegte sich in dem Ruhm des bedeutenden Schriftstellers und lebte in dem Wahn, daß aller Beifall hauptsächlich seinem dichterischen Ingenium gespendet wurde. Er sagt ausdrücklich an einer Stelle, er sei in England und Frankreich durch seine

Schriften so bekannt geworden, daß er sich für Geld hätte sehen lassen können. So weit es sich um seine Lebensgeschichte handelt, mag man seinem Ausspruch beipflichten, doch nur mit der Einschränkung, daß der Inhalt, nicht die Form bewundert wurde. Von seinen übrigen schriftstellerischen Leistungen, unter denen das satirische, im Gefängnis bereits entworfene Epos „Der mazedonische Held“ sich nach seiner Ansicht einer gleichen Verbreitung wie der Eulenspiegel erfreuen sollte, von seinen Gedichten, Erzählungen und Dramen, die er später in einer zehnbändigen Sammlung vereinigte, ist kaum etwas über einen engen Interessentenkreis, geschweige denn in die Welt hinausgegangen. Es ist auch niemand zuzumuten, daß er sich noch heute mit diesem literarischen Ballast sein Hirn beschwere. Vergilbt und verstaubt lagert er noch, hin und wieder von einem Kuriositätenfreund aufgestöbert, im verborgenen Winkel irgendeiner Bibliothek. Nur die mit Blut geschriebene Trenckbibel findet wegen des besonderen Saftes, der als Tinte diente, andächtige Betrachter.

Wer die Lebensgeschichte liest, kommt auch heute noch auf seine Rechnung. Zwar muß er die übermäßige Selbstvergötterung des Verfassers als unangenehme Beigabe mit in den Kauf nehmen. Aber die temperamentvolle Sprache, die Fülle der Begebenheiten, die aufregenden Fluchtversuche, die kleinen Intrigen und Schikanen, deren sich der arme Held beständig zu erwehren hat, gleichen einigermaßen jenes Manko aus. Was uns an dem Buche fesselt, ist sein abenteuerlicher Inhalt. Trotz der Behauptung Trencks, daß er alles Abenteuer-

liche in seinen Erinnerungen verschweige, sind sie doch größtenteils aus solchen Elementen zusammengesetzt. Freilich einer schier unübersehbaren Reihenfolge von Liebesverhältnissen wie in Casanovas Denkwürdigkeiten wird man bei ihm nicht begegnen, obwohl er selbst gesteht, daß aus Liebesgeschichten all seine Glücks- und Unglücksfälle entstanden seien. Aber er fügt auch gleich hinzu, daß er — entgegen der Lebensmaxime des ihm in mancher Hinsicht verwandten Venetianers — kein Freund des Wechsels war. „Auch in der Liebe war ich zu aller Verführung der Unschuld, zum Betrug, zur Unbeständigkeit unfähig. Sogar in feuriger Jugend floh ich alle tierischen Ausschweifungen der Geilheit, suchte mir etwas für mich allein oder wurde gesucht, und genoß in allen Ländern, wo ich war, die Freude der Liebe und Freundschaft zugleich, die ich beide zu erwecken, zu erhalten und auch zu verdienen wußte. Weder in London, Paris, Rom, Venedig noch Berlin hat mich gewiß niemand in liederlichen Häusern noch Gesellschaften gesehen." Und unmittelbar darauf fährt er fort: „Frauen der ersten Klasse bildeten mich als Jüngling und hielten mich in Ehrfurcht vor Ausschweifungen zurück. Frauen lehrten mich männliche Sitten und verfeinerten Weltgeschmack; Frauen unterstützten mich mehr als Männer im Unglück. Meine wenigen guten Tage habe ich Frauen zu verdanken."

Wenn Trenck einmal die volle Wahrheit spricht, so geschieht es hier. Ihm, dem schönen Mann — und als solchen muß man sich ihn nach den vorhandenen Stichen vorstellen — hat es gewiß nie an Frauen gefehlt, die

lächelnd nur auf einen Lockruf warteten, um in seine Arme zu fliegen. Aber er war wählerisch. Nicht jedes hübsche Gesicht fand vor seinen Augen Gnade. Er verfolgte die Taktik des Chevalier von Gramont: die schwersten Eroberungen seien die verlockendsten. Einige davon hat er uns ausführlich mitgeteilt, aber über diejenige, die ihm am leichtesten fiel, gleitet er nur mit ein paar andeutenden Worten hinweg; und doch wurde gerade dieser leichte Sieg sein Verhängnis, das ihn um die schönsten Jahre seines Lebens brachte.

* * *

Als Friedrich Wilhelm II. nach dem Tode seines Oheims Trenck gestattete, sein Vaterland zu betreten, besuchte er in Berlin auch die einstige Geliebte nach mehr als vierzigjähriger Trennung. Er war damals schon ein Mann mit weißem Haar, gebeugt von der Last des Schicksals, aber immer noch imponierend und schön. Die Prinzessin Amalie dagegen hatte alle ihre Reize eingebüßt; ihr Körper war zusammengeschrumpft, ihr Gesicht mit Falten überdeckt und der Glanz ihrer märchenhaften Augen erloschen. Der Kummer über das Unglück des Freundes, dem sie zu helfen nicht imstande gewesen war, hatte alle ihre Schönheit vernichtet. Es muß ein ergreifendes Wiedersehen gewesen sein. Stundenlang saßen sie beisammen und gedachten unter Tränen der Vergangenheit. Auch über die Gegenwart wurde gesprochen. Die Prinzessin nahm den regsten Anteil an Trencks Schaffen und Wirken, erkundigte sich nach seinen jetzigen Verhältnissen, nach seiner Familie — er hatte 1765 die

jüngste Tochter des Bürgermeisters von Aachen de Broë geheiratet und lebte mit ihr in einer glücklichen, kinderreichen Ehe —, fragte, wie alt die Kinder wären und wie sie erzogen würden, versprach, die beiden ältesten Töchter nach Berlin kommen zu lassen, für sie zu sorgen und seine Frau im Testament zu bedenken. Als sie ihm beim Abschied die Hand reichte, sagte sie bewegt: „Kommen Sie bald zurück, Freund! Ich will Sie gern bald wiedersehen!" Aber es sollte das letzte Mal sein, daß sie sich begegneten. Fünf Tage später, während Trenck nach Ostpreußen reiste, um seine Vermögensangelegenheiten in Ordnung zu bringen, starb sie eines friedlichen Todes.

Trencks Schicksale aus der zweiten Hälfte seines Lebens haben nicht den fesselnden Reiz seiner früheren. Meist verbrachte er seine Zeit mit Geschäfts- und Vergnügungsreisen nach England und Frankreich, machte hin und wieder einen Abstecher nach Wien, um irgendeinen seiner vielen Streitfälle ins Reine zu bringen, weilte dazwischen auf seinen Besitzungen in Ungarn oder trieb sich in den Bädern und anderen viel besuchten Ortschaften herum, wo er immer Leute fand, die ihn um seines Unglücks willen bewunderten und seiner Eitelkeit schmeichelten. Seinen dauernden Wohnsitz hatte er in Aachen aufgeschlagen, wo er einen Exportweinhandel betrieb und gleichzeitig eine Zeitung herausgab. Der Weinhandel blühte nach seinen Angaben ebenso wie die Zeitung. Auch als Journalist konnte er nicht genug Aufhebens von sich machen. Er rühmte sich dessen, daß er die größten Zeitgenossen als Korrespondenten hätte, mit den meisten

Höfen und Regierungen in Verbindung stünde und dank seines Scharfblicks alle wichtigen politischen Ereignisse voraussagte. Bei allen solchen Selbstverherrlichungen versäumte Trenck es nie, seinen Wahrheitsdrang und seine „großen“ Charaktereigenschaften gebührend ins Licht zu setzen. „Meine wunderbare Erhaltung gegen Mönchswut und Spitzbubenarglist,“ schreibt er einmal, „erweist aber, daß reine Tugend, ein unbefleckter Lebenswandel und ernsthafte Gegenwart des Geistes überall den Kopf emportragen kann und zuletzt alle Anschläge niederträchtiger Bösewichte zernichtet.“ Ein anderes Mal spricht er von seiner „donnernden Wahrheitsstimme“, die „für den Widerhall unbegrenzte Dunstkreise durchdringt“.

Diese Großmannssucht ist der unsympathischste Zug in Trencks Charakter. Er verdunkelt manche seiner guten Eigenschaften: seine Gutmütigkeit, Erkenntlichkeit, Freigebigkeit und seinen Edelmut. Dadurch, daß er seine Leser immer wieder auf sie hinweist und sie herausstreicht, nimmt er ihnen ihren Wert, stellt er sich als einen Menschen hin, der die Tugend nicht um ihrer selbst willen pflegt, sondern lediglich, um die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken und ihr auf Schritt und Tritt zu zeigen: sehet, welch ein Mann! Dieses Aufdringliche und Anmaßende, das man als das eigentliche Abenteuerliche in seinem Wesen bezeichnen kann, nicht — wie er annimmt — sein Wahrheitsdrang und Gerechtigkeitssinn, mögen denn auch schuld daran gewesen sein, daß er so viele Feinde hatte. Die Wiener Kreaturen der Justiz und der Geistlichkeit, die dem armen Trenck mit ihren

Ränken und Listen das Leben so verbitterten und seinen Groll herausforderten, waren gewiß keine Unschuldsengel, allein in jedem von ihnen einen Bösewicht und Intriganten zu wittern, führt denn doch etwas zu weit. Wie er grundlos Mirabeau verdächtigte, ihn diskreditierende Nachdrucke seiner Schriften verbreitet zu haben, genau so übertrieben und ungerecht waren die Anwürfe, die er mancher Wiener Persönlichkeit ins Gesicht schleuderte. Die schweren Kerkerjahre hatten ihm ein tiefes Mißtrauen in die Seele gepflanzt, das seinen Blick für die Menschheit trübte.

Je älter Trenck wurde, desto schärfer trat diese Seite seines Wesens hervor. Der letzte Band seiner Lebensbeschreibung ist fast nur von Radotagen und Gehässigkeiten ausgefüllt. Das Gefühl, überall von Feinden umlauert zu werden, grenzte schon an Verfolgungswahn. Als er sah, daß man ihn in seinem Vaterlande nicht mehr ernst nahm und seine „Enthüllungen“ und schwülstigen Deklamationen über Wahrheit und Freiheit wie die Schrullen eines alten Narren mitleidig belächelte, wandte er sich nach Paris, wo das Morgenrot der Revolution aufleuchtete. Bei den Franzosen, die ihm eine so gastliche Aufnahme gewährt hatten und nun gebieterisch laut den Ruf nach Freiheit erhoben, hoffte er — das Opfer des Despotismus — sich durch Wort und Schrift die Anerkennung und Achtung zu verschaffen, die ihm die Heimat versagte.

Doch welche Enttäuschung! Auch hier niemand, der ihn begreift, begreifen will. Die vornehme Gesellschaft, der er einst als eine prickelnde Sensation er-

schienen war, die ihn mit Einladungen überhäuft, ihm Lorbeerzweige gewunden und zu seinen Ehren Arien gesungen hatte, besteht nicht mehr, ist in alle Winde zerstreut oder harrt im Kerker auf den Urteilsspruch, der sie dem Tode weiht. Die jetzigen Machthaber sehen in Trenck nur den Ausländer, den Aristokrat, der dem König von Preußen als Agent dient und gegen die neue Freiheit etwas im Schilde führt. Man verhaftet ihn und klagt ihn des Verrats an. Es hilft nichts, daß der bald siebzigjährige Greis vor dem Revolutionstribunal beteuert, er habe mit den Großen der Erde nichts mehr zu schaffen und zur Bekräftigung dessen auf die Narben seines Armes hinweist, die von den Ketten seiner zehnjährigen Gefangenschaft herrühren. Seine hohe Gestalt, seine mannhafte Verteidigungsrede, in der er es sogar wagt, Maria Theresia als seine Wohltäterin zu bezeichnen, machen sichtlichen Eindruck auf die Richter. Man scheint die Anklage auf Verrat fallen lassen zu wollen. Aber noch eine andere Schuld wird ihm zur Last gelegt: daß er mit siebzig anderen Eingekerkerten versucht hätte, sich aus dem Gefängnis von St. Lazare zu befreien. Er leugnet nicht, obwohl ihn das Leugnen retten würde, er weist nur darauf hin, daß ein solcher Versuch sein gutes Recht sei. Daraufhin wird er am 25. Juli 1794 zum Tode verurteilt. Mit dem Gleichmut einer starken Seele hört er den Richterspruch an. Auch in seiner letzten Stunde wahrt er noch die Würde des Aristokraten in Haltung und Worten. Auf dem Todeswege ruft er der schaulustigen Menge zu: „Was gibt es da zu gaffen, Leute? Es ist doch nur eine Komödie à la Robespierre.“

Ruhig mit festen dröhnenden Schritten besteigt er das Gerüst als Vorletzter, nachdem vor seinen Augen die Guillotine neunundzwanzigmal ihre blutige Arbeit verrichtet hat. Mit wehendem weißen Haar steht er oben und blickt ruhig in die Menge. „Franzosen," ruft er, „wir sterben unschuldig. Unser Tod wird gerächt werden durch euch — stellt die Freiheit her, indem ihr die Ungeheuer opfert, die sie schänden." Dann saust das Beil auf seinen stolzen Nacken nieder.

Trencks Prophetenwort sollte sich schon drei Tage später bewahrheiten: an der Stelle, wo sein Blut geflossen war, rollte das Haupt seines Henkers Robespierre in den Staub.

Rasputin.

In keinem Lande spielt der Mystizismus eine so maßgebende Rolle wie in Rußland. Die Ursache liegt in dem russischen Volkscharakter, der in jedem Erlebnis vorwiegend den Gefühlsinhalt erlebt, an allen Dingen zuerst den Gefühlswert wahrnimmt. Es mögen geographische und klimatische Verhältnisse — die Melancholie der nördlichen Landschaft, die schier unermeßliche Weite der Steppen, die Dichtigkeit und Größe der Wälder, die Härte des Winters und die stellenweise karge Fruchtbarkeit des Bodens, die den Kampf ums tägliche Brot erschwert — die Ausbildung dieser nationalen Eigenart gefördert haben; bedeutsamer jedoch als dieses fällt der Einfluß der geschichtlichen Ereignisse ins Gewicht. Man vergesse nicht, daß die Russen fast ein Vierteljahrtausend lang unter dem Joch der Tatarenherrschaft geschmachtet haben, daß sie dann unter die Geißel des politischen Despotismus gerieten, der gewissermaßen das Erbe des Tatarenjoches antrat und der sie bis in die jüngste Vergangenheit knechtete, und daß der überwiegende Teil des Volkes erst seit wenig mehr als einem halben Jahrhundert von der furchtbaren Bürde der Leibeigenschaft befreit worden ist. Nimmt man nun noch dazu das soziale Elend der unteren Schichten und das unsägliche Leid, das rohe, zu einem raffinierten System ausgesponnene Beamtenwillkür über Tausende und aber Tausende Gebildete und Un-

gebildete im Laufe der Jahrhunderte gebracht hat, so liefern diese Momente allein schon eine stichhaltige Erklärung für die Entstehung jener sensitiven Gemütsart.

Ein solches gefühlsmäßiges Erfassen der Welt mußte notwendigerweise den Blick für das Innenleben schärfen und gleichzeitig die Teilnahme an der mitleidenden Menschheit wecken. Beide Eigenschaften — Menschenkenntnis und Nächstenliebe — sind denn auch dem russischen Volke wie keinem anderen eigen. Sie bilden seine Stärke und seine Schwäche. Denn indem sie ihm das Vermögen verleihen, die Realität seiner Umwelt deutlich zu durchschauen, verurteilen sie es durch die Offenbarung des grenzenlosen Elends und Leidens, deren Bekämpfung aussichtslos erscheint und die nun einmal als unabwendbare Schicksalsfügungen hingenommen werden müssen, zu Tatenlosigkeit und Resignation. So wird eine große Tugend zu einem verderblichen Laster, zu einem Nationallaster im weitesten Sinne des Wortes. Es scheint, als ob die schweren Gefühlserlebnisse die Willenskraft der Russen gebrochen, ihnen den festen Halt genommen und sie in einen Zustand der Indolenz gegenüber ihrem Schicksal versetzt hätten. Nur wenn eine höhere Gewalt es befiehlt, vermag sich der Russe zur Tat aufzuraffen. Das Handeln ist ihm also kein inneres Bedürfnis, sondern ein Zwang, dem er sich deswegen gehorsam unterwirft, weil seine Phantasie ihn zu einer höheren, göttlichen Macht formt. Er hat den unerschütterlichen Glauben an das ausgleichende Jenseits, und dieser hilft ihm sein trauriges Los ertragen. Die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Anschauung wurzelt so

fest in ihm, daß er in dem Bewußtsein lebt, Gott näher als die übrige Christenheit zu stehen.

In der Tat hat der Russe unter allen europäischen Völkern das innigste Verhältnis zur Religion. Die Religion ist ihm reine Herzenssache. Nicht die Religion, wie sie sich in der herrschenden Kirche offenbart. Letztere nötigt ihm nur Achtung und Ehrfurcht ab, soweit sie eine Macht repräsentiert, die einen Zwang auf ihre Angehörigen ausübt. Da das Kultische, der Ritus, in dem orthodoxen Christentum so überwiegt, daß es alles Ethische erdrückt, welches für den Russen die Quintessenz aller Denkungsart bildet und auf dessen praktische Anwendung im Leben sein ganzes Sehnen und Streben hinausläuft, kann die vorhandene Staatskirche ihm nicht die gesuchte seelische Befriedigung gewähren. Wohl geht er in das Gotteshaus, aber er geht nicht um der rituellen Verrichtungen willen, die er zwar aus übernommener Gewohnheit getreu befolgt, sondern weil er die Kirche als einen Ort der Andacht, des Entrücktseins betrachtet, wo er seinen Meditationen und Träumen nachhängen kann, und weil er glaubt, dort Gott von Angesicht zu Angesicht nahe zu sein. Er braucht keinen Vermittler; er trägt — um mit Tolstoi zu reden — „Gott in sich"; darum vermag er auch kein rechtes Verhältnis zu dem Priester, dem Popen, zu finden. Dieser gilt ihm lediglich als der Vertreter des kirchlichen Dogmas, als ein Beamter unter vielen, dem man wie jedem andern Staatsbeamten gehorchen soll. Die wahre Religiosität sieht der einfache Russe im Mönch, im Anachoreten, im frommen Pilger verkörpert, in allen jenen Leuten, die, wie er selbst, einfach und un-

mittelbar, doch mit mehr Abgeklärtheit, dem Göttlichen gegenüberstehen und die, freudig auf allen äußern Tand, auf Amt und Würden, Reichtum und Bequemlichkeit verzichtend, ihr Leben ausschließlich dem Dienst des Höheren weihen. Das sind seine „Gottesmenschen", seine Heiligen, von denen er sich leiten läßt.

Den großen Einfluß, den sie auf das Volk ausüben, bestätigen die unzähligen Sekten, die über das ganze russische Reich verbreitet sind. Die meisten von ihnen — die Duchobory, Skopzen, Chlysty, Sabbataner, Geißler u. a. — wurden von einfachen Bauern, Einsiedlern oder Wandermönchen gestiftet. Trotz der vielen Verfolgungen, denen sie seitens der Staatskirche ausgesetzt waren, haben sie immer wieder neue Anhänger gefunden, die opferwillig das Martyrium auf sich nahmen in dem Bewußtsein, für ein hohes Ziel zu dulden und zu leiden. Ein Zeichen, wie wenig die offizielle Kirche imstande war, das religiöse Bedürfnis der Massen zu befriedigen. Fast alle jene aus dem einfachen Volke hervorgegangenen Sekten sind von einem tiefen Mystizismus erfüllt. Das rein intuitive Erfassen der Gottheit bildet ihren Inhalt. Freilich nimmt der Kultus, der aus diesem Drang geboren wird, oft sehr absonderliche Formen an. Wild-orgiastische Andachten, die sich bis zu wüsten sexuellen Ausschreitungen steigern, Selbstverstümmelungen und andere Exzesse tauchen als Begleiterscheinungen auf und zeigen, wie nah Verzücktheit und Sinnlichkeit miteinander verwandt sind. Vielfach läßt sich nicht unterscheiden, wo die größere Ehrlichkeit zum Ausdruck gelangt: in dem Bestreben nach Erneuerung des Geistes und im Drange nach innigen

Beziehungen zu Gott oder in der Aufpeitschung erotischer Empfindungen.

Dieser sinnlich-übersinnliche Mystizismus umfaßt nun nicht allein die Gedankenwelt des einfachen russischen Volkes, sondern er reicht bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf, dort allerdings weniger aus innerem Bedürfnis als aus Sensationslust gepflegt. Die Petersburger Aristokratie hatte schon vor hundert Jahren eine leidenschaftliche Neigung zu solchen extravaganten Gefühlsäußerungen. Es war für sie ein angenehmer Nervenkitzel, der in das einförmige, abstumpfende, nur dem Vergnügen ergebene Dasein eine willkommene Abwechslung brachte. Die Stellung, die Rasputin in unserm Jahrhundert einnahm, hatte zur Zeit Alexanders I. der Skopzenapostel Seliwanow bereits mit Erfolg bekleidet. Kein geringerer als der Zar selbst ist, bevor er den Krieg mit Napoleon begann, zu diesem „Wundermann" gewallfahrtet. Alexander I. war überhaupt leicht mystischen Einflüssen zugänglich, was durch seine Freundschaft mit der Baronin von Krüdener, jener seltsamen Schwärmerin, die so entscheidend auf seine politische Gesinnung einwirkte, am auffälligsten bestätigt wird. Um so verwunderlicher bleibt die Tatsache, daß er, der Romantiker und liberale Monarch, der Beschützer der heiligen Allianz, in seinen letzten Lebensjahren ganz unter das geistige Joch eines rohen, ungebildeten Bauern, des Mönches Photius, geriet, der ihn völlig in das Fahrwasser der Reaktion trieb. Man sieht, daß sogar ein fein besaiteter Mensch, wie Alexander es war — und hieraus lassen sich Folgerungen für die gesamte russische Gesellschaft

ziehen —, dem robusten Willen eines einfachen Mannes aus dem Volk unterlag.

Eine in mancher Beziehung Photius ähnelnde Erscheinung war der berüchtigte Johann von Kronstadt, den man wegen seines erotisch gefärbten Mystizismus als einen unmittelbaren Vorläufer Rasputins bezeichnen kann. Johann von Kronstadt — er hieß eigentlich Sergejew — war wie der „Starez von Pokrowskoje“ ein Kind des Volkes. Durch Gewandtheit und Schlauheit erkämpfte er sich als Priester eine Stellung, in der er fast die Machtbefugnis eines Ministers besaß: er wurde Beichtvater Alexanders III. Trotz seines lasterhaften Lebenswandels — das anstößige Treiben, das der „Heilige“ mit Gesinnungsgenossen und -genossinnen in seiner luxuriösen Petersburger Wohnung entfesselt hatte, war ein offenes Geheimnis — und trotz der strengen sittlichen Anschauungen des Zaren blieb Johann auf seinem Posten. Erst als die schlüpfrigen Vorkommnisse in seinem Palais durch die Presse vor das Forum der Öffentlichkeit gezerrt wurden und als außerdem ein unvermeidlicher Prozeß die schlimmsten Skandolosa enthüllte, wie sie nur zur Zeit der größten Sittenverderbnis Roms an der Tagesordnung gewesen sein mögen, mußte er vom Schauplatz seiner Wirksamkeit abtreten und in die Verbannung gehen. Aber das Exil in Archangelsk währte nicht lange. Die kaiserliche Gnade rief ihn nach einigen Jahren wieder nach Petersburg zurück, wo er in die Stellung einer persona grata beim Zaren einrückte und zugleich seine Praxis als Seelenarzt hysterischer Damen aufnahm, die ihm jetzt noch größere Erfolge einbrachte. Er hatte durch die Ver-

bannung seinen Heiligenschein nicht eingebüßt; im Gegenteil schienen die pikanten Enthüllungen aus seinem Privatleben und das Exil seine Anziehungskraft noch erheblich gesteigert zu haben, so daß er sich der unzähligen Verehrer und Verehrerinnen, die aus allen Gauen des weiten Reiches herbeiströmten, um sich von ihm segnen zu lassen, kaum mehr erwehren konnte. Als er starb, wurde er wie ein gekrönter Fürst beerdigt, und eine Ehrenkompanie gab ihm das Geleit.

Wenn der zweifellos sehr nüchtern denkende Alexander, der auch nicht den geringsten Hang zu schwärmerischen Empfindungen hatte, sich schon so leicht in den Netzen eines Schwindlers verfing, wieviel mehr mußte dann erst sein Sohn Nikolaus, der aus einem ganz anderen, weicheren Ton geknetet war, solchen Einflüssen zugänglich sein. Man sagt, daß jener Säbelhieb, den ein fanatischer Japaner ihm als Zarewitsch, während er in Tokio weilte, über den Schädel verabfolgte, die Ursache der ihn später öfters heimsuchenden Gemütsdämmerzustände geworden sei. Vielleicht! Aber ebenso glaubwürdig scheint eine andere Erklärung für diese seelische Disposition, die ein ehemaliger russischer Ochrana-Agent in seinen unter einem Pseudonym erschienenen Erinnerungen veröffentlicht. Es wird hier berichtet von der Prophezeiung eines buddhistischen Lamas, die den Thronfolger außerordentlich erschüttert haben soll. Bei jenem verhängnisvollen Abstecher, den er in Begleitung des Prinzen Georg von Griechenland in das Teeviertel Tokios unternahm und der ihm fast das Leben kostete, kamen die Reisenden an das Häuschen des tibetanischen Weisen

und beschlossen, von Neugier getrieben, ihn nach ihrer Zukunft zu befragen. Der Lama enthüllte dem Kronprinzen nicht nur ein geheimnisvolles Vorkommnis seines früheren Lebens, sondern machte ihm auch Andeutungen über Ereignisse seiner Zukunft, die mit merkwürdiger Übereinstimmung später eintrafen. Gewiß hat diese Begegnung Nikolaus in seinen abergläubischen Neigungen bestärkt und seine Vorliebe für Geheimwissenschaften erhöht.

Es wird erzählt, daß sowohl der Zar wie die Zarin an das Vorhandensein von Geistern blind glaubten und häufig im Winterpalais spiritistische Sitzungen veranstalteten, an denen sogar der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der zwar keinem religiösen Mystizismus huldigt, aber ein ausgesprochener Fatalist ist, zuweilen teilgenommen haben soll. Kein Wunder, daß der russische Hof einen günstigen Tummelplatz für Scharlatane, Hypnotiseure und Geisterbeschwörer aus aller Herren Länder bildete. Daß solche Umtriebe nicht selten politisch ausgenutzt wurden, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. So berichtet jener oben erwähnte Ochrana-Agent von einem Bulgaren namens Demetrides, der durch die Vermittlung einflußreicher Persönlichkeiten sich bei Hof einschlich und vor den höchsten Herrschaften Vorstellungen gab; als Medium diente ihm die Gräfin Ignatjew, eine nervöse und im höchsten Grade hysterische Dame. Einmal mußte sie im Trance alle möglichen kriegsfeindlichen Äußerungen Alexanders II. den andächtigen Zuschauern verkünden. Es war kaum zweifelhaft, daß Demetrides hierbei nicht eigenmächtig, sondern im

Auftrage gewisser Leute handelte, um auf die Gesinnung des Zaren einzuwirken. Die ansehnlichen Geldmittel, über die er verfügte, bestärken den Verdacht.

Aber alle die vielen Geisterseher, politischen Auguren, Wetter- und Kalendermacher, Scharlatane und Gesundbeter — Demetrides, Badmajew, Damtschinsky, Bjesobrasow und wie sie sonst heißen mögen —, alle diese Schwindler, die sich zeitweilig der Gunst der kaiserlichen Familie erfreuten und die uns mit ihrem Treiben an die berüchtigten Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts, einen Cagliostro, Magno Cavallo, Bonafede oder Schrepfer erinnern, genossen doch nur vorübergehend ein Ansehen bei Hofe und verschwanden ebenso schnell wieder, wie sie aufgetaucht waren. Einer allein hat es verstanden, sich dauernd die Gewogenheit des Zaren zu sichern; und dieser eine war Gregorij Jefymitsch Rasputin.

* *
*

Rasputin stammte aus dem Dorf Pokowskoje in dem sibirischen Gouvernement Tobolsk. Er führte hier ein nichts weniger als heiliges Leben und hatte sich öfters wegen Diebstahl, Unterschlagungen und anderer Vergehen vor Gericht zu verantworten. Aber dieses anrüchige Gebaren hätte schwerlich genügt, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf ihn zu lenken, wenn nicht etwas ganz Besonderes geschehen wäre, das durch seinen pikanten Anstrich das Interesse einiger hysterischen und sensationslüsternen Damen der Petersburger Gesellschaft erregte. Rasputin hatte nämlich in seinem Heimatort ein Haus

eingerichtet, das durchreisenden Wallfahrern Unterkunft gewähren sollte. Diesem Zweck diente es jedoch nur zum Schein. In Wirklichkeit war es eine Art Venustempel, in dem der geschäftstüchtige Gastwirt mit seinen zahlreichen Freundinnen, unter denen sich vielleicht schon damals nicht allein Bäuerinnen befanden, fromme Buß- und Andachtsübungen pflegte, die jedesmal in bacchantischen Gelagen gipfelten, zu denen die von ihm für einen Kirchenbau reichlich gesammelten Gelder verwandt wurden. Eine von dem Metropoliten eingeleitete Revision förderte, wie in Rußland bei solchen Gelegenheiten häufig, nichts sonderlich Belastendes zutage. Vermutlich waren auch schon Gönnerinnen in der Residenz tätig, um etwaige festgestellte Verfehlungen kraft ihres Einflusses zu vertuschen.

Jedenfalls wurde Gregorij Jefimytsch nach diesen Untersuchungen auf dem Umweg über ein paar Klöster, wo man ihn gewissermaßen für seine künftige Apostellaufbahn vorbereitete und ihn, ohne daß er ein Mönchsgelübde ablegte, zu einem Heiligen abstempelte, nach Petersburg berufen. Hier, im Salon der Gräfin Ignatjew, ging sein Stern auf. In Scharen strömten die vornehmsten Damen herbei, um die neue Sehenswürdigkeit — den wilden Mann aus den Wäldern Sibiriens, der mit ungepflegtem Bart und ungeschorenem Haupthaar, eine Bauernbluse am Leibe, mit Wasserstiefeln über das feingetäfelte Parkett stampfte — neugierig durch das Lorgnon zu betrachten. Die Neugier verwandelte sich bald in Bewunderung. Der „Alte von Pokrowskoje" — wie fortan sein Apostelname lautete, obwohl er erst die

Schwelle der Dreißig überschritten hatte — wurde der Held des Tages. Die Salonköniginnen rissen sich förmlich um seine Bekanntschaft und überhäuften ihn mit Geschenken und Liebenswürdigkeiten. Eine seiner Hauptverehrerinnen, die Tochter des angesehenen Senators Lochtin, erschien in der Gesellschaft überhaupt nicht anders als in seiner Begleitung. Sie war es vor allem, die das Ansehen des Propheten durch ihre Erzählungen über seine Wunderkraft mehrte. Und in dem Maße, wie Rasputins Ruf wuchs, vergrößerte sich sein Heiligenschein.

Rasputin fühlte sich bald in dem Kreise seiner aristokratischen Verehrerinnen ebenso heimisch, wie unter seinen Freundinnen in Pokrowskoje. Der Boden war für ihn hier noch günstiger als dort. Man muß sich, um das zu verstehen, den Zustand der Petersburger Hautevolée um die Jahrhundertwende vor Augen führen. Er glich in mancher Hinsicht dem der französischen Gesellschaft vor der großen Revolution. Frivolität und Ausschweifungen aller Art gehörten zur Tagesordnung und bildeten den Gesprächsstoff in den Salons. Im Sommer pflegten dann die Damen — dieselben, die später Rasputin eine rückhaltlose Gefolgschaft leisteten — Reisen nach dem Kaukasus zur Aufbesserung ihrer Gesundheit zu unternehmen, Reisen, bei denen unter dem Deckmantel von Bäderkuren Liaisons mit stämmigen Bergführern angeknüpft wurden. Man empfand diesen Ausflug in die Natur als eine angenehme Abwechslung im Reigen der pikanten Abenteuer, die einem das Leben in der Hauptstadt sonst bot. In einer solchen dumpfen und schwülen

moralischen Atmosphäre mußte eine Gestalt wie Rasputin gedeihen. Den nervenüberreizten, hysterischen und gleichzeitig nach Sensationen lüsternen Mondänen erschien der kräftige, wohlgestaltete Mann aus dem Volk, mit den großen, dunklen, feurigen Augen, deren Blick hypnotisch wirkte, als Fleisch gewordene Urkraft, als Inbegriff elementarer Leidenschaft. Da er außerdem sich mit einem mystischen Nimbus zu umgeben und von sich den Anschein eines tief religiösen Menschen zu erwecken vermochte, waren alle Eigenschaften in ihm vereinigt, die einen Erfolg bei der Petersburger Damenwelt gewährleisteten.

Rasputin wurde sich der Macht, die er auf die Weiblichkeit ausübte, sehr schnell bewußt. Sein Nächstes war nun, diese Herrscherstellung auszubauen und zu befestigen. Er setzte darum die aphroditischen „Weihefeste", durch die er sich in seiner Heimat bekannt gemacht hatte, in Petersburg, freilich in raffinierterer, dem Geschmack seiner vornehmen Verehrerinnen angepaßter Aufmachung fort. Die luxuriös eingerichteten Badestuben einer gewissen Madame Discrétion dienten ihm als Ort seiner Empfänge. Hier pflegte er im Kreise seiner Anbeterinnen seine Abendandachten zu halten. Als Hauptaufgabe derselben bezeichnete er die Reinigung der Seele von Sünden. Bei einer fortwährend sich steigernden Hitze schilderte der stattliche, große und stämmige Bauer mit dem langen, rabenschwarzen, weichen Haar und dem braunen ungepflegten Vollbart, in den glühendsten Farben die Verlockungen der Sünde und den Fluch des Fleisches, während die Versammelten mit ihren Blicken gierig an

seinen Lippen hingen, bei der entsetzlichen Temperatur ihre Pulse immer schneller schlugen und Seufzer und Stöhnen den Raum erfüllten. Der Wohlklang seiner tiefen Stimme und seine angeborene Rednergabe verfehlten natürlich nicht ihre Wirkung auf die Zuhörerinnen, die sich in Zerknirschung und Reue vor ihm wanden. Damit waren jedoch seine Andachten keineswegs erschöpft. Es mußte, wie er behauptete, der seelischen Reinigung unbedingt eine körperliche vorausgehen, und zu diesem Zwecke dienten ihm die Badezellen, wo er, mit der Begründung, daß seine Berührung von allen ungesunden und verwerflichen Leidenschaften befreie und den Leib der Sünderin heilige, die Reinigungsprozedur selbst vornahm. Diese Mischung von Religiösem und Erotischem war es auch, welche die Frauen so faszinierte, und viele mögen in der Tat durch seine gesundbeterischen Machenschaften von ihren eingebildeten Leiden geheilt worden sein.

Rasputins Badestubenorgien drangen natürlich, trotz aller Versuche, sie geheim zu halten, bald in die Öffentlichkeit. In gesitteten Gesellschaftskreisen der russischen Hauptstadt war die Entrüstung über sie groß. Aber es ist bezeichnend für die schon damals zutage tretende Macht des Gesundbeters, daß niemand gegen ihn einzuschreiten wagte. Selbst die Klagen der betrogenen Ehemänner fruchteten nichts, obgleich sich unter ihnen sehr angesehene Persönlichkeiten befanden. Der Einfluß von weiblicher Seite erwies sich eben als stärker. Gestützt auf solche mächtige Fürsprecherinnen, konnte der „Starez" sein Gewerbe ruhig weiter ausüben und seinem Ehrgeiz immer höhere Ziele stecken, bis er endlich, von der Gunst

seiner Verehrerinnen emporgetragen, den Gipfel seiner Sehnsucht erreichte: Vertrauensmann des Zaren wurde.

* *

*

Im Jahre 1905, als Rasputin sich schon eines großen Namens als Wundertäter und Gesundbeter erfreute, und von ihm das Gerücht meldete, daß er durch Handauflegen und Gebet unzählige Kranke geheilt hätte, verlangte der Hof nach ihm. Man weiß, daß der kleine Zarewitsch an einer unheimlichen Krankheit litt — einige behaupten Knochentuberkulose, andere Blutsucht — und daß die Eltern in steter Sorge um das Leben des Sohnes schwebten. Gerade damals scheint sein Gesundheitszustand hoffnungslos gewesen zu sein. Da wurde Gregorij Jefimytsch an das Bett des Thronfolgers gerufen, und er soll infolge seiner Gebete und Beschwörungen eine Besserung in dem Befinden des Kindes herbeigeführt haben. Seitdem genoß der Starez das unerschütterliche Vertrauen des Zarenpaares. Er rühmte sich später dem Mönche Iliodor gegenüber, daß er in Zarskoje Sjelo wie in seinem eigenen Haus aus- und eingegangen sei, daß der Zar ihm sogar die Hände geküßt und ihn Christus genannt hätte, daß die Zarin sich an seine Schultern lehnte, wenn er erschien, und daß sie an ihn sogar Briefe schriebe; einige davon will Iliodor mit eigenen Augen gesehen haben.

Wenn man sich den schwächlichen Charakter des Zaren, seinen hypochondrischen Gemütszustand und seine Veranlagung zum Mystizismus vergegenwärtigt, so erscheint

einem der Einfluß, den Rasputin auf ihn ausübte, kaum verwunderlich. Nikolaus sah in ihm einen Vertreter des einfachen Volkes, einen kernigen russischen Bauern, von dem er besser über die Stimmung der Massen als von seinen Ministern und Hofschranzen unterrichtet zu werden glaubte. Da ihm ferner das Wohlergehen seiner Familie über alles ging und er sich seines schwersten Kummers — der Sorge um den Zarewitsch — nunmehr enthoben sah, so zögerte er nicht, Rasputin sein Vertrauen zu schenken und ihm eine Machtbefugnis einzuräumen, wie sie kein anderer seiner Untergebenen besaß. Manche behaupten zwar, die Hauptstütze des Starez sei die Zarin gewesen. Bei ihrer hysterisch-religiösen Veranlagung habe sie eines geistlichen Führers dieser Art bedurft und, obwohl als Protestantin aufgewachsen, sei sie später völlig im russischen Glauben aufgegangen und zu der Überzeugung gelangt, daß der Prediger aus Pokrowskoje eine übernatürliche Macht besitze. Da sie in Rasputin zugleich einen Schutzengel ihres abgöttisch geliebten Sohnes sah, konnte sie ihn nicht entbehren.

Zuweilen zog sich der schlaue Bauer, um der Verfolgung gewisser Kreise, die seinen Einfluß auf den Zaren bekämpften, zu entgehen, in irgendeinen entlegenen Ort zurück. Es hieß dann gewöhnlich, der berühmte Wundertäter und Prophet habe eine Pilgerfahrt angetreten und büße. Der wahre Beweggrund dieser wiederholten Weltflucht waren jedoch vielmehr Skandalgeschichten, zumeist Vergewaltigungen und Verführungen junger Mädchen, die in der Öffentlichkeit einen Entrüstungssturm gegen den frommen Starez heraufbeschworen hatten.

Nicht selten geschah es, daß in solchen Fällen auch einige seiner Petersburger Freundinnen plötzlich Frömmigkeitsanwandlungen bekamen und sich veranlaßt fühlten, ihre Sünden ausgerechnet dort zu büßen, wo der „Heilige" sich aufhielt. Doch scheint er über derartige Besuche keineswegs erfreut gewesen zu sein. Er brauchte Erholung von den Strapazen der Residenz, und wenn er schon Gelüste zum Bußpredigen und Gesundbeten verspürte, so wollte er, der Abwechslung halber, doch lieber mal ein anderes Auditorium vor sich sehen.

Rasputins freiwillige Verbannungen — nur ein einziges Mal soll sie auf Betreiben der Zarinmutter, die den sibirischen Wundertäter aus tiefster Seele haßte, erzwungenermaßen stattgefunden haben — pflegten stets nur kurze Zeit zu währen. Gab die Gesundheit des Zarewitsch irgendeinen Anlaß zur Besorgnis, so wurde Gregorij Jefimytsch sofort nach Petersburg zurückgeholt. Und daß diese Verschlimmerung in dem Befinden des Knaben eintrat, dafür traf des Starez intimste Freundin, Wyrubowa, eine Hofdame der Zarin, die nötigen Vorsehungen. Es wird erzählt — der Bericht stützt sich auf eigene Bekenntnisse Rasputins, die diesem im betrunkenen Zustand über die Lippen geflossen seien —, daß ein tibetanischer Arzt, namens Badmajew, der namentlich bei der Zarin in großem Ansehen stand, die Hand dabei im Spiele gehabt habe. Letzterer verfügte über ein in China viel gebräuchliches, aus jungen Hirschgeweihen und einer Wurzel hergestelltes Pulver, das, in starker Dosis angewandt, heftige und gefährliche Blutungen hervorruft, namentlich bei Menschen, die ohnehin dazu neigen. Wenn

es sich nun als notwendig erwies, Rasputins Einfluß wieder geltend zu machen, so nahm die Wyrubowa von diesem Badmajewschen Pulver und mischte es täglich dem Trank oder der Speise des Zarewitsch bei. Sofort brach die Krankheit von neuem aus. Die Ärzte schüttelten den Kopf und wußten nicht, welchen Ursachen die Verschlimmerung zuzuschreiben sei. Die Wyrubowa setzte ihre Vergiftungen so lange fort, bis Gregorij Jefimytsch erschien, die Hände dem Kinde auf das Haupt legte und es gesundbetete. In Wirklichkeit hörten die Anfälle deshalb auf, weil dem Kinde nicht mehr die bewußte Arznei eingegeben wurde. Rasputins Ruf als Gesundbeter stieg jedoch dadurch ins Unermeßliche, und es befestigte sich bei dem Zaren und der Zarin immer mehr der Glaube, daß das Wohl und Wehe ihres Sohnes von der Anwesenheit und Abwesenheit des wundertätigen Starez abhänge.

Rasputins Einfluß erstarkte schließlich derartig, daß er, wie einst Photius, Bischöfe absetzen und Minister stürzen konnte. Einige behaupten, er habe diese Machtbefugnis, um persönliche Rachegelüste zu befriedigen, schändlich mißbraucht und sei eine kalte und grausame Natur gewesen, die alle von der Reaktion und den schwarzen Banden verübten Verbrechen unterstützt hätte; andere wiederum meinen, daß man ihm keineswegs Härte oder Ungerechtigkeit vorwerfen könne und daß er einen scharfen und gesunden Blick für die Erscheinungen seiner Umwelt gehabt habe. Wohl rühmt er sich öfters dessen, daß es ihm ein Leichtes sei, diesen oder jenen Minister und andere hochgestellte Persönlichkeiten unschädlich zu machen — verschiedene Personen, wie zum

Beispiel der Adelsmarschall Samarin, der Bischof Feofan und mancher andere haben dies an sich erfahren müssen —, aber es geschah nie aus bloßer Rachgier oder Bosheit. Im Grunde genommen war er gutmütig und verhalf gern Leuten, die ihn um seine Protektion baten, zu Stellungen, allerdings unbekümmert darum, ob sie sich mit ihren Fähigkeiten für dieselben eigneten oder nicht. Er gefiel sich in der Rolle eines Gönners und verteilte Ämter und Würden mit freigebiger Hand. Freilich ebnete er dadurch vielen minderwertigen und untauglichen Kreaturen den Weg. Um über geistige Qualitäten eines Menschen zu urteilen, fehlte es ihm an Bildung. Er konnte selbst nur notdürftig, doch ganz unorthographisch schreiben. Er besaß auch eine sehr schwere Fassungsgabe und ein schlechtes Gedächtnis. Der Mönch Iliodor berichtet, daß er Rasputin für das geistliche Amt habe vorbereiten sollen. Einen ganzen Tag sei er vergeblich bemüht gewesen, ihm den ersten Absatz der großen Liturgie beizubringen, doch ohne jeden Erfolg.

Die heftigste Gegnerschaft hatte Rasputin unter der Geistlichkeit, weil ihm vor allem, ohne Mönch oder Priester zu sein, eine solche Machtbefugnis über die Kirche übertragen war, daß selbst der Oberprokureur der heiligen Synode weichen mußte, wenn es ihm gefiel. Man empörte sich auch über seine selbstherrliche Besetzung der Bischofsstühle mit allerhand fragwürdigen Existenzen. Ja, seine Eingriffe in die Rechte der Geistlichkeit erstreckten sich sogar soweit, daß er die Überreste eines alten Patriarchen, die er irgendwo hatte ausgraben lassen, heilig sprach. Die Synode protestierte zwar eifrig gegen

diese Anmaßung, aber man einigte sich doch schließlich, dem vierhundertjährigen Patriarchen die nun einmal ihm zugesprochene Heiligengloriole zu belassen.

Rasputins Ruf als Gönner und uneigennütziger Ämtervermittler lockte natürlich Massen von Bittstellern herbei, die täglich seine Empfangszimmer belagerten. Ein Zettelchen mit ein paar Worten von seiner Hand konnte einem oft die Türen zu dem Kabinett eines Ministers öffnen. Nur war es nicht ganz leicht, zu ihm zu gelangen; denn meist weilte er in Zarskoje Sjelo, und in Petersburg hatte er mehrere luxuriös ausgestattete Wohnungen, die er abwechselnd, seiner jeweiligen Gemütsstimmung folgend, bewohnte. Man mußte also, ehe man den Weg zu ihm antrat, sich genau vergewissern, in welchem Quartier er sich gerade an dem betreffenden Tage aufhielt. Die Audienzen erteilte er wie ein König. Ein Schweizer untersuchte die Angemeldeten erst gründlich vom Kopf bis zu den Füßen, ob sie nicht irgendwelche Waffen bei sich trugen, und unterzog sie einem Kreuzverhör, das den Zweck hatte, sie über ihre Gesinnungen und Absichten auszuhorchen. Erst wenn man der Überzeugung war, daß der Befragte keinen Anschlag auf das Leben des berühmten Starez plane, wurde ihm der Zutritt gestattet. Eine alte Frau mit einem roten Kopftuch führte den Bittsteller darauf in ein prunkvoll ausgestattetes Gemach, wo gewöhnlich schon eine Reihe von Leuten, manche von ihnen bereits seit dem vorhergehenden Abend, auf den ersehnten Augenblick der Audienz warteten. Da konnte man eine bunte, aus allen möglichen Ständen und Berufen zusammengewürfelte Gesellschaft

gewahren: alte Generäle, Geistliche, elegante Damen, Mütter mit Brustkindern, Kaufleute in langen Kaftans, Beamte, Bauern u. a. Die Schriftstellerin Colb-Dauvin, eine Prinzessin Radziwill, hatte aus Neugier sich einmal bei Gregorij Jefimytsch melden lassen und schildert die Begegnung mit dem Wundertäter in seinem Privatgemach folgendermaßen:

„In der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch mit einem Samowar, der ringsum von Tassen und Tellern umstellt war, auf denen Zitronen, Zucker und ganze Berge von Kuchen lagen. Der „Wundertäter" machte auf mich durchaus nicht den Eindruck einer besonders bestechenden Persönlichkeit. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen; er war hochgewachsen und hager und trug einen langen Bart; lange schwarze Haare fielen ihm bis auf die Schultern herab. Seine Augen waren schwarz und sehr ausdrucksvoll, doch nicht faszinierend, wie man mir gesagt hatte. Das Charakteristische an ihm waren seine langen, schmalen Hände und die unbeschnittenen Nägel, die so von Schmutz starrten, daß sie einem Ekel verursachten. Er trug einen üblichen russischen Bauernrock, Schaftstiefel und eine Weste aus prachtvollem blauen Tuch. Als wir Platz genommen hatten, füllte er eine Tasse mit Tee, goß ihn auf eine Untertasse und begann ihn zu schlürfen. Plötzlich reichte er mit dem Worte „Trink!" mir die Tasse hin. Da ich ablehnte, wandte er sich stirnrunzelnd zu mir: „Es haben schon andere Leute als du aus diesem Täßchen getrunken." Darauf rief er die Alte heran und befahl ihr, aus der „Tasse des Lebens" zu trinken. Die Frau fiel

auf die Knie, Rasputin öffnete ihr mit den Fingern den Mund und schüttete ihr den Trank in die Kehle. Sie schmiegte sich wie ein Hund an ihn, küßte gierig seine Füße und blieb in dieser Stellung so lange, bis er sie mit seinen schweren Stiefeln beiseite stieß. Dann wandte er sich von neuem zu mir und sagte: „Die hochgestellten Damen, die allerhöchsten in diesem Lande, sind glücklich, wenn sie das tun dürfen, was dieses Weib tat.“ Nach einer flüchtigen Unterhaltung über die Politik, wobei Rasputin sich nicht genug seines großen Einflusses auf den Zaren brüsten konnte, lenkte die Prinzessin das Gespräch auch auf die Ursache seiner Macht und bat ihn um Auskunft, wodurch er diese erlangt habe. „Dadurch,“ erwiderte er schnell, „daß ich den Leuten die Wahrheit sagte. Du denkst natürlich, daß diese eleganten Damen, die bei Hofe herrschen und das große Wort führen, ungern etwas über ihre Mängel vernehmen, aber du irrst dich. Sie sind überrascht, wenn sie hören, daß ich sie bei ihrem wirklichen Namen nenne und ihnen zu verstehen gebe, daß sie nichts als verwerfliche Kreaturen sind; sie fallen dann sofort auf die Knie und flehen mich an, daß ich es niemand sagen möge. Grischa ist nicht so dumm, wie man denkt. Er versteht die Kunst, mit diesen Frauenzimmern umzugehen.“ Er legte auch sofort Beweise seiner Kunst ab, indem er der Gräfin X. durch das Telefon befahl, gegen Mitternacht in seiner Wohnung zu erscheinen, und einer anderen Dame, die, in einen kostbaren Pelz gehüllt, im Empfangszimmer wartete, die unzweideutige Anweisung gab, im Nebenzimmer ausgekleidet auf ihn abends zu warten. Die Dame küßte

unterwürfig seine Hände und zog sich, wie in einem nachtwandlerischen Zustand, in das ihr angewiesene Zimmer zurück. Als ich mich gleich darauf verabschieden wollte, streckte er mir ebenfalls seine schmutzigen Hände hin; vermutlich erwartete er, daß auch ich sie küssen würde, und fühlte sich augenscheinlich sehr gekränkt, als ich es nicht tat. Ich ging, erfüllt von Verwunderung über diese eigentümliche Persönlichkeit und noch mehr über die eigentümliche Macht, die sie auf Menschen ausübte, deren Bildung und gesellschaftliche Stellung sie eigentlich vor der Gefahr, einem solchen Einfluß zu unterliegen, bewahren sollte."

* *
*

Daß Rasputins Gegner kein Mittel unversucht ließen, um den verhaßten Machthaber aus dem Wege zu räumen oder ihn wenigstens kalt zu stellen, bedarf wohl kaum einer besonderen Hervorhebung. Die Zahl seiner Feinde wuchs von Tage zu Tage. Es waren darunter ihrer Ämter entsetzte Beamte, gestürzte Würdenträger, Geistliche, Patrioten, betrogene Ehemänner, geschändete Frauen und nicht zuletzt jene slawophilen Kreise, an deren Spitze die Zarinmutter und der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch standen, die ihre kriegerischen Absichten durch Rasputins auf die Erhaltung des Friedens gerichtete Politik durchkreuzt sahen. Mehr als einmal wurden Attentate auf ihn ausgeübt, ohne jedoch ihr Ziel — die Beseitigung des Wundertäters — zu erreichen. Eine Leibgarde von geheimen Detektivs wachte Tag und Nacht um das Wohl des Propheten.

Als die politischen Verhältnisse Europas im Sommer des Jahres 1914 sich drohend zuspitzten und der Ausbruch eines Weltbrandes unvermeidlich schien, war man sich in der russischen Kriegspartei dessen bewußt, daß Rasputin ein Hindernis für die Ausführung ihrer Pläne bedeute, um so mehr als sein Einfluß, nachdem er kurz zuvor von einer läuternden Pilgerfahrt heimgekehrt war und mit der Macht seines Gebetes dem Thronfolger die Gesundheit wiedergegeben hatte, stärker denn je die Gesinnung des Zaren zu bestimmen schien. Da der Versuch, ihn durch Bestechung zu gewinnen, scheiterte — denn Rasputin verfügte über mehr Mittel, als er brauchte —, so wählte man den heimtückischen Weg des Mordes. Eine schöne junge Dame — wir folgen hier dem Bericht des schon mehrfach erwähnten anonymen Ochrana-Agenten — wurde zum Werkzeug erkoren. Sie nährte einen tiefen Groll gegen den Starez im Herzen, denn sie verdankte ihm eine zweijährige Kerkerhaft, weil sie ihn aus Empörung darüber, daß er sie verführt, auf offener Straße mit Schmähungen und Drohungen überschüttet hatte. Man suggerierte ihr, daß sie von Gott dazu ausersehen sei, Rußland von seiner Geißel zu befreien, und sie erklärte sich schließlich bereit, die Tat auszuführen. Sie ließ sich bei ihm unter falschem Namen melden, gelangte merkwürdigerweise ohne vorherige Untersuchung bis in sein Privatgemach und stieß ihm ein Messer in die Brust. Nur das Madonnenbild, das Rasputin unter der Kleidung trug, verhinderte es, daß die Mordwaffe tötlich traf. Die Attentäterin wurde festgenommen, für geisteskrank erklärt und in eine Irren-

anstalt gesperrt, Gregorij Jefimytsch brachte man jedoch nach dem Süden, wo er lange krank darniederlag.

Die Kriegspartei hatte ihr Ziel erreicht: in den entscheidenden Julitagen war Rasputins Einfluß ausgeschaltet. So lange Rußland noch im chauvinistischen Taumel schwelgte, konnte er auch nicht wieder zur Geltung gelangen. Erst als die Niederlagen zur Besinnung riefen, die russischen Heere immer weiter ins Hinterland sich zurückzogen und die Aussicht auf den Sieg immer mehr den Blicken der Patrioten entschwand, wendete sich das Schicksal zu Rasputins Gunsten. Der Zar begann von neuem auf die Worte seines Seelsorgers Gregorij Jefimytsch zu hören, machte es doch den Eindruck, als ob dessen Voraussagung, die diesen Krieg als ein Verhängnis bezeichnet hatte, sich bestätigen wollte. Fortwährend soll er, nicht etwa aus Zuneigung für die Deutschen, sondern aus rein instinktivem gesunden Gefühl, unterstützt von der Zarin, die am ehrlichsten für die Beendigung des Blutvergießens eintrat, die Liquidierung des Krieges befürwortet zu haben. Zu Beginn des Winters 1916 scheint in der Tat Nikolaus, nicht zuletzt unter der Einwirkung Rasputins, einem Friedensschluß geneigt gewesen zu sein. Jedenfalls sprachen verschiedene Anzeichen dafür, vor allem die ungeheure Geschäftigkeit und Energie, welche die Ententegesandten — in erster Linie der englische Botschafter Buchanan — nunmehr in der Bekämpfung des ihnen gefährlichen Widersachers entfalteten. Es galt um jeden Preis, einen Friedensschluß mit Deutschland zu verhindern, und darum mußte der Mann, der einen solchen förderte, aus dem Wege geräumt werden.



Am 19. Dezember brachten die Petersburger Zeitungen die Nachricht von der Auffindung eines Leichnams in dem Eise der Newa. Der Name des Toten war nicht genannt, aber schon am nächsten Tage wußte es die ganze Hauptstadt, daß es sich um keinen andern als um Rasputin handelte. Die Leiche wies mehrere Schußwunden auf, und es stellte sich heraus, daß der Tod durch Verblutung eingetreten war. Über die näheren Umstände von dem Ende des Starez konnten auch die eingeleiteten Gerichtsverhandlungen kein klares Bild ergeben. Der Verdacht, den Mord begangen zu haben, lenkte sich auf den jungen Fürsten Jusuppow, der einerseits als Werkzeug der Kriegspartei, anderseits als Rächer seiner Ehre gehandelt haben soll; man behauptet, die durch eine außerordentliche Schönheit ausgezeichnete Fürstin hätte in einem intimen Verhältnis zu Gregorij Jefimytsch gestanden. Aus Zeugenaussagen ging hervor, daß Jusuppow den Starez am Abend des 16. Dezember in seiner Wohnung besucht und im Automobil mitgenommen habe. Sie seien dann zusammen nach einem in den Kreisen der Lebewelt bekannten Restaurant gefahren und von dort, nach einem fröhlichen Zechgelage, nachts in das Palais des Fürsten auf der Moika, wo gerade ein Rout stattgefunden habe. Von den anwesenden Gästen, zu denen auch der bekannte Dumaabgeordnete Purischkewitsch gehörte, wurde allerdings vor Gericht die Anwesenheit Rasputins geleugnet. Mehrere Zeugen bekundeten jedoch, daß etwa gegen vier Uhr morgens im Garten des Jusuppowschen Palais ein Schuß gefallen sei. Man fand später einen erschossenen Hof-

hund, aber die chemische Untersuchung der Blutspuren im Schnee wies auf Menschenblut. Ein einziger Zeuge — ein Schutzmann, der in der Nähe des Jusuppowschen Palais auf Wache gestanden hatte — machte die aufsehenerregende Aussage, daß er, als er nach dem Revolverschuß auf das Gartentor zugegangen sei, im Schnee den jungen Fürsten und den Abgeordneten Purischkewitsch wahrgenommen habe, daß der letztere auf ihn zugekommen sei und ihm den Tod Rasputins mitgeteilt habe mit dem Bemerken, er möge, wenn er ein treuer Diener des Zaren sei, nicht darüber reden. Merkwürdigerweise wurde auf die Aussage dieses Zeugen gar kein Gewicht gelegt. Überhaupt erhält man von dem ganzen Gerichtsverfahren den Eindruck, als ob es nur oberflächlich gehandhabt worden sei und als ob die Richter mit Absicht alles darauf angelegt hätten, die ganze Affäre in einem mysteriösen Dunkel zu erhalten.

Der Tod Rasputins übte eine ganz verschiedene Wirkung aus. Die Zarin hätte durch das Hinscheiden ihres eigenen Sohnes nicht schwerer getroffen werden können als durch diese Nachricht. Sie war es auch, die eine unnachsichtliche Bestrafung der Attentäter ohne Rücksicht auf deren Stellung und Würde forderte; denn sie mochte wohl ahnen, wo die Schuldigen zu suchen seien. In den Theatern soll dagegen das Publikum Hurrah gerufen und die Nationalhymne verlangt haben, als die Kunde von dem Ende des Propheten eingetroffen war.

Die Beerdigung fand unter ungeheurem Pomp statt. Die Leiche wurde zuerst nach Zarskoje Sjelo überführt und hier in der kaiserlichen Kathedrale ausgestellt.

Der Zar, der damals gerade auf dem Kriegsschauplatz weilte, kam eigens aus dem Hauptquartier zurück, um am Sarge des „Heiligen" zu beten. Im Trauerzug war die vornehmste Gesellschaft Petersburgs zu sehen, eine schier endlose Reihe eleganter Damen, Vertreter der Regierung, Hofbeamte, Mitglieder des Reichsrats und der Duma. Die sterblichen Reste Rasputins fanden ihre letzte Ruhe in einem Wäldchen nahe von Zarskoje Sjelo, wo seine intimste Freundin, die Wyrubowa, ein Mausoleum über seiner Gruft errichten ließ.

Der Mystizismus, der das Leben dieses Abenteurers umsponnen hatte, blieb ihm auch im Tode treu. Im Volk verbreitete sich das Gerücht, daß der wahre Rasputin gar nicht gestorben sei, sondern daß man ihn nur totgesagt hätte, um ihn vor den Nachstellungen seiner Feinde zu schützen. Vielleicht rechnete man auch mit der Möglichkeit des Erscheinens eines Pseudo-Rasputin, was durchaus der russischen Gepflogenheit entspräche. Vielleicht glauben seine schönen Verehrerinnen noch heute, daß Gregorij Jefimytsch unsterblich ist und daß er eines Tages wiederkehren wird, um Frau Venus neue Altäre zu bauen.

Literaturnachweis.

Unter den von mir benutzten Quellen erwähne ich nur diejenigen Werke, die eine eingehendere Bekanntschaft mit den einzelnen Gestalten und Zeitströmungen vermitteln:

O. Andreae, Ein Weib auf dem Stuhle Petri oder das wiedergeöffnete Grab der Päpstin Johanna. Gütersloh 1866.

(Brevern), Die vorgebliche Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna. Nach den Akten des Kaiserlich Russischen Reichsarchivs. Berlin 1867.

Friedrich Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Leipzig 1850 ff.

Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen. Vorlesungen. Leipzig 1823, 2 Bände.

Thomas Carlyle's ausgewählte Schriften. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig 1855, I. Band, 98 ff.

Giacomo Casanova's Erinnerungen. Wohlfeile Ausgabe in 6 Bänden, übertragen von Heinrich Conrad. Verlegt bei Georg Müller, München und Leipzig.

Castéra, Vie de Catherine II, impératrice de Russie. Paris 1797.

Miguel de Cervantes, Leben und Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quixote. In der anonymen Übersetzung von 1837, unter Benutzung der Übertragungen von Soltau und Tieck, herausgegeben von Will Vesper. München 1912.

Casimir von Chledowski, Das Italien des Rokoko. Autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen von Rosa Schapire. München 1915.

Compendio della vita e delle geste di G. Balsamo, denominato il conte Cagliostro, che si è estratto del prozesso contro di lui formato in Roma l' anno 1790. Roma 1791.

Magnus J. v. Crusenstolpe, Russische Hofgeschichten, herausgegeben von Joachim Delbrück. Neudruck. München 1917, II. Band.

Crusius' Bedenken über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen mit antiapokalyptischen Augen betrachtet von Balthasar Becker. 1779.

Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt. Zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser. Band VII und VIII.

Joh. Jos. Ign. v. Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters. 2. Auflage. Stuttgart 1890.

Gustav Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit.

Funcks Natürliche Magie. 1783.

D. Johann Philipp Gablers Kleine theologische Schriften. Ulm 1831, Band I., 401 ff. (Über die Päpstin Johanna.)

Denkwürdigkeiten des Barons Carl Heinrich von Gleichen. Eine Reihe aus seiner Feder geflossener Aufsätze über Personen und Verhältnisse aus der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Leipzig 1847. (Über den Grafen von Saint-Germain, S. 110 ff.)

A. v. Gleichen-Rußwurm, Der Ritterspiegel. Geschichten der vornehmen Welt im romanischen Mittelalter. Stuttgart 1918.

J. W. Goethe, Der Groß-Cophta. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

J. W. Goethe, Italienische Reise (Palermo 13. u. 14. April 1787 über Cagliostro).

Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. Stuttgart 1870, 2. Band.

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. Roman. Ausgabe des Inselverlags.

Ed. v. Helbig, Russische Günstlinge. Tübingen 1809.

N. M. Karamsin, Briefe eines russischen Reisenden. Moskau 1797, russische Ausgabe.

N. M. Karamsin, Geschichte des russischen Reiches. Band 10 und 11. Leipzig 1827 ff.

Nikolaus Christian Kist, Die Päpstin Johanna. (Ein Beweis, daß die Untersuchung ihrer Geschichte noch keineswegs abgeschlossen ist.) Zeitschrift f. d. hist. Theologie. Jahrg. 1844, 2. Heft.

Th. G. Masaryk, Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen. Jena 1913, 2 Bände.

Mémoire pour le comte de Cagliostro, accusé, contre M. le Procureur-Genéral accusateur. Paris 1876.

Prosper Mérimée, Der falsche Demetrius. Episode aus der Geschichte Rußlands. Deutsch von W. S. Drugulin. Leipzig 1865.

(Graf Moszczynski), Cagliostro démasqué à Varsovie ou relation authentique de ses opérations alchimiques. 1780.

Th. H. Pantenius, Der falsche Demetrius. Monographien der Weltgeschichte. Bielefeld und Leipzig 1904.

Angelo L. Rappoport, Liebesgeschichten aus dem Vatikan. Die Favoritinnen der Päpste. Einzig autorisierte Übersetzung von Marie Ewers. Berlin o. J.

Elisa von der Recke, Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau, im Jahre 1779 und von dessen dortigen magischen Operationen. Berlin und Stettin 1787.

Emmanuel Rhoïdis, Päpstin Johanna. Eine Studie aus dem Mittelalter. Übertragen aus dem Neugriechischen von Paul Friedrich. Leipzig 1904.

August Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit. Halle a. S. 1890, 2 Bände.

Friedrich Schiller, Der Geisterseher. Ein Roman.

Tagebuch des Leipziger Logenmeisters Benedikt Schlegel über seinen mit Schrepfer gepflogenen Umgang. 1806.

Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. Leipzig 1880, 2 Bände.

Semler, Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerschen und Schröpferschen Geisterbeschwörungen. 1775.

Eugen Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1874.

August Silberstein, Denksäulen im Gebiete der Kultur und Literatur. Wien 1879.

Merkwürdige Historie der Päpstin Johanna, aus der Herrn von Spanheim, Professoris der Academie zu Leyden, lateinischen Dissertation von dem Herrn L'Enfant gezogen, und von demselben nebst verschiedenen Anmerckungen des Herrn des Vignoles in Frantzösischer Sprache herausgegeben; nunmehro aber, wegen ihrer Vortrefflichkeit, aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt. In zwey Tomis. Mit Kupfern. Franckfurth u. Leipzig. 1737.

E. Suminsky, Die Prinzessin Tarakanowa. Aus dem Polnischen ins Russische übertragen von W. Petrutschin. Moskau 1908.

Valerian Tornius, Kavaliere. Charaktere und Bilder aus der galanten Welt. 2. Auflage. Leipzig 1918.

Des Freiherrn *Friedrich von der Trenck* merkwürdige Lebensgeschichte von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch guter Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen. Nach dem Original nebst einem Vorwort mit Anmerkungen neu herausgegeben von Gustav Gugitz. München und Leipzig 1912, 2 Bände.

Fr. v. d. Trencks Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach Trencks eigenhändigen Aufzeichnungen wortgetreu herausgegeben von J. Petzholdt. (Nebst einer bibliographischen Übersicht der Trenckliteratur, einer Beschreibung der Trenckbibel und des Trenckbuches, sowie einem Titelbilde.) Dresden 1866.

Iwan Turgenjew, Hamlet und Don Quixote. Gesammelte Werke. Band 10 (russische Ausgabe).

Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers *Ulrich von Lichtenstein*, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart und Tübingen 1812.

Wolfgang von Wurzbach, Cervantes' Don Quixote. Straßburg 1913.

Karl von Weber, Aus vier Jahrhunderten. Mitteilungen aus dem Haupt-Staatsarchiv zu Dresden. Leipzig 1857. 2 Bände, I., 706 ff. (Über Saint-Germain.)

H. Th. v. Zancke, Rasputin. Russische Sittenbilder nach den Erinnerungen eines Ochrana-Agenten. Berlin 1917.


32101 068174182